



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



HG 330 A.7



1000



Bischer in seiner Stuttgarter Zeit

Friedrich Theodor Vischer

Eine Darstellung seiner Persönlichkeit
und eine Auswahl aus seinen Werken

Von

Dr. Theodor Klaiber

Mit 6 Tafeln



Verlegt von Strecker und Schröder in Stuttgart
1920

HG 330 A. 7

Alle Rechte von der Verlagsbuchhandlung vorbehalten



Auf holzfreies Papier gedruckt von Strecker und Schröder in Stuttgart

Inhalt

Friedrich Theodor Vischers Leben und Schaffen	1—131
Vorbemerkung	3—4
Jugend- und Lehrjahre	5—18
Der Ästhetiker und Kritiker	19—63
Der Politiker und Erzieher	64—84
Der Dichter und Humorist	85—111
Der Denker und Mensch	112—131
Auswahl aus Friedrich Theodor Vischers Werken	133—368
Der Ästhetiker und Kritiker	135—200
Der Politiker und Erzieher	201—251
Der Dichter und Humorist	252—336
Der Denker und Mensch	337—368

**Friedrich Theodor Vischers Leben
und Schaffen**



Vorbemerkung

Es gibt Dichter und Schriftsteller, von denen brauchen wir nur einige Zeilen zu lesen, und wir horchen auf, wir sind gefesselt und ruhen nicht, bis wir bei der letzten Seite angelangt sind. Zu ihnen gehört Friedrich Theodor Vischer, denn aus allem, was er schreibt, spürt man den urwüchsigen, aus gutem Kernholz geschnitzten Vollmenschen heraus. Und was in diesem oft recht eigensinnigen und harten Schwabentopf gewachsen ist, gleicht nicht dem Gras, das frühe blühet, aber abends verwelkt und in den Ofen geworfen wird. Vielmehr hat von Vischers Gedanken, Urteilen, Anschauungen und Dichtungen eine größere Zahl den Wechsel der Zeiten und Meinungen überlebt, als das bei den meisten seiner einst hochgepriesenen Zeitgenossen der Fall ist. Mit dem Besten, was er geschaffen, gedacht und geschrieben hat, ist er noch lange nicht veraltet, ja viele fangen jetzt erst an zu ahnen und zu verstehen, was und wer er eigentlich war. Neben den bisherigen Sonderausgaben seiner Schriften und Dichtungen beginnen neuerdings Sammelausgaben seiner ausgewählten Werke zu erscheinen, gelehrte Arbeiten suchen das Verständnis seiner Persönlichkeit und seines Schaffens zu fördern und zu vertiefen, und man geht wohl nicht fehl mit der Annahme, daß der große „Repetent deutscher Nation“ gerade in der Gegenwart

und nächsten Zukunft seinem Volk manch stärkendes Wort zu sagen und manch guten Rat zu geben hat.

Auch die vorliegende Arbeit möchte in ihrem Teile dazu dienen, Vischer unserer Zeit wieder nahezubringen, sein Lebenswerk für die Gegenwart nutzbar zu machen. Zu diesem Zweck ist eine auf den maßgebenden Quellen beruhende Darstellung seiner Persönlichkeit und seines geistigen Wirkens vorausgeschickt. Daran schließt sich eine möglichst vielseitige Auswahl des Besten und Bezeichnendsten aus seinen Werken. Um dabei auch die weniger allgemein zugänglichen unter diesen zum Wort kommen zu lassen, mußte freilich auf die Wiedergabe zusammenhängender größerer Abschnitte und Schriften verzichtet werden. Dafür konnte manches gegeben werden, was mehr abseits von der begangenen Straße liegt, so einzelne Proben aus der Ästhetik, aus Mode und Synismus, aus Briefen und Reisebeschreibungen, sowie die reizvoll gemüthliche Wahlrede in Horrheim im Jahre 1870. Im übrigen soll die Auswahl zu näherer Vertiefung in Vischer's Werke locken und reizen, sowie den geistig Strebenden und Ringenden in den weitesten Kreisen des Volkes bei der Beschäftigung mit Vischer Führerdienste leisten.

Jugend- und Lehrjahre

Wie die feingezogene Linie einer fernen Gebirgswelt und das stille große Leuchten ragender Berghäupter gleich einer Botschaft aus besseren Bereichen sehnsuchtweckend niederblickt in den Wust und Dunst der Niederungen, so ragt die Welt des Schönen tröstend, beglückend und erhebend herein in die Unruhe und Hast des Alltags, in das Getriebe menschlicher Suchten und Leidenschaften. Wohl dem Volke, dem es nicht an Männern fehlt, die immer wieder mahnen, zu jenen Höhen den Blick zu heben, einzutauchen mit Sinn und Seele in jene Welt des Lichts, deren Anblick unsere besten Kräfte weckt und uns die Angst des Irdischen vergessen läßt. Friedrich Theodor Vischer war ein solcher Führer in das Land der Schönheit, ein solcher Rufer und Mahner.

Er gehörte nicht zu den Ästhetikern, die ihrem Gegenstand gegenüber wenig mehr aufbringen als kühle Forscherneugier. Er war stets mit Herz und Seele bei seiner Sache, er lebte und webte in den Dingen, die er zu ergründen suchte, sie bewegten ihn aufs tiefste wie nur irgendeine Frage des praktischen Lebens, er rang mit den Dichtern, in deren Werke er eindrang so lange, bis sie ihm ihr Bestes gegeben hatten. Vischer gehörte auch nicht zu den Ästhetikern, die künstlerisches, dichterisches Schaffen nur vom Hörensagen kennen und so für

eines der wichtigsten Gebiete ihrer Wissenschaft auf fremde Kunde angewiesen sind. Er war vielmehr selbst Dichter. Sein Volk kennt ihn als den Verfasser des AUCH EINER, als den alten Schartenmayer, als kernhaften Lyriker, als Schöpfer des aristophanisch tollen Faust dritter Teil, als einen der geistvollsten Vertreter deutschen Humors. Und endlich gehörte er am allerwenigsten zu denen, die mehr Ästheteten als Ästhetiker sind, zu den Schönggeistern, die nur den Schaum des Lebens nippen, denen die Kunst nur ein Naschen, ein genießliches Spiel, ein markloses Getändel ist. Er war ein ganzer Mann, ein Mann von Gewicht und Nachdruck, ein Geist, der die Fäden wohl kannte, die das Schöne mit dem Guten und Wahren innig verbinden, eine Persönlichkeit, die sich überall ganz einsetzte und deren Umrisse sich jedem unauslöschlich einprägen.

Es war etwas Faßbares, Wesenhaftes, Urbürtiges in seiner Art. Davon gibt uns in besonders reizvoller Weise Gottfried Keller Kunde, der die frische Handfestigkeit dieses Ästhetikprofessors besonders schätzte. In seinem Glückwunsch zu Bishers achtzigsten Geburtstag im Jahre 1887 teilt er eine Erinnerung mit, die besser als lange Darlegungen ein Bild Bishers zu geben imstande ist. „Vor mehr als zwanzig Jahren, schreibt Gottfried Keller, kehrte ich eines Sonntagabends von einem Spaziergang in der Umgebung von Zürich nach der Stadt zurück an der Seite eines Mannes, der sich dem Ende seines sechsten Jahrzehnts nähern mochte, aber noch wohlgebaut und mit rüstigen Gliedmaßen dahinschritt. Er war keineswegs modern und doch mit schlichter Eleganz gekleidet, da er, die schlottrige Tagesmode verachtend, an dem als zweckmäßig erkannten Gewandschnitt ‚schönerer Jahre‘ unverbrüchlich festhielt. Der Hut saß ihm gut und frei, fast

etwas schieflich zu Haupte und schien zu sagen: Ein Mann geht unter mir!

Die Dämmerung war stark vorgeschritten, als unser Gespräch plötzlich unterbrochen wurde. Auf der andern Straßenseite gab ein dichter, dunkler Männerhaufen die schönste Prügelei zum besten, ganz in sich gekehrt, wie von der Welt abgewandt. Wir standen still und sahen bald, daß dieser Knäuel erboster Leute auf einen einzelnen loszuhau'n mußte, der unverkennbar in der Mitte saß und erbärmlich um Hilfe schrie. Mein Begleiter horchte nur einen Augenblick hin, faßte seinen Stock fester und sprang mit einem Satz über die Straße weg. Während er unerschrocken eindrang und den Knäuel zerteilte, hörte ich seine helle Stimme rufen: „Ihr Himmelskramenter, was ist das? Schämt ihr euch nicht, alle auf einen loszuschlagen?“

Der Friedensstifter hatte Erfolg, und dankbar, daß Ärgeres verhütet worden, gingen die Zuschläger, die eine etwas derbe Selbsthilfe ausgeübt hatten, auseinander, nicht ohne dem Manne, der eingegriffen, einen guten Abend zu wünschen. Ruhig, als ob nichts geschehen wäre, setzte dieser den Weg mit mir fort. Es war der Herr Professor Friedrich Theodor Vischer vom schweizerischen Polytechnikum und der Universität Zürich. Ich aber erkannte aus diesem und manch anderem Zuge, wie monistisch der Mann eingerichtet, gewachsen ist, wie Wahrnehmen, Fühlen, Denken und Handeln unmittelbar eines bei ihm sind.“

Freilich diese Einheitlichkeit des Wesens mußte sich Vischer vielfach erst gegenüber starken inneren Gegensätzen erkämpfen. Der Tiefgang, die Wucht und Wesenhaftigkeit, der Reichtum von Vischers Persönlichkeit ruhte eben darauf, daß er starke Spannungen und Widersprüche in sich trug. Wie er Denker

und Dichter zugleich war, so lebte in ihm neben der tatbereiten, zupackenden Entschlußkraft auch ein lähmender Geist reizbarer Grübelsucht; der gestählte Kämpfer, der gegen Geistes knechtschaft und Gefinnungsgemeinheit, gegen die Torheiten und Schwächen seiner Zeit schonungslos die Geißel schwang, war zugleich voll zarten, weichen Empfindens; der Weise, der geistig auf den Höhen des Lebens wandelte, war reizbar und empfindlich gegen alle Nücken und Lücken des Erdbdaseins. Wie diese Gegensätze sich herausbilden konnten, wie sie sich bekämpften und gegenseitig ausglichlen oder befruchteten, wie in strenger Selbstzucht aus solchen Spannungen und Widersprüchen dennoch ein Mann aus einem Guß sich herausgestaltete, das kann am besten die Geschichte seiner Entwicklung, die Betrachtung seines Lebenswerkes zeigen.

Friedrich Theodor Vischer wurde am 30. Juni 1807 in Ludwigsburg geboren, der Heimatstadt eines Justinus Kerner, eines Eduard Mörike, eines David Friedrich Strauß. Noch trug die Stadt in den ersten Jugendjahren Vischers in vielem das Gepräge, wie es Kerner in seinem köstlich launigen Bilderbuch aus meiner Knabenzeit schildert. Der Vater Friedrich Theodors war Oberhelfer (Stadtpfarrer) daselbst, ein klarer Kopf, ein wohlwollender fester Mann von starkem vaterländischem Empfinden, der seinem Grimm gegen Napoleon in einem flammenden Gedicht und wohl auch gelegentlich in einem heftigen Jornesausbruche beim Mittagsmahl der Familie den Lauf ließ. Der Sohn hat später die Abneigung des Vaters auf den Neffen des Korsen, Napoleon III., ausgiebig übertragen. Das Bild von einquartierten Kosaken, die der Mutter den Teig zum Weihnachtsgebäck wegfräßen, und von munteren Knabenspielen mit dem um ein Jahr jüngeren Fritz Strauß, dem späteren Verfasser des Lebens Jesu, gehörte zu

den wenigen Erinnerungen Bischers an die Ludwigsburger Kinderjahre. Als 1814 der Vater, erst 45 Jahre alt, einem Lazaretttyphus, den er sich in Erfüllung seines Berufs zugezogen hatte, erlag, da siedelte die Mutter mit den Kindern in ihre Heimatstadt Stuttgart über. Der Sohn schildert sie als eine weiche, grundgute, empfängliche, begabte Frau voll lebendiger Teilnahme für Kunst und Poesie. Als Schwester des aus Schillers Jugend bekannten Dichters Gotthold Friedrich Stäudlin stand sie dem schwäbischen Schrifttum jener Zeit nahe. Eine ihrer Schwestern war die Braut von L. Neuffer und wurde von Hölderlin besungen (Freundeswunsch an Rosine Stäudlin), außerdem gehörte Uhland und der Epigrammatiker Haug zur Verwandtschaft. Auch stand die Witwe mit mehreren Stuttgarter Künstlerfamilien, der Wächter, Hetsch, Dannecker in freundschaftlicher Verbindung. So regte sich auch bald in dem Knaben der erste künstlerische Trieb. Alles Bild entzückte ihn, und bald in den Werkstätten der Künstler, bald vor den „Solgen“ eines italienischen Bilderhändlers unter der Mauer nährte er den heißen Wunsch, ein Maler zu werden. Aber Eberhard Wächter riet der Mutter dringend ab, und die Mittellosigkeit der Familie wies gebieterisch auf den Weg, der für die begabten Söhne des unbegüterten Mittelstandes in Württemberg der gegebene war: durch Seminar und Stift zum Pfarramt. So wurde jetzt im Gymnasium aufs Landexamen tüchtig Latein gelernt. Die anderen Fächer wurden überhaupt im damaligen Gymnasialunterricht ziemlich hintangesezt. So bekamen die Schüler nie eine Landkarte zu Gesicht und erfuhren nicht, woher und wohin der Neckar fließt, geschweige daß man ihnen mitgeteilt hätte, wo Amerika lag, von dessen Urwäldern und Prärien im erdkundlichen Unterricht hin und wieder vor-

gelesen wurde. Nach wohlbestandenem Landexamen lieferte die Mutter im Herbst 1821 ihren Fritz im Seminar in Blaubeuren ein. Gemeinsam mit dem Kaufmann Strauß von Ludwigsburg und dessen Sohn David Friedrich, der ebenfalls ins Seminar aufgenommen werden sollte, machte man die Reise in das romantisch am Ursprung der Blau gelegene Abstädtchen. Wie oft sind in der schwäbischen Dichtung Seminarerinnerungen zum Wort gekommen, von Mörikes Besuch in Urach bis zu Hesses Unterm Rad, von den Denk- und Glaubwürdigkeiten von Hermann Kurz bis zu Max Eytzs Schneider von Ulm. Auch Friedrich Theodor Vischer hat seinen Seminarjahren ein treues und freundliches Gedächtnis bewahrt. Wohl bedauerte er die Einseitigkeit der gründlichen, sprachlich humanistischen Bildung, die das Seminar seinen Zöglingen vermittelte, wohl blieben ihm die Schattenseiten einer familienlosen Internatserziehung nicht verborgen, aber die Blaubeurer Jahre lebten stets als die schönste Zeit seiner Jugend in seiner Erinnerung. Seine kräftige Natur entfaltete sich munter in der herben Klosterluft. Es war eine Schar ungewöhnlich begabter Köpfe, die damals in Blaubeuren sich zusammenfand. Neben Vischer und Strauß rührten Wilhelm Zimmermann, der Lyriker und Geschichtsschreiber des deutschen Bauernkriegs, rührten der hochgestimmte Gustav Pfizer, der charaktervolle Christian Märklin, der geistesstarke Gustav Binder, der liebenswürdige, phantasievolle und fromme Julius Kraus und noch viele andere ihre geistigen Schwingen zu den ersten Flugversuchen. Man hat die Promotion später die Geniepromotion genannt, und mehr als einmal hat Vischer das muntere Leben beschrieben, das damals im Kreise der jugendlichen Klosterschüler seine plätschernden Wellen schlug. Man trug altdeutsches Haar und altdeutschen Rock, man

turnte fleißig, rauchte aus mächtigen Kloben und kneipte unter Karzergefahr. Bischer unterhielt mit einem Stuttgarter Gymnasisten, der sich „Tyrannenmolch“ unterzeichnete, einen patriotisch-politischen Briefwechsel. Daneben kam die Romantik der Liebe und Freundschaft nicht zu kurz. Man schwärmte für Promotionsgenossen, für nahe und ferne Mädchen. In eines der phantasievollsten Gemüter kam auf den Einfall, den Namen der Geliebten auf ein Zettelchen zu schreiben und dieses zu fressen. Eine Huldigung, die nach Bischer's Versicherung starke Nachfolge fand, obwohl es nicht besonders schmeckte. Dazwischen wurde unendlicher „Fohlenmutwille“ getrieben, nächtliche Maskenbälle gehalten, Körners Nachtwächter im Hörsaal aufgeführt, der Ephorus verulkt, gedichtet, gemimt, gelacht. Strauß, der in seiner Lebensbeschreibung Märklin's diese Zeit eingehend schildert, rühmt dabei ausdrücklich die Fülle von Originalität, Wiß und Humor, die Bischer damals entfaltete. Er war die Seele jeder heiteren Gesellschaft, jeder komischen Darstellung, ein geschickter Zeichner besonders von Karikaturen. Dabei spürte man durch diese humoristische Außenseite schon damals einen höchst bestimmten Charakter durch, eine aufrichtige Wärme und Treue des Empfindens, sowie einen frühentwickelten Form- und Kunstsin.

Daß dem wuseligen Treiben einer begabten lebensfrohen Jugend der ernstere geistige Hintergrund nicht fehlte, dafür sorgten vor allem die zwei jungen Professoren, die neben dem Ephorus Aufsicht und Unterricht der Seminaristen in der Hand hatten. Es waren das der spätere Begründer der sogenannten Tübinger Schule, Christian Ferdinand Baur, und sein Amtsgenosse Kern, der ebenfalls nachmals auf einen theologischen Lehrstuhl nach Tübingen berufen wurde. Sie waren beide anregende Lehrer, die, vom Geist echter Wissen-

schaftlichkeit durchdrungen, die Jugend an ihren frischen Entdeckerfreuden auf den Gefilden der Wissenschaft teilnehmen ließen. Einen Herodot, Livius, Tacitus unter Baur's, einen Homer, Virgil, Sophokles, sowie Propheten und Psalmen unter Kern's Leitung zu lesen war für die Zöglinge Genuß und Gewinn zugleich. Nicht minder wirkte der sittliche Ernst der Lebensauffassung, der sich besonders in Baur's Person verkörperte, stählend und stärkend auf die jugendlichen Gemüter. Kein Wunder, daß angesichts solch reicher geistiger Anregungen die Erinnerung Bischer's immer wieder zu der Blaubeurer Zeit zurückkehrte, am ergreifendsten wohl in dem Gedicht „Jugendtal“ in den lyrischen Gängen.

Die Schranken und Rehrseiten des ganzen altwürttembergischen Erziehungssystems, unter denen Bischer in den Blaubeurer Jahren noch kaum litt, empfand er mit einemmal in ihrer ganzen Mißlichkeit, seit er mit seiner Promotion im Jahre 1825 in das höhere evangelisch-theologische Seminar in Tübingen, das bekannte „Stift“, übersiedelt war. Wie viele andere Zöglinge dieser Anstalt dachte er zeit lebens mit sehr gemischten Gefühlen an die Zeit zurück, die er in den Mauern des alten Augustinerklosters am Neckarabhang verbrachte. Noch lag die Zeit nicht weit zurück, wo die Stiftler in schwarzer Kutte mit weißen Bäffchen hinter dem Biertisch saßen und die von der Stiftsordnung vorgeschriebene priesterliche Gewandung mit unheiligem Naß befeuchteten. Die strenge Kleiderordnung war zwar gefallen, aber in den Augen der übrigen Studierenden waren die Stiftler, die durch hundert Einschränkungen an der Beteiligung am studentischen Leben, am Reiten, Fechten, Verbindungswesen gehindert waren, doch nur Studenten zweiter Ordnung. Das wurmte die vom Gefühl ihres geistigen Wertes erfüllten jungen Männer und

mußte zumal dem Selbstgefühl eines Vischer äußerst peinlich sein. Allmählich empfand er auch die Unfreiheit des Internatslebens als lästige und ärgerliche Fessel, zumal da auf den Stiftsstuben ältere Semester mit den jüngeren zusammenlebten. Wer die Wirtschaft auf einer Stiftsstube früherer Tage kennt mit ihrem oft unerträglichen Pennalismus, der Bergewaltigung der wehrlosen und zartfühlenden Naturen durch die derberen und roheren Elemente, mit der aus Erdöl-, Brennspiritus-, Kaffee- und Tabaksqualm gemischten Dunstwolke, die von morgens bis abends wie ein Schleier über den Arbeitspulten schwebt, mit der Unmöglichkeit, auch nur eine Viertelstunde ungestört für sich zu sein, der wird es begreifen, daß es Vischer in einer solchen Luft nicht wohl werden konnte. Dazu kamen für ihn die ersten ernstlichen philosophischen Zweifel und Kämpfe in jener Zeit. Eine tiefe Schwermut überfiel oft genug den Grübelnden, Selbstmordgedanken stiegen in dem gärenden Gehirn auf, um so mehr da der junge Student erst allmählich den Anschluß an die Hochschulwissenschaft fand. Gegenüber einem Baur und Kern waren die meisten Hochschullehrer, die für Vischer in Betracht kamen, sehr trübe Lichter. Aber dafür empfing er von den Repetenten, die die Studien der Stiftler leiteten, manche Anregung, und als er sich mit Eifer dem Studium der Philosophie und Theologie zuwandte, verschwanden auch die trübsinnigen Anwandlungen. Als vollends Baur und Kern als Theologieprofessoren nach Tübingen berufen wurden, kam der wissenschaftliche Eifer Vischers in geregelte Bahnen, und er erledigte das Studium der Theologie zwar ohne tiefere innere Anteilnahme, aber mit strammem Fleiß und glänzendem Erfolg. Er erstand die Dienstprüfung mit der Note Ia, nachdem er noch zuvor einen akademischen Predigtpreis errungen hatte.

Oft hat Vischer später über Vorteile und Nachteile der Stiftserziehung treffende Gedanken entwickelt, die aus Selbstgefühl, Raubheingkeit und Unbeholfenheit seltsam gemischte Haltung des richtigen Stiftlers zergliedert, hat angedeutet, wie er selbst gegen die Folgen der weltfremden, unfreien Internatserziehung bei sich selbst zu kämpfen hatte, hat bedauert, wie gedankenmäßig, unsinnlich, wirklichkeitsfremd alles war, was ihm in jenen Jahren geboten wurde an geistiger Nahrung. Aber er hat doch stets hervorgehoben, daß er selbst für seine ganz andersartige spätere Laufbahn reichen Gewinn aus jenen Jahren zog. Besonders wertvoll war ihm die stete Rückkehr zur Philosophie, wozu gerade die theologischen Studien zwangen. Von Schleiermacher und Schelling empfing er wichtige Anregungen, und am Ende seiner Studienzeit lernte er noch Hegel kennen, dessen aufgehendem Gestirn die Jugend sich jetzt mit Begeisterung zuzuwenden begann. Den Kandidaten der Theologie, die an der Schwelle zum geistlichen Amt standen, mußte seine Philosophie doppelt willkommen sein. Schien sie doch einen Stab zu bieten, um sich über die Kluft zwischen Theologie und Philosophie, zwischen Glauben und Wissen kühn hinüberzuschwingen. Es war die bald in ihrer Unhaltbarkeit durchschaute Lehre, daß die Religion in der Form der Vorstellung im Gewande des Bilds und Sinnbilds ganz denselben Inhalt habe wie die Philosophie in der Form des Begriffs, des Wissens.

Zunächst schwang sich der junge Hegelianer mit Hilfe dieses Stabs ins geistliche Amt. Er wurde Vikar in Horraine bei Baihingen, bei einem originellen, wohlwollenden älteren Pfarrer, der unter seiner Pudeltappe mit ansehnlichem Blechschild einige richtiggehende hypochondrische Wahnideen hegte. Neben seinen Amtsgeschäften widmete sich der Vikar

tagsüber unermüdblich dem Studium Hegels, am Abend opferte er den Musen. Ein Teil der damals entstandenen Gedichte und zwei Novellen, eine komische und eine tragische: „Freuden und Leiden des Stribenten Felix Wagner“ und „Cordelia“ wurden unter dem Namen Fris Treuburg 1836 im Jahrbuch schwäbischer Dichter veröffentlicht. Als Reimzellen und Vorarbeiten für spätere Dichtungen verdienen die letzteren trotz ihrer Unzulänglichkeit immerhin Beachtung. Im übrigen lernte Vischer in diesen Jahren das schwäbische Pfarrhausleben auch von seiner humoristischen Seite kennen, wie er es Jahrzehnte später in seinem schwäbischen Lustspiel „Nicht Ia“ geschildert hat. Die geistige Vereinsamung, unter der er mitunter litt, klingt drollig durch das kleine Stimmungsbild hindurch, das in jener Zeit entstand:

Am Fenster steh ich ohne Sorgen
 Und werf ein Bröcklein Weck hinaus,
 Die Enten tun's hinunter worgen,
 Das ist für meinen Geist ein Schmaus.

Im Herbst 1831 wurde Vischer zum Repetenten am Seminar Maulbronn ernannt. Die Aufgabe, junge Seminaristen zu beaufsichtigen, zu leiten und zu unterrichten, war ihm zweifellos gemäßer als die Tätigkeit eines Vikars. Er las mit ihnen Macbeth nach Schiller und turnte fleißig mit den jungen Leuten. Zugleich weckte in ihm das berühmte Klostergebäude die erste regere Teilnahme für die Baukunst. Aber schon im Herbst 1832 nach erstandener zweiter Dienstprüfung trat der inzwischen mit dem Doktorhut Geschmückte die hergebrachte Magisterreise an.

Vischer hat sich in seinem Aufsatz über David Strauß und die Württemberger über dieses Bildungsmittel ausge-

sprochen, das bestimmt war, den schwäbischen Theologen den letzten Schliff zu geben. „Der schwäbische Magister, schreibt er, wenn er die große theologische Route durch Norddeutschland macht, um einige Pastoren persönlich kennen zu lernen und zu erfahren, wie sie Römer 5, 12 auslegen, geht in Berlin am Vormittag in die Kollegien, des Nachmittags studiert er für sich, was er in Stuttgart, Ludwigsburg, Heilbronn, Tübingen, Ulm, Beutelsbach ebenso gut hätte studieren können. Abends sucht er einige Landsleute auf, um mit ihnen womöglich bei bayrischem Bier über das liebe Vaterland und wie dort doch alles besser sei, zu plaudern. Emsiger, Vielgetreuer, warum bist du nicht zu Hause geblieben.“ In Göttingen, wohin Vischers Mutter ihrer verwitweten Tochter nachgezogen war, hielt sich der fünfundzwanzigjährige Doktor insofern an dieses Programm, als er seine ganze Kraft und Zeit dem Studium der Hegelschen Philosophie widmete. Daneben ging ihm aber doch auch die Welt Shakespeares auf, dessen Werke er in der Schlegel-Tieckschen Übersetzung in einer Bühnenkammer des Hauses fand. Es war ihm ein Gewinn für das Leben. In Berlin hörte er mit den ebenfalls dort eingetroffenen Jugendfreunden Märklin und Binder fleißig Vorlesungen bei Hegels Schülern Henning, Gans, Michelet, Gotho, bei letzterem über Goethe, was den Vorsatz, als Repetent einmal über Goethes Faust zu lesen, weckte. Der Zug zum Schönen gewann jetzt verstärkte Kraft, besonders auf der Heimreise. In Dresden wurden die Schätze der Galerie bewundert, vor allem Raffaels Sixtinische Madonna. Er hörte Tieck den Faust und Macbeth vorlesen, lernte dann in Prag und Wien, wo er sich recht behaglich fühlte, österreichischen Humor und österreichische Naivität kennen. Von Wien an ging die Heimreise meist zu Fuß durchs Salzkammergut und Tirol. Er sah



Photographie von Ludwig Aigner, Ludwigsburg
Im Vordergrund: Bischers Geburtshaus in Ludwigsburg



zum erstenmal Hochgebirge, Bergvolk, das noch Rasse hatte und Trachten von malerischem Stil. Das machte ihm einen solchen Eindruck, daß er von da an Hochgebirg und moderne Sitten nur mit Ingrimms beisammen sah. Anspruchsvolle Gasthöfe und das Treiben großstädtischer Sommerfrischler in den Bergen waren ihm stets ein Dorn im Auge. Es kam ihm vor, wie wenn ein frisches, schönes Landmädchen durch einen Stutzer verführt würde. Der letzte Aufenthalt war München, wo die Fresken Schnorrs und Rottmanns, die Wandbilder von Cornelius ihn fesselten. Besonders auch die Schätze der Glyptothek mit den Originalen und der Rondaninischen Meduse machten einen tiefen Eindruck auf ihn und bereiteten die endgültige Wendung zur Welt des Schönen und der Form in ihm vor.

Als er 1833 zurückgekehrt seine Repetentenstelle am Tübinger Stift antrat, ging es freilich wieder aus der Weite in die Enge des Tübinger Lebens. Aber das Zusammenleben mit den Freunden Strauß, Märklin, Binder, die in gleicher Stellung wirkten — Strauß begann schon an seinem Leben Jesu zu schreiben —, bot ihm doch reiche Anregung. Zwar standen philosophisch-theologische Fragen für die jungen Hegelianer im Vordergrund ihrer Bestrebungen, aber Vischer machte sich doch zugleich auch immer mehr heimisch auf dem Gebiet der Kunst und Dichtung. Er las ein vielbesuchtes Kolleg über Goethes Faust, das mit Begeisterung aufgenommen wurde. Er vertiefte sich in Goethe und Shakespeare, bis er sich plötzlich durch einen fast komischen Zufall vor eine schicksalsvolle Entscheidung gestellt sah.

Einige seiner Mitrepetenten hatten ihn gebeten, eine Meldung um die Helferstelle (Stadtpfarrstelle) in Herrenberg mitzunterzeichnen, um Nichtrepetenten von der engeren

Wahl dadurch fernzuhalten. Wider aller Erwarten wurde Bischof ernannt. Mit einem Schlag erkannte der Helfer wider Willen, daß er sich bereits innerlich in aller Stille von Theologie und Kirche losgelöst hatte. Sein Entschluß stand fest: „Nicht mit sechs Hengsten bringt man mich nach Herrenberg.“ Es gelang mit einiger Mühe, die Ernennung wieder rückgängig zu machen. 1836 verbrannte er dann vollends die Schiffe hinter sich, gab die theologische Laufbahn auf und ließ sich als Privatdozent für Ästhetik und Literatur in Tübingen nieder. Eine Disputation über das „Erhabene und Komische“, bei der Karl Gerok sein Schildknappe war, und die nach Geroks launigem Bericht in seinen Jugenderinnerungen recht munter und vergnüglich verlief, war die feierliche Eröffnung seiner akademischen Laufbahn.

Der Ästhetiker und Kritiker

Die kampflustige, geistprühende, witzige Schlagfertigkeit, die dem jungen Privatdozenten in seinen Vorträgen wie im persönlichen Verkehr eigen war, packte und begeisterte die Studenten, und schon 1837 erfolgte die Ernennung Vischers zum außerordentlichen Professor. Allmählich dehnte sich auch der Kreis seiner Vorlesungen immer mehr aus. Sie umfaßten neben der eigentlichen Ästhetik auch Geschichte der Malerei, Geschichte der deutschen Dichtung, Shakespeare, Erklärung des Faust und des Nibelungenlieds sowie Redeübungen. Je tiefer sich aber Vischer in das weite Gebiet des Schönen und der Kunst einarbeitete, desto deutlicher wurde ihm, wie wenig er im Grunde noch von dieser Welt gesehen hatte. Was konnte ihm Tübingen in dieser Beziehung bieten, dieses Tübingen mit seinen schmutzigen und buckligen Gassen, seinen von der Kultur unbeleckten Weingärtnern, seinen „Vogelscheuchen“ von Professoren, seinem ganzen formlos ländlichen Leben ohne alle und jede künstlerische Anregung. Je schmerzlicher Vischer den Mangel an eigentlicher Weltkenntnis, an näherer Berührung mit wahrer und großer Kunst, vor allem mit Malerei und Plastik empfand, je weiter er in seiner Umgebung den Zwiespalt zwischen innerem Wesen und äußerer Erscheinung klaffen sah, je tiefer ihm zum Bewußtsein kam, wie verstockt

und verhoßt, wie unschön und geschmackswidrig die Welt war, in der er lebte, desto stärker mußte sich in ihm die Sehnsucht regen, die Lücken seiner einseitig abstrakten, gedankenmäßigen Bildung auszufüllen, Weltblich und Gesichtskreis nach Kräften zu erweitern und einmal in einer Welt reinerer und klarerer Formen zu leben. Im Sommer 1839 trat er eine Reise nach Italien an, im Frühjahr 1840 fuhr er nach Sizilien und von dort über Malta nach Griechenland, von wo er im Herbst über Triest und Wien in die Heimat zurückkehrte. Auf der Rückfahrt über das Adriatische Meer hatte er erstmals seine nachmalige Frau gesehen, Thella Heinzl aus Raab bei Riedau im Innviertel. Sie war die Tochter eines Lehrers und Organisten, die, bei ihrem Bruder in Capo d'Istria erzogen, eben auf der Reise in die österreichische Heimat begriffen war und auf den schönheitsfrohen Ästhetiker als raffige Erscheinung einen tiefen Eindruck machte. Nachdem sich die beiden auch in Deutschland wieder getroffen hatten, wurde im Jahr 1844 die Ehe geschlossen.

Sehr wenig vorbereitet war der junge Gelehrte nach seinem eigenen Zeugnis ausgezogen. Die Literatur über Italien und seine Kunst war damals noch dürftig genug. Die vorraffaelischen Schulen und Meister waren ihm nur Namen, aber um so mächtiger und überwältigender wirkten die lebendigen Eindrücke, die er von der Kunst des Altertums sowie der großen italienischen Meister, die er nicht zum mindesten auch von der Natur des Südens und von den Denkmälern einer großen Vergangenheit empfing. In einem hübschen Bändchen hat Robert Vischer zum hundertjährigen Geburtstag seines Vaters dessen Briefe aus Italien an die Freunde in der Heimat herausgegeben. Es ist eines der reizvollsten und anziehendsten Vischerbücher, und der Leser erlebt in diesen Briefen so recht

das jubelnde Gefühl befreienden Gesundens und Wachsens mit, das die Brust des wie aus trüber Haft Entronnenen erfüllte. Bei der Abreise hatte ihm „ein zweiter Mensch in seinem Inneren, ein widerwärtiger, hämischer, hypochondrischer Kerl“, angst machen wollen, daß er als Hans Unstern nicht viel Genuß und Gewinn von seiner Reise haben werde: „du wirst auf der ersten Station die Börse verlieren; wenn du die schönsten Gegenden sehen willst, wird es regnen; dein Hühnerauge wird dir das Sehen unmöglich machen; als nordischer Mensch wirst du nichts rein genießen, sondern in jedem Genuß über den Genuß grübeln.“ Aber diese Befürchtungen und Grillen verflogen, je näher er seinem Ziele kam. So schrieb er in dem ersten Brief an die Geschwister: „Mit dem Eintritt in Italien, in sein Volk, seine Luft, seine Altertümer fühlt man sich von jenem Geiste des Realismus angehaucht, aus welchem die Alten ihre Größe in Kunst und Staat schöpften. Ein Unvorsichtiger verliert hier den inneren ideellen Fond der deutschen Natur, das Land ist wie eine schöne Frucht, wovon man, wenn man sie ißt, ja den Buzen wegwerfen muß, es ist ein Giftstachel darin, der Kluge, der Feste speist sie und wird neu belebt. Goethe feierte hier seine volle Durchgeburd zum klassischen Geiste. Er ist mir immer auf den Fersen, die schönsten Stellen aus seinen herrlichen Briefen summen mir immer in den Ohren. Ich darf dem Großen die Schuhriemen nicht lösen, aber „es lebt etwas in mir von seinem Geist“, und dieses Etwas, der südliche Mensch in mir, wird vielleicht, ja ich hoffe es, endlich mit meinem nordischen und skeptischen Menschen einen Frieden schließen. Es ist eine gute Ahnung in mir. Es wird mir leicht. Es geht.“ Wie geht ihm in Venedig das Herz auf bei einem kleinen Volksfest mit Gondelfahrt in den Lagunen. Angesichts

des munteren, farbenfrohen Treibens ruft er aus: „Das war freilich etwas anderes als ein Spaziergang im botanischen Garten in Tübingen.“ Wie freut er sich in dem Land zu weilen, wo auch der gemeine Mann nobel und interessant aussieht und die deutsche Kartoffelnase verschwindet. „Ich lerne,“ schreibt er ein andermal, „ich lerne viel. Als ich kam, war mein Auge noch wie ein ungeschliffenes Glas, jetzt fange ich an zu sehen.“ Mächtig regt sich in ihm der Sinn für Wohlgestalt, der neben dem Grüblerischen, Lehrhaften, Schulmeisterlichen seiner Natur bisher hatte zurücktreten müssen. „Wohl bin ich“, führt er aus, „nichts weniger als ein Kunstvergötterer, ich kenne recht wohl den Wurm, an dem sie krankt. Nur dies wünschte ich, daß ich soweit die bildende Kunst verstünde, als es notwendig ist, die vorhandenen Werke vollständig zu genießen und richtig zu beurteilen und um selbst etwa eine Landschaft, eine Gruppe auf dem Papier festzuhalten. Daß ich nach wenigen Monaten statt Raffael, Michel Angelo, Phidias, Praxiteles vor Augen zu haben über die Misthaufen Tübingens stolpern soll, das ist eine harte Nuß.“ Aber das sah er doch deutlich: wenn er heimkehrte, war er nicht mehr derselbe wie damals, als er auszog. „So mancher franke Rest, den ich seit Jahren in mir trug, so manchen Knoten von nordischer Düsterteit und Unzufriedenheit schwinde ich jetzt aus.“ Erlebnisse wie der Aufenthalt in Rom, die stürmische Überfahrt nach Sizilien, Palermo mit den unvergleichlich schönen Formen des Monte Pellegrino im Glanze der Sonne und des blauen Himmels, der Ritt mit dem Philologen Göttling von Lamia auf das Othrysgebirge, von dessen Höhe die Reisenden den Olymp sahen, das alles und tausend andere Erinnerungen an goldene Reisetage voll reichsten geistigen Ertrags waren ihm ein Erwerb fürs Leben. Die Strapazen

und Gefahren besonders auf der Reise durch Griechenland empfand er als ein gesundes Stahlbad für einen Studierstubenmenschen, in das man jeden Gelehrten einmal hinein- stoßen sollte. In den Erinnerungen „Aus einer griechischen Reise“ (Altes und Neues) beschreibt er einen Abschnitt seines damaligen Aufenthalts im Süden. Dann zeugt sein „Lebens- gang“ (Altes und Neues), zeugen verschiedene Gedichte sowie das Tagebuch im „Buch Einer“ von den Eindrücken jener Zeit, und mittelbar läßt sein ganzes weiteres Leben, lassen die oft wiederholten Besuche und Aufenthalte in Italien den nachhaltigen Einfluß erkennen, den die Reise der Jahre 1839 und 1840 auf den jungen Ästhetiker ausübte. Sie war für den durch jahrzehntelange wissenschaftliche Stallfütterung, durch klösterliche Abschließung vom Leben, durch kleinstädtische Welt- losigkeit gestockten und verdickten Blutumlauf eine prächtige und gesunde Arznei: „Das alles ist zu groß, als daß deine Grillen, deine Schaus hegungen, Schbrütungen, Hirnschnacken dagegen bestehen könnten. Da wird der innere Mensch wie mit einem Modellierholz ausgestrichen, Knöpfe, Warzen, Buckeln, Raupen in der Seele planiert.“

Im Herbst 1840 war Vischer nach Tübingen zurückgekehrt. Er stand jetzt auf der Höhe seiner Jugendkraft. Er suchte nun sein Ideal einer allseitig frei und stilvoll entwickelten Persönlichkeit an sich selbst durchzuführen, nicht ohne manche Reibungen mit einer rückständigen und schwerfälligen Umgebung. Er wollte den Mann von Welt darstellen, nicht den üblichen Magister oder den sprichwörtlichen deutschen Professor. So entschloß er sich, vor allem seine Vorträge im Hörsaal fortan frei zu halten und auch nie wieder eine Rede abzulesen oder nach dem Manuskript wörtlich aufzusagen. Und er scheute keine Mühe, um dieses Ziel zu erreichen. Wie erfrischend und

begeistert eine solche Neuerung damals gewirkt haben muß, das kann jeder ermessen, der noch selbst im Hörsaal unter dem stumpfsinnigen Ablefen und Diktieren geschriebener Hefte gelitten hat. Dabei war Vischer als einer der unerschrockensten Vertreter und Belenner der freien Wissenschaft geschätzt, die in jenen Tagen unter dem Zeichen der Hegelschen Philosophie stand. Der schonungslose Wiz, mit dem er gelegentlich die Gegner angriff, erregte Jubel bei der gleichgestimmten Jugend. Seine gesalzenen Aussprüche machten in ganz Tübingen die Runde und wurden kräftig belacht. Seine Versuche, auch durch die Kleidertracht ästhetisch vorbildlich zu wirken, erregten Aufsehen, auch wenn sie keine Nachahmung fanden. Nicht zuletzt aber machte sich sein sprühendes, überschäumendes, oft auch jäh auflooderndes Temperament im persönlichen Verkehr geltend. Unfreundliche Beurteiler, die wohl auch persönlich mit ihm zusammengestoßen waren, wie R. v. Mohl, wissen zu berichten, es sei nicht leicht gewesen, mit ihm zu leben. Wo er sich beleidigt oder nicht genügend geschätzt geglaubt habe, da sei er außer Rand und Band geraten und unversöhnlich gewesen. Mögen Empfindlichkeit und Streitbarkeit dem Wesen Visschers damals nicht fremd gewesen sein, seine eigentliche Natur tritt uns aus anderen Schilderungen deutlicher entgegen als aus dem unfreundlichen Steckbrief, den ihm Mohl in seinen Erinnerungen ausstellt. Eduard Zeller hat in seinen Vorträgen und Abhandlungen wie in seinen Aufzeichnungen aus seinem Leben den Kreis geschildert, in dem er als Privatdozent in Tübingen damals verkehrte und dessen anerkanntes Haupt Vischer war. Auch der Kunsthistoriker Springer, der in den vierziger Jahren einige Zeit in Tübingen lebte, gehörte vorübergehend diesem Kreise an, dem sich auch ein Schwegler, ein R. Plandl und eine Reihe jüngerer Hochschullehrer angeschlossen hatten.

Springer rühmt vor allem den fröhlichen Ton, den Bischer im Privatverkehr walten ließ. „Er leitete, berichtet er dann weiter, regelmäßig den Gang der Gespräche, führte vorwiegend das Wort, hielt uns durch geistreiche Scherze, pikante Witze, scharfe satirische Hiebe in unaufhörlicher Bewegung, vorausgesetzt, daß er guter Laune war. Leider genügte oft eine Kleinigkeit sie zu stören. Wenn sich die „Amtspflege“ zum Stopfen und Räumen der Pfeife, der Fidibusbecher nicht an der gewohnten Stelle, links von seiner Hand befanden, so blieb er für eine gute Viertelstunde verschnupft und verärgert. Leicht faßte er auch eine rein sachliche Bemerkung persönlich auf und schleuderte dann unbarmherzig auf den Gegner seine Pfeile. Man mußte sich überhaupt erst an seine eigentümlich kräftige Ausdrucksweise, an seine lebhaften Phantasiebildungen gewöhnen, um nicht unwillkürlich anzustoßen. Öfter fuhren wir in jener Zeit nach Stuttgart, um mit der ständischen Opposition bei regelmäßigen Zusammentreffen in einer stillen Weinstube Fühlung zu nehmen. Die lange Fahrt im Postwagen wußte Bischer aufs angenehmste zu verkürzen. Er brachte es zuwege, daß wir andern stets das Ende der Fahrt bedauerten. Er war immer lebendig, anregend durch neue Gesichtspunkte und Beleuchtungen und bewegte sich in Paradoxien und Kernsprüchen, z. B. über die manneswürdige Tracht, die in seinen Gesprächen eine große Rolle spielte. Als er einmal in eigener Person, nachdem er lange darauf vorbereitet und, wie ein Kleid gebaut sein müsse, erörtert hatte, im neuen Röckchen, grauen Hosen und grauem Schlapphut sich zeigte, und einzelne von uns das Lachen über die durchaus nicht anmutende, recht schwerfällige, etwas schneidermäßige Erscheinung nicht unterdrückten, wurde er ernstlich böse. Viehhändlern, die ihre Pantoffeln in der Post anzogen, hielt er Vorträge über Anstandslehre. Mit Gemeinderäten erörterte

er Lokalpolitik, Präzeptoren gaben Anlaß zum Austausch persönlicher Erinnerungen. Nur wenn ein Helfer eine Strecke weit mitfuhr, blieb er stumm und gab höchstens einige Knurrelaute von sich.“ Dergleichen Eindrücke bekamen die Freunde von Bishers Wesen in jenen Tagen. Feinde und Gegner, deren er sich eine erkleckliche Schar auf den Hals gezogen hatte, brachten ihm eine um so nachdrücklichere Abneigung entgegen, die sich wohl auch zu leidenschaftlichem Haß steigern mochte. Das konnte freilich nicht wundernehmen.

Aus der Repetentenstube von David Friedrich Strauß war 1835 das „Leben Jesu kritisch bearbeitet“ hervorgegangen, das Werk, das, aus dem Geiste der Hegelschen Philosophie entsprungen, für die jüngeren Schüler Hegels und zumal die Freunde von Strauß selbst zu einer Fahne wurde, um die man sich zum Kampf gegen das herrschende Kirchentum, gegen die überlebte Romantik, gegen den streitbaren Pietismus scharte. Unter denen, die bei diesen Kämpfen gegen Strauß und sein „Leben Jesu“ am rückhaltlosesten für den Freund eintraten und schonungslose Hiebe austeilten, war Friedrich Theodor Vischer wegen seines heißen Wizes besonders gefürchtet. Für Arnold Ruges Hallische Jahrbücher hatte er unter dem Titel: „Dr. Strauß und die Würtemberger“ (1838) eine Studie über den viel angegriffenen Landsmann geschrieben, die zugleich eine geistvolle Darstellung schwäbischer Art und schwäbischer Zustände enthielt. Zugleich kargte er darin nicht mit saftigen Ausfällen gegen den Pietismus, nannte ihn eine Kräze, die die edelsten Säfte des Geistes in Eiterung setze, und nahm besonders den frommen Dichter Albert Knapp, den Herausgeber der „Christoterpe“, aufs Korn, bei dem der Pietismus modern-sentimentale Almanachform annehme, der über alles Große der Weltgeschichte das Christoterpentinöl priesterlicher

Salbung ausgieße, indem er zwar Griechenland und seine Herrlichkeit preise, aber dabei bedaure, daß Athen keinen Stadtpfarrer hatte, Homer kein Gesangbuch schrieb und Achilles keinen Konfirmationsunterricht genoß. Da diese und ähnliche Angriffe zu lebhaften Er widerungen reizten, verschärfte Vischer in seinem Vorwort zu den „Kritischen Gängen“ (1844), in denen der Aufsatz über „Strauß und die W irtemberger“ abgedruckt wurde, seine Angriffe gegen den Pietismus, indem er seine Vertreter als absolut geschmacklos, aberwitzig, pervers, wahnsinnig, heuchlerisch bezeichnete, sich in den heftigsten Ausfällen erging und sich mit schwungvollen Worten zu dem Gedanken der Immanenz und Freiheit bekannte. In die Zeit dieser Kämpfe fiel Vischers Bewerbung um eine ordentliche Professur. Er hatte dabei auch im akademischen Senat eine starke Partei gegen sich, die ihn des „Mangels an Charakterhaltung“ bezichtigte. Aber trotzdem erfolgte im Herbst 1844 seine Ernennung zum ordentlichen Professor der Ästhetik und der deutschen Literatur.

Am 21. November des Jahres hielt er seine Antrittsrede, in der er über das Verhältnis der Ästhetik zu den anderen Hochschulwissenschaften sprach. In freier Rede, nicht ohne manche launige Seitenhiebe, behandelte er seinen Gegenstand, machte aus seinen philosophischen Überzeugungen kein Hehl, streifte die gegnerischen Umtriebe gegen seine Ernennung und versprach den Feinden im Prinzip einen Kampf ohne Rückhalt, im Prinzip seine volle ungeteilte Feindschaft, seinen offenen und ehrlichen Haß. Mit dem Gelöbniß, seiner Überzeugung bis zum Tode treu zu bleiben und dem blizenden Genius mit den Silberschwingen sein Herzblut zu opfern, schloß er pathetisch seine von der studentischen Jugend mit stürmischem Beifall aufgenommene Rede, für die ihm die Studentenschaft einige

Tage später ihren Dank durch einen Facelzug bezeugte. Anders wirkte die Rede auf einen Teil der Professoren. Mehrere Stellen wurden mit Unruhe und sichtlichem Befremden aufgenommen, besonders auch die Bemerkungen über die unästhetische äußere Erscheinung vieler Professoren und Gelehrten. Einmal erhob sich der Rektor drohend von seinem Sitz. Auch flocht er in die der Rede folgende feierliche Verpflichtung Bischers einige ermahnende Worte ein, denn vor allem die persönlichen Schlußwendungen der Rede hatten im Senat stark verstimmt. Auseinandersetzungen in den Zeitungen schlossen sich an, aber die ganze Sache wäre wohl schon bald wieder zur Ruhe gekommen ohne weitere Folgen, wenn sich nicht die pietistischen und kirchlichen Gegner Bischers des Falles bemächtigt hätten. Hier bot sich ja ein willkommener Anlaß, um den gehäßten und gefährlichen Widersacher unschädlich zu machen. Man stellte es auf den Kanzeln und in Zeitungsartikeln dar, als seien in Tübingen freche Lästereien des Heiligen, ruchlose Frevel gegen Religion und Christentum vorgefallen, die nach Sühne verlangen. Die Staatsregierung wurde feierlich beschworen, gegen den Schuldigen einzuschreiten. Es erschienen heftige Angriffe gegen den Junghegelianismus zu Tübingen, Broschüren gegen Bischers persönliche Haltung sowie seine akademisch-literarische Wirksamkeit. Stellen aus seinen Schriften wurden aufgegriffen und als Beweise seiner Frivolität herumgeboten. Kurz, der rasende See wollte sein Opfer haben, und die Regierung gab nach. Da sie den Angegriffenen denn doch nicht absetzen wollte, wählte sie einen Mittelweg. Sie erteilte Bischer wegen mehrfacher die Grenze der Wissenschaft überschreitender Äußerungen gegen den religiösen Glauben eine ernste Warnung und untersagte ihm, ohne ihm den Gehalt zu entziehen, für die Dauer von zwei Jahren öffentliche und

Privatvorlesungen an der Universität. An dem Tage, da Vischer von diesem Erlaß Mitteilung bekam, wurde ihm sein erster Sohn geboren. Vischer kündete seinen Zuhörern in der Vorlesung die beiden Ereignisse mit den Worten an: „Meine Herrn! Ich habe heute einen großen Vischer und einen kleinen Vischer, eine unwillkommene Muße und eine willkommene Unmuße erhalten.“ Der Maßregelung unterwarf er sich mit dem bitteren Gefühl, eine unverschuldete Kränkung erlitten zu haben. „Von da an erst“, schreibt er in seinem „Lebensgang“, „ist mir der ganze Haß gegen Pietismus, Kirchen- und Pfaffentum in die Seele eingebrannt. Wer nicht an sich selbst erfahren hat, wie ihr Stich tut, mag leicht von Duldung sprechen und sich verhüllen, daß wahre Toleranz die Intoleranz gegen die Intoleranz in sich schließt.“ Von dem naheliegenden und von vielen erwarteten Entschluß, seinen Abschied zu nehmen und der Regierung sein Amt vor die Füße zu werfen, hielt ihn die Erwägung ab, daß er eben dadurch den Feinden ihren wahren Wunsch erfüllen würde. Schließlich spielte dabei auch die leidige Brotfrage ihre Rolle: Er hatte eine Familie gegründet, ein Kind lag in der Wiege, und Vermögen war keines da. Wenn auch in seiner Brust zeitlebens ein Stachel zurückblieb, daß er sich damals nicht gegen die Behandlung, die ihm widerfuhr, aufgelehnt hatte, so war der Weg, den er einschlug, für seine weitere Entwicklung und für sein Lebenswerk doch der erspriesslichere. Er hatte sich seine akademische Zukunft gesichert. Die theologischen Kämpfe und Fragen traten für ihn jetzt mehr in den Hintergrund, und die unwillkommene Muße kam seinem eigentlichen Lebenswerk der „Ästhetik“ zugute, die er jetzt ernstlich in Angriff nahm.

Einer der Hauptvorfürfe seiner Gegner war die Behauptung, er habe im Grunde noch keine ernstliche wissenschaftliche Arbeit

geleistet, und treibe die Wissenschaft mit frivoler Leichtigkeit. So begann er jetzt den schon 1843 der Öffentlichkeit vorgelegten Plan eines Hand- und Lehrbuchs der Ästhetik auszuführen, und zwar sollte das Werk, das zum Gebrauch für Vorlesungen gedacht war, keineswegs in leichtgeschürztem Gewand in die Welt gehen, sondern in gepanzerter und geschienter wissenschaftlicher Waffenrüstung. Daß diese in der Begriffsschmiede Hegelscher Philosophie und Dialektik hergestellt wurde, verstand sich für den begeisterten Schüler des großen Denkers von selbst. In den Jahren 1847 bis 1857 sind dann die drei Teile der „Ästhetik oder Wissenschaft vom Schönen“ in stattlichen Bänden erschienen. Eine seltene Vereinigung von künstlerischem Empfinden, scharfem begrifflichem Denken, zähem Fleiß, ausgebreitetem Wissen und geistigem Weitblick haben die Durchführung und Vollendung des großen Werkes möglich gemacht. Vielleicht wären die Wirkungen dieser gewaltigen Arbeitsleistung noch stärker und allgemeiner gewesen, wenn nicht den Laien die Einteilung des Ganzen in Paragraphen mit nachfolgenden Erläuterungen abgeschreckt und die streng hegelische Schulsprache, zumal in den ersteren, das Verständnis erschwert hätte. Weiteren Kreisen dürften wohl die Ausführungen des ersten Bandes am unzugänglichsten bleiben, wo Vischer am tiefsten hineinsteigt in die Welt Hegelscher Philosophie und Metaphysik. Aus dem einfach Schönen läßt er hier durch innere Selbstentwicklung dieses Begriffs das Erhabene und Komische entstehen. So wertvolle Ergebnisse dieses gründlichen Durchdenken ästhetischer Grundbegriffe auch abgeworfen haben mag, in dem zweiten Teil seiner Ästhetik hat Vischer doch die ästhetischen Fragen dem allgemeinen Verständnis erheblich näher gebracht. Er behandelt hier die Lehre vom Naturschönen und von der Phantasie. Besonders der erste Abschnitt

dieses Teils hat seinem Buche zahlreiche Freunde gewonnen, die ihm auf seiner reizvollen Wanderung durchs Reich des Naturschönen gerne folgten. Er betrachtet die Reiche der Natur, die Menschentwelt, die Geschichte mit den Augen der verschiedenen Künste und blickt bald als Bildhauer, bald als Maler, bald als Dichter. Er spürt den Erscheinungen nach, welche in entferntem Sinn als Anklänge von Naturvorbildern für die Formwelt betrachtet werden können, die der Architekt, der Musiker in mathematisch gebundenen Ordnungen aufbauen. Er zieht die organische und anorganische Welt, das Rassengepräge der Menschheit, ihre Geschlechtsgegensätze, sowie die geschichtlich gewordene Eigenart der Völker in den Bereich der ästhetischen Betrachtung. Prachtvolle Schilderungen, geistvolle Winke und Beobachtungen aller Art machen diesen Abschnitt besonders anziehend, und je mehr er in diesem Teil des Wertes von einer streng systematischen Entwicklung absieht und in freieren Schritten sich ergeht, um so mehr empfindet der Leser das Hochgefühl des Verfassers bei diesem Gange nach, dem die unbegreiflich hohen Werke herrlich, wie am ersten Tage, entgegenleuchteten. Überall folgt Vischer auf dieser Wanderung den Spuren Herders, dessen Betrachtungen hier bahnbrechend waren.

Eine wundervolle Schilderung des künstlerischen Schöpfungsvorgangs gibt er hierauf im Abschnitt von der Phantasie, wobei er dem Genie in die feinsten Seelenregungen und Dämmerzustände nachgeht. Wie Volkelt in seiner Ästhetik rühmend hervorhebt, ist dieser Abschnitt eine durch Fein- und Tiefblick ausgezeichnete Glanzstelle seines Systems. „Es ist noch heute eine in das Eigenartige der Künstlerphantasie eindringende Untersuchung. Vischer spricht über das Schaffen des Künstlers als einer, der selbst daran teil hat.“

Der dritte und vierte Band der Ästhetik endlich enthält die Lehre von der Kunst und den einzelnen Künsten mit einer unerschöpflichen Fülle feinsten Beobachtungen. Gerade dieser Teil mit der eindringenden Zergliederung der wichtigsten und bezeichnendsten Stilarten und Schaffensweisen und mit der überlegenen Bewältigung eines ungeheuren kunstgeschichtlichen Wissensstoffes wurde für die ästhetische Bildung und das geistige Leben unseres Volkes besonders bedeutsam und gab dem ästhetischen Denken Puls und Richtung. Dem Verfasser lag das Gebiet der Dichtung am nächsten. Aber weil er daneben auch besonders „fürs Auge organisiert“ und ihm ein feiner Sinn für Linie, Form und Farbe eigen war, hatte er sich auch in die bildenden Künste erfolgreich eingearbeitet. Nur zur Musik vermochte er nie ein näheres Verhältnis zu gewinnen. Und so zog er zur Bearbeitung dieses Abschnitts seinen Freund Karl Rößlin heran, der nachmals selbst mit einem bedeutungsvollen System der Ästhetik hervortrat. Er vereinigte die für diese Aufgabe erforderliche begriffliche Schulung mit einer tieferen Kenntnis der Musik.

Die schulmäßige Begriffssprache, die im ersten Band von Vischers Wert oft gestört hatte, tritt dann in seinen Erörterungen über die Kunst und die Künste immer mehr zurück. Die Darstellung gewinnt die Unbefangenheit des Ausdrucks, die Lebendigkeit der Sprache und des Stils wieder. Man sieht sich keinen von außen an den Gegenstand herangebrachten Formeln gegenüber, sondern spürt die liebevolle gründliche Vertiefung in den faßbaren Gegenstand. Seine kunstphilosophischen Gedanken sind, wie E. Zeller fein bemerkt, trotz ihrer streng wissenschaftlichen Form begriffsmäßiger Ausdruck von Selbstgeschautem und Selbsterlebtem.

Vischers System baut sich auf dem Boden der idealistischen

Ästhetik⁸ auf, deren Hauptvertreter vor ihm Schelling und Hegel waren. Nach der Auffassung dieser Betrachtungsweise ist das Schöne nicht ein zufällig unter zufälligen Umständen entstandener Eindruck, der zu dem tieferen Wesen der Welt in keinen näheren Beziehungen steht, sondern die erhebende Offenbarung des Urgrunds aller Dinge, der wirksam alles durchdringt. Das Streben dieser Auffassung geht darauf aus, die Stellung und Bedeutung des Schönen im Weltplan und im Gefüge des menschlichen Geisteslebens aufzusuchen und nachzuweisen, wobei besonders die Kunst ein notwendiges Glied in der Reihe menschlicher Betätigungen darstellt. Diese Betätigungen ihrerseits sind nach den Philosophen des Idealismus die höchsten Auswirkungen des Absoluten, der Idee, oder wie man sonst das Grundwesen der Welt und die Triebkraft ihrer Entwicklung nennen mag. Das Schöne und die Kunst gehören so zu den Offenbarungen des Göttlichen in Natur und Geschichte und verkünden neben der Sittlichkeit, der Religion und der Philosophie die Allgegenwart eines großen Lebensstroms in den Adern der Welt, die Einwohnung einer ewigen Kraft im Bereiche der Wirklichkeit. Im besonderen ist nach der Ansicht Vischers das Schöne die gespiegelte Idee oder das in sich gespiegelte, im Spiegel verklärte Leben. Nur das kann und soll Gegenstand des ästhetischen Wohlgefallens sein, worin sich, wie E. Zeller die Anschauung des Freundes treffend zusammenfaßt, etwas Wertvolles und Bedeutendes, ein allgemeines Weltgesetz, eine wesentliche Seite des Menschenlebens und der Menschennatur unserer Anschauung darbietet. Der Inhalt ist daher keineswegs gleichgültig für den ästhetischen Eindruck. Die Wirkung des Schönen beruht nicht bloß auf formalen Verhältnissen wie Symmetrie, Regelmäßigkeit, Einheit in der Vielheit usw., vielmehr ist dieses die Gestalt,

mit der sich ein bestimmter geistiger Gehalt naturgemäß umkleidet als mit seiner angemessensten Erscheinungsform. Nicht um entbehrlichen Schmuck des Lebens, sondern um seinen tiefsten Gehalt handelt es sich beim Schönen, und die Pflege des Schönen hat die gleiche Wurzel wie die der Wahrheit und Sittlichkeit. Dabei ist beim Schönen freilich entscheidend, ob der geistige Inhalt auch voll zur sinnlichen Erscheinung kommt. Nur in dem Maße, als der geistige Gehalt zum Sinnenschein, zur lebendigen Anschauung wird, kann von ästhetisch Bedeutendem die Rede sein. Vischer weist durch die Betonung dieses Punktes die Vermischung ästhetischer Antriebe und Maßstäbe mit moralischen, wissenschaftlichen und religiösen ab. Aus der Erscheinung muß der geistige Gehalt hervorleuchten wie die Seele aus dem ihr eigenen Körper, er darf nicht in gesonderter Reflexion neben das Sinnenfällige gestellt oder mit ihm äußerlich durch das Band der Allegorie verbunden sein. Vischer sucht durch diese seine Stellungnahme den Mittelweg zu finden zwischen dem ästhetischen Formalismus, der das Schöne in letzter Linie in mathematischen Verhältnissen finden will, und einer die Form unterschätzenden Gehaltsästhetik, die den Wert des Schönen in äußerlich damit verknüpften moralischen, geistigen und religiösen Anregungen sucht. Die Auffassung, die im Schönen bloß ein reizvolles Spiel, einen Gegenstand leichten, angenehmen Genusses sieht, lehnt er ebenso bestimmt ab wie den Standpunkt, der die Kunst zu Handlangerdiensten für die Ausbreitung philosophischer, religiöser und sittlicher Ideen vorspannen möchte. In seiner stets wiederholten Mahnung zum „Schauen“ spricht sich so eine wichtige Seite seiner Grundanschauung aus, und der Kampf gegen die sinnenfremden Abstraktionen eines blutlosen Idealismus zieht sich durch alle seine ästhetischen und kritischen

Schriften hindurch, mögen diese Abirrungen des Kunstgefühls im spekulativen Verstand ihre Wurzel haben, mögen sie sich als akademische Regelmäßigkeit oder als romantisch gestaltlose Verblasenheit darstellen. Kunst soll Ausdruck eines Lebensgehaltes sein, soll Seelisches aussprechen, soll geistiges Kaliber haben.

Im Verfolg dieser Auffassung stellt Vischer eine Brücke her zwischen der klassischen Zeit des deutschen Idealismus und der mehr realistisch gestimmten Gegenwart. Es ist sein Verdienst, die Bedeutung des charakteristischen Stils im Unterschied vom typisierenden betont zu haben, indem er dem Häßlichen, noch weiter als der Ästhetiker Rosenkranz, die Pforten zum Reiche der Kunst öffnete und keinerlei Hehl machte aus seiner Vorliebe für den individualisierenden Stil mit seinen Ecken und Kanten, seinen scharfen Falten und Brüchen, die tiefer hinein führen in die Natur mit ihren Widersprüchen und Mißklängen, als der zurechtstreichende, glättende, auswählende Idealstil. In dem Kampf zwischen dem direkten und indirekten Idealismus, wie er die beiden Stilarten nennt, erkennt Vischer das beherrschende Entwicklungsgesetz auf dem Gebiete der Kunst. An der Hand von Shakespeares Dramen vor allem sucht er sich das Wesen des durchseelten Wirklichkeitsstils zu vergegenwärtigen. In ihm findet er dann auch den Schlüssel für die Kunst der Gegenwart und wird so zum Ästhetiker des poetischen Realismus, der dem Verständnis eines Hebbel und Keller, aber auch eines Kethel und anderer erfolgreich Bahn brach. Daß Vischer von dieser Stellung aus nicht mehr den Weg zu einer entsprechenden Würdigung des Naturalismus fand, war weniger in einer Enge seines Standpunktes begründet, als in der einfachen Tatsache, daß er die bedeutendsten Hervorbringungen dieser Richtung nicht mehr genauer kennen lernte.

Er gehörte nicht zu den unbelehrbaren Köpfen, die zäh an ihren ersten Anschauungen festhalten, das zeigte er auch durch die freimütige Kritik, die er bei verschiedenen Anlässen seinem eigenen Hauptwerk angeeignet ließ. So schreibt er über die Form seiner Ästhetik, sie schrecke wie ein eisernes Stachelgitter von den Früchten seiner Arbeit ab. Die Paragraphen seien durch die notwendige Kürze hart und spröde im Stil geworden, und von dieser Härte sei auch etwas auf die Ausführungen in den Anmerkungen übergegangen. Der Stil habe so mehr Schwere angenommen, als selbst das streng wissenschaftliche Gepräge rechtfertige, auch wenn man in Betracht ziehe, daß er kein populäres volkstümliches Werk habe schreiben wollen. Aber nicht bloß der Form, sondern auch dem Gehalt seines Werkes stand der Verfasser nach der Vollendung des Ganzen mit starken Vorbehalten gegenüber. Während der mehr als zehnjährigen Arbeit an dem Werk hatte er unaufhörlich mit den Fragen und Problemen der Ästhetik und der Philosophie gerungen. So oft er die Vorlesung über Ästhetik wieder aufnahm, wurde das alte Manuskript ganz oder zum Teil umgestoßen. Einschiebungen, Umstellungen entstanden, und der wirre Zustand seiner Hefte wurde so ein Widerschein der Gärungsprozesse auf dem Gebiete der Wissenschaft. Je mehr sich dabei Vischer mit seiner ganzen Zeit von dem Glauben an die Bündigkeit der Hegelschen Methode und Dialektik entfernte, desto dringlicher mußte für ihn die Frage werden, ob der Aufbau und die Gliederung seines Werkes sich aufrecht erhalten lassen. Er hatte die Erscheinungsformen des Schönen in der Natur, im menschlichen Geist und den Künsten aufgefaßt als Offenbarungen des Begriffs des Schönen, der sozusagen über, hinter und in den Erscheinungen als wirkliche Kraftquelle und seiendes Wesen vorhanden ist. Er hatte darum als echter

Hegelianer die Lehre vom Begriff des Schönen, die Metaphysik des Schönen an den Anfang seiner Ästhetik gestellt. Freilich hatte er zugleich auch durch diese Anordnung andeuten wollen, daß sein System auf eine Kunst hinziele, die nur aus dem wahrhaft Wirklichen, aus dem Quell der Natur, aus dem echten Lebensgehalt schöpfe. Er hatte durch die Vorstellung des Normbegriffs vom Schönen gleichsam einen Damm der Objektivität errichten wollen gegen das Spiel der Phantasie mit sich selbst, gegen das Feuerwerk auf dem Wasser, das die romantische Dichtung vielfach abbrannte. Er wollte zeigen, daß es keine lustigen, subjektiven Träume sind, die uns das Schöne und die Kunst vorgaukelt, sondern daß wir durch sie hineingeführt werden in den Kern des Weltwesens, in die letzten Urgründe des Seins, wie sie durch die letzten und abgezogensten Begriffe unseres Denkens versinnbildlicht werden: „Der Gehalt der Kunst stammt aus dem unendlichen Lebenschoße, dem auch der Geist des Künstlers entstammt. Darum ist alles, was original sein will auf Kosten der Wahrheit, Larve, Fraße, Gespenst.“ Man kann diese Beweggründe Bishers gut verstehen, aber je lockerer sein Verhältnis zu Hegels System wurde, desto mehr mußte sich ihm die Einsicht aufdrängen, daß der methodisch richtige Ausgangspunkt für ein System der Ästhetik das ästhetische Erlebnis sein müsse, die ästhetische Anschauung, deren Wesen näher zu bestimmen sei. Da nun aber der Mensch in aller ästhetischen Anschauung sich selbst sieht und nichts schön finden kann, was ihm nicht einen eigenen Zustand widerspiegelt, da das ästhetische Erlebnis nichts anderes ist als ein unbewußtes Herleihen eigener Seelenstimmungen an die Welt der Gegenstände, so ist es klar, daß die Lehre vom Naturschönen eigentlich nicht der Lehre von der Phantasie vorausgehen darf, wie das in der Ästhetik

Vischers der Fall ist. Vielmehr hat aus dem Abschnitt von der subjektiven Existenz des Schönen, von der Phantasie, vom ästhetischen Erlebnis die Lehre vom Naturschönen herauszuwachsen, da ja das Schöne in der Natur nicht wirklich besteht, sondern durch die Phantasie subjektiv geschaffen wird. Vischer führt diese Gedankengänge in der „Selbstkritik seiner Ästhetik“ (Kritische Gänge, neue Folge), eingehend aus und macht damit den entscheidenden Schritt von der metaphysischen zur psychologischen Auffassung der Ästhetik. Die Lehre von der Einfühlung tritt in ihr Recht, wonach das Wesen des ästhetischen Erlebens in dem eben angedeuteten Vorgang der Beseelung und Vermenschlichung besteht. Daß die Folge dieses veränderten Standpunkts eine Umarbeitung seines ganzen Werkes hätte sein müssen, verbarg sich Vischer nicht, aber aus verschiedenen einleuchtenden Gründen kam es zu dieser gewaltigen, eine frische, junge Kraft erfordernden Arbeit nicht mehr. In mancher Hinsicht ist so seine Ästhetik ein zwiespältiges Gebilde geblieben, denn der veränderte Standpunkt des Verfassers macht sich immerhin bemerkbar, und doch ist es ein einzigartiges Werk; wie Treitschke urteilt, eines der besten und bestbestohlenen Bücher der deutschen Literatur. Die allseitige Verarbeitung des ästhetischen Stoffs und seine Einordnung in einen geschlossenen Gedankenzusammenhang macht das Ganze zu einem achtungsgebietenden Bau mit mächtigen Hallen und kühngesprenkten Gewölben. In seinem Baumeister aber verehren wir einen der großen Erben des Zeitalters, da in unserem deutschen Geistesleben Denker und Dichter einträchtig zusammenwirkten zu einer hochsinnigen Auffassung und Durchleuchtung des Lebens. Die reichen Ernten des Geistes, die wir dem Zeitalter des deutschen Idealismus verdanken, half er in die Scheunen sammeln und für ein Geschlecht nutzbar machen,

das der äußeren Wirklichkeit der Dinge mehr zugewandt war. Die Kulturbedeutung seines Lebenswerks lag wohl vor allem in diesem großzügig und frei geübten Mittleramt, das indes die selbständige, scharfgeprägte Haltung seiner Persönlichkeit nie beeinträchtigte. Je mehr man sich in seine Gedankenwelt vertieft, desto deutlicher glaubt man ihn selbst vor sich zu sehen, wie ihn Gottfried Keller im Geiste schaute: stracken Gangs umherwandelnd in seinem Bau, das Richtmaß in der Hand, das festgefügte Zimmerwerk prüfend, messend und klopfend, und im stillen wünschend, dies und das anders gemacht zu haben.

Gegen das Ende seines Lebens hat Vischer in einer feinsinnigen Abhandlung über „Das Symbol“ im Anschluß an Lozes Ausführungen, an eine Schrift von Volkelt und an Untersuchungen seines Sohnes Robert Vischer, sowie an andere Schriften, die Einfühlungslehre noch näher begründet und ausgeführt. Die Abhandlung gehört zu den „Philosophischen Aufsätzen“, die verschiedene Freunde und Schüler Eduard Zeller zu seinem fünfzigjährigen Doktorjubiläum gewidmet haben (1887). Sie ist wieder abgedruckt in „Altes und Neues. Neue Folge“. Der Gedanke, wie wir uns selbst, unsere Seele mit unserem Körpergefühl und unserer Körpervorstellung in das Objekt hinüber und in seine Formen und Bewegungen hinein fortsetzen, wird hier bis in die feinsten Verästelungen verfolgt und von den verschiedensten Seiten aus beleuchtet.

Ein Jahrzehnt nach Vischers Tode wurden von dem Sohne seine „Vorlesungen über das Schöne und die Kunst“ herausgegeben (1898). Sie umfassen die beiden ersten allgemeinen Teile der Ästhetik in der Fassung, wie sie Vischer seit etwa 1870 der Lehre von den einzelnen Künsten vorausschicken pflegte. Die Wandlungen der Anschauungen gegenüber der „Ästhetik“ treten naturgemäß hier deutlich zutage,

so daß man die Vorlesungen wohl eine „Psychologie des Schönen“ nennen kann. Man hat in dem Werk nach dem Urteil eines so berufenen Kenners wie Volkelt eine Ästhetik vor sich, die überall mehr auf das menschliche Nabelegen und menschliches Überzeugen, auf ein Anknüpfen der Fragen und Lösungen an die Bedürfnisse der künstlerisch gereiften und allseitig entwickelten Menschennatur ausgeht als auf begriffliches Zerlegen und kritisch wissenschaftliches Erörtern, schon weil das Beobachten, Forschen und Sinnen des Verfassers der modernen Psychologie nicht in allem angepaßt war. Besonders glücklich findet Volkelt den Fragenkreis behandelt, der die Stofflosigkeit des ästhetischen Betrachtens zum Mittelpunkt hat. Was Vischer über die Bedeutung von Schein und Spiel in der ästhetischen Welt, die Verbindung von Interesselosigkeit und starker Erregung beim Erleben des Schönen, über die Abgrenzung des Ästhetischen vom Guten und Lehrhaften in diesen Vorlesungen sagt, zeugt von besonders reifem und eindringendem Denken, ebenso wie die Ausführungen über das Verhältnis von Form und Gehalt, über Formbeseelung, über Stimmung und Phantasie des Künstlers, über den Stil, über das Verhältnis von Kunst und Religion. Dabei kommt auch hier in Vischers Ausführungen das Recht eines eigenartig individualisierenden Stils kräftig zur Geltung neben dem ausgleichenden, typisierenden Schönheitsideal. Die Rolle, die das Häßliche im Bereich des Furchtbar-Erhabenen und des Komischen spielt, ist nachdrücklich hervorgehoben, wenn auch das Tröstende, Beseligende, Erhebende in der Kunst mehr betont wird als das Grauenvolle, Niederschmetternde, das uns in ihrem Gefolge ebenso begegnen kann. Immerhin fehlt dem Optimismus Vischers eine starke tragische Unterströmung nicht, und überall spricht aus seinen Darlegungen eine kraftvolle und doch zart empfin-

dende Persönlichkeit, ein weiter, warmer, eigentümlicher Mensch. Ja, man meint mitunter das eigentümliche Gepräge seiner lebendigen Rede zu vernehmen in dem freundlich beratenden und helfenden Ton, in dem Hin und Wider von Frage und Antwort, von Einwürfen und Entgegnungen. So eignen sich diese Vorlesungen in besonderem Maße, den Anfänger in die Ästhetik einzuführen. Sie sind nicht mit Unrecht als ein Kabinettstück populärwissenschaftlicher Darstellung, als ein lehr- und genußreiches Lesebuch, als ein Führer für Suchende, als eine Schutzwehr gegen die Irrgänge der Tagesmode bezeichnet worden.

Unter Vischers sonstigen ästhetischen und kritischen Werken stehen obenan die Shakespearovorlesungen und sein Werk über Goethes Faust. Im übrigen war er unermüdet am Werke „als kritischer Landgraf abhörend, erwägend, urteilend, gegen Unbilde auch die eigene Sache unverhohlen verfechtend, Irrtum bekennend und unverweilt richtigstellend“. Was er so an Bildnissen dichterischer und künstlerischer Persönlichkeiten, an Zergliederungen von Kunstwerken, an Abhandlungen, an Besprechungen ästhetischer und geschichtlicher Neuererscheinungen, an selbstbiographischen Aufzeichnungen im Laufe der Jahre erscheinen ließ, was wir an Festreden, Nachrufen, kulturpolitischen Betrachtungen von ihm besitzen, ist in den Sammlungen seiner kleinen Schriften vereinigt. Ihre Titel sind Kritische Gänge (1844), Kritische Gänge, Neue Folge (1860 bis 1893), Altes und Neues (1882), Altes und Neues, Neue Folge (1889). Dazu kommt noch die Kampfschrift Mode und Synismus (1879) und der Vortrag Der Krieg und die Künste (1872).

Alle diese Arbeiten knüpfen an die Grundgedanken der Ästhetik an und veranschaulichen bald einzelne Lehrsätze und

Gedankengänge des Systems an lebendigen faßbaren Beispielen, bald greifen sie Lieblingsgegenstände Bishers heraus zu näherer Erörterung und Beleuchtung. Mehrfach handelt es sich auch um Rundgebungen, die aus mehr zufälligen Anlässen entstanden sind, aber darum nicht weniger den kräftigen Stempel Bisherschen Geistes tragen.

Zum Bleibendsten, was Bisher geschrieben hat, gehören seine Aufsätze über Dichter und Dichtungen. Hier war er ganz besonders in seinem Element, denn hier stand er auch mit den technischen Fragen auf vertrautem Fuße. Als einer, der selbst schöpferisch tätig war, sah er tief hinein in die Gesetze des dichterischen Schaffens der poetischen Stilarten. Sein Liebling war und blieb hier Shakespeare. Seine Dramen waren einer der Hauptgegenstände seiner Vorlesungen. Robert Bisher hat 1898 diese Shakespearevorträge herausgegeben und damit gleichermaßen den Dank der Verehrer Shakespeares wie Bishers sich verdient. Diese Vorlesungen zeigen in ihrer allgemeinen Einleitung über Shakespeares Zeit, Stil und Bedeutung ebenso wie in der Zergliederung und Erklärung der behandelten Dramen — es sind in der Hauptsache die großen Tragödien und die Historien —, wie tief sich Bisher in den großen Briten eingelebt hatte, wie innig vertraut ihm seine Dramen waren, wie sehr ihm eine genaue und würdige Übersetzung des Dichters am Herzen lag, wie hoch er das Dichtertum Shakespeares und seine überragende geistige Größe schätzte. Die gleiche bewundernde Versenkung in die Welt des gewaltigen Dramatikers spricht auch aus den Aufsätzen über „Shakespeare in seinem Verhältnis zur deutschen Poesie“ und „Shakespeares Hamlet“. („Kritische Gänge.“ Neue Folge.) „Der nordisch naturwahre und doch so hoch bewegte, leidenschaftliche, brennende, wie aus wunderbaren Geistertiefen aufglühende Stil

des großen Dichters“ hatte es ihm angetan. Seine ritterhafte Männlichkeit führte ihn leicht über alle Flecken hinweg, die andere oft von ihm abstießen. Und mit beredten Worten schildert er die ganze Welt Shakespeares in ihrer sagenhaften Artümllichkeit, versucht die Rätsel zu lösen, die uns Dramen wie Hamlet aufgeben, nimmt Gestalten wie Ophelia und Desdemona gegen die Mißdeutungen schiefer Erklärer in Schutz und streut überall feine Bemerkungen über die dichterischen Schönheiten und sprachlichen Kühnheiten seines Lieblings umher. Besonders aber treten uns in den Ausführungen Vischers die Werke des Dichters als die Urbilder jenes scharf kennzeichnenden, beseelt realistischen, „indirekt idealen“ Stils entgegen, den Vischer dem typisierenden „direkt idealen“ Stil als die eigentliche dichterische Ausdrucks- und Stilform der Gegenwart gegenüberstellte. Bei Shakespeare fand er jene machtvolle, markige, helldunkle Lebenswahrheit, die zwischen tragischer Furchtbarkeit und keckstem Humor kühn wechselt und das Meer des Lebens nicht wie eine Schwalbe nur mit den Flügelspitzen berührt, sondern wie ein Delfin mitten durch die Wogen schießt oder mitunter auch wie der Leviathan den Meerschlamme gewaltig aufrührt.

Auch in der deutschen Dichtung hatte Vischer seine Lieblingsgestalten, auf die er immer wieder zurückkommt. Es sind die Gestalten der alten Heldensage und des Nibelungenlieds, die er um ihres zornmütigen, im Feuer gestählten, urwüchsigen Reckentums besonders liebte. Ja, er vertiefte sich so sehr in diese mittelalterliche Dichtung, daß er 1844 in einem eingehenden Aufsatz die Nibelungensage als Gegenstand für einen Operntext empfahl und den Plan hiefür eingehend skizzierte. Hebbel entnahm unter anderem auch diesem Aufsatz die Anregung zu seiner Nibelungentrilogie. Neben dem Volkslied

waren dann Vischer besonders die Kraftgestalten des sechzehnten Jahrhunderts teuer. Ein Luther, ein Hutten, ein Hans Sachs zogen ihn teils durch ihre stämmige Gediegenheit, teils durch ihren kernig-derben Humor, teils durch ihr kampflustiges Draufgängertum an. Mit besonderem Wohlgefallen ruhte sein Auge auf dem kecken Wortschnörkler Fischart, dessen tolle Späße, dessen Schnurren und Derbheiten, dessen üppig wuchernde Sprachkraft eine verwandte Saite im eigenen Inneren anschlugen. In dem Aufsatz „Ein malerischer Stoff“ hat er Fischarts kleines Epos: „Das glücklich Schiff von Zürich“ dem Historienmaler als dankbaren Stoff empfohlen, wie er denn gerne Dichtern und Künstlern dankbare Stoffe angab und die Richtlinien ihrer Bearbeitung in eingehenden Entwürfen andeutete. Solche „Konjunkturalpoesie“ und „Konjunkturalkunst“ war seiner regen Phantasie zuzeiten ein Bedürfnis.

Auch an den saftig-derben Satirikern und Humoristen des siebzehnten Jahrhunderts, wie einem Moscherosch und Grimmelshausen, hatte er seine besondere Freude. Ihre gefalzenen Stachelreden und ihre launige, faßbare Lebensdarstellung fanden bei ihm einen kräftigen Widerhall.

Von den Klassikern hat er sich lebenslang am eingehendsten mit Goethe beschäftigt. Zwar bekennt er, Goethe habe auf seine Phantasie niemals so sympathisch gewirkt wie Shakespeare, auch nachdem er seine Milde, seine an klassischer Sonne gegorene Traubenweichheit und Traubensüße verstanden und gefühlt habe. Er fand doch manches an ihm, was ihm nicht behagte. So seinen quietistischen Zug, so die Läßlichkeit in manchen Dingen, die politische Teilnahmlosigkeit des Meisters, die abgezirkelte Würde und Gehaltenheit des alten Goethe. Aber immer wieder überwog die Liebe und Bewunderung. Und diese Liebe gründete sich auf ein tiefer und tiefer ein-

dringendes Verständnis. Es gibt Namen, an die sich die Vorstellung einer dithyrambischen Goethebegeisterung knüpft wie die Bettina und die Rahel. Bei anderen Namen entsteht das Bild einer notizenfrohen Goethegelehrsamkeit vor uns wie bei dem Namen von Heinrich Dünker. Wenn es sich aber um das tiefere dichterische Verständnis Goethes handelt, um einen Einblick in das besondere Gepräge seiner Persönlichkeit und seiner dichterischen Phantasie, in die Wandlungen seines poetischen Stils, in die ganze Fülle seines geistigen Schaffens, dann steht unter den Namen, die in Betracht kommen, der von Friedrich Theodor Vischer mit obenan. Seine Liebe war freilich nicht blind. Die unkritische „Verehrungsmichelei“ war ihm auch hier wie überall ein Greuel. Das zeigen besonders auch die Urteile über Goethes Faust.

Die Arbeit am Faust begleitete Vischer durch sein ganzes Leben. Schätzte doch auch sein Meister Hegel diese Dichtung Goethes besonders hoch. Und Vischer, dessen Geist ebenfalls jederzeit den höchsten und letzten Lebensproblemen zugewandt war, ging nicht minder liebevoll dem Reichtum tieffter Gedanken nach, die diese Dichtung umschließt. Die wie von einem Traumhauch umwitterten Gestalten des ersten Teils waren ihm so vertraut wie das eigene Herz, und die gesättigte Schönheit der Sprache Goethes hat er so lebendig empfunden wie wenige. Aber gerade weil ihm der erste Teil so ans Herz gewachsen war, gerade weil es ihm so wehe tat, daß der zweite so weit an dichterischer Kraft, an lebensechter Faßbarkeit und Anschaulichkeit, an frischer Unmittelbarkeit und Lebendigkeit hinter dem ersten Teil zurückblieb, gerade deshalb konnte er so saftig und derb werden, wenn er vom Faust zweiter Teil und von Goethes Altersschönorkeln sprach, wenn er über die humanistische Tatens Faulheit, die gliederpuppenhaften Alle-

gorien, den weihrauchduftenden Heiligenhimmel in Goethes rätsel- und beziehungsreicher Altersdichtung schalt. Es ist viel getäuschte Liebe in diesen Auslassungen. „Mir wird es,“ bemerkt er, „wenn ich diesen zweiten Teil lese, so herbstlich grau, so regnerisch trüb zumute, meine ganze Seele trauert und weint, wenn ich den Genius so dem Gesetze der Sterblichkeit unterliegen sehe, und nur die Rückkehr zu den Werken seiner Jugend und Manneskraft richtet mich wieder auf, deren hohes Bild keine Zeit und keine Verwitterung des Alters zerstören kann.“ Was Vischer über Goethes Altersstil und seinen Faust zweiter Teil gesagt hat, ist oft stark und ausfällig; wir stehen heute dem Werk in vieler Hinsicht anders gegenüber als damals Vischer, der offen und ehrlich erklärte: „Hier braucht ihr nicht um jeden Preis zu verehren und zu bewundern oder euch hineinzuzuqülen in eine angekünstelte Begeisterung. Hier ist nicht ein Höhepunkt Goetheschen Schaffens, sondern viel Geleimtes und Bekräuseltes, viel Matt-Klassisches und Verfehlt-Tieffinniges.“ In zahlreichen Aufsätzen über Goethes Faust, in einem farbensatten Entwurf für eine mehr realistisch-historische Fassung des zweiten Teils und in einem gedankenreichen Buch: „Goethes Faust. Neue Beiträge zur Kritik des Gedichts“ (1875) hat er die Früchte seiner wissenschaftlichen Beschäftigung mit diesem Gegenstand niedergelegt. In stetem Kampf mit den „Sinnhubern“ und „Deutungswüterichen“, sowie mit den Männern der „abdierten Bröselkrume“ geht sein Streben besonders darauf aus, nachzuweisen, mit welcher Genialität der Dichter aus der ihrem Gehalt nach ziemlich niederstehenden Zauberlegende des sechzehnten Jahrhunderts das tiefste und lebensvollste Bild der menschlichen Natur in ihren Höhen und Tiefen gemacht und dabei gedankensprühenden Tieffinn mit lebensvoller, taufischer Poesie aufs innigste verschmolzen hat.

Was in seinen Untersuchungen an Erörterungen über sprachliche und Stilfragen, über ästhetische Begriffe wie Symbol und Allegorie, über die Zusammenhänge von Philosophie und Dichtung niedergelegt ist, wird seinen Wert behalten, auch wenn manche seiner literarkritischen Ausführungen seither durch neuere Funde und Forschungen überholt sein mögen.

Zu Schiller fühlte sich Vischer vor allem durch den ethischen Zug seines Wesens hingezogen, aber er erkannte deutlich, wie bei diesem Lieblingsdichter des deutschen Volkes der Redner und Denker oft in die Lücken des Dichters trat. Feinfühlig hat er dem Verhältnis dieser Mischung nachgespürt und auch auf jenen Zug zum Schönmachen, Schönhinlegen hingewiesen, der Dichtungen wie der „Jungfrau von Orleans“ ein gewisses opernhafte theatralisches Gepräge gibt. Von dieser „Draperiehuberei“, die auch Goethe zuzeiten nicht fremd war, wandte er sich dann mit doppelter Freude den Dichtungen Schillers zu, in denen sich echt dramatische Schlagkraft mit jenem naturwahr bezeichnenden Individualstil verbindet, der an das Vorbild Shakespeares erinnert. So ist er nicht müde geworden, immer wieder auf den „Wallenstein“ hinzuweisen, weil der Dichter hier mehr als irgendwo seinen ungeschichtlichen Idealismus hinter sich lasse. Besonders das Lager, wo die ganze wilde Soldateska des Dreißigjährigen Kriegs wie ein wütendes Heer von Pulvergeruch umwittert vorüberbraust, schätzte Vischer als einen Höhepunkt Schillerscher Kunst. Alles, was wir an Schiller haben, hat er nirgends herrlicher ausgesprochen als in der Rede, die er 1859 in Zürich an Schillers hundertjährigem Geburtstag hielt. Sie ist unter den mannigfachen Reden und Ansprachen Vischers die gehaltvollste und zündendste. („Altes und Neues.“ Neue Folge.)

Ein besonderes Verhältnis verband ihn mit Jean Paul.

So wenig ihm das Zerflossene, Überschwengliche in seinem Schaffen, und der weltflüchtige Idealismus in seinen empfindsamen Romanen zusagte, so gerne folgte er ihm in das Reich des Humors und der beißenden Satire, so lieb waren ihm Gestalten wie das Schulmeisterlein Wuz, der Quintus Firlein, der Armenadvokat Siebenkäs, der Feldprediger Attila Schmelzle oder der jynische Doktor Katzenberger. Außer in einem prächtigen Gedicht hat er seine Schätzung Jean Pauls besonders in der eingehenden Besprechung der Schrift von R. Chr. Planck über „Jean Pauls Dichtung im Lichte unserer nationalen Entwicklung“ niedergelegt. Wenn ihn an Jean Paul sein mikroskopisch scharfer Blick für das Kleine und Kleinste, das gemütvoll Idyllische und schnurrig Nürrische seiner Art immer wieder anzog, so vermischte er bei den Romantikern die entsprechenden Gegenwerte für das Willkürliche, ironisch Spielende, Verblasene ihres Dichtens. Er hielt sich dafür um so fester an seine Schwaben, die wohl der Romantik nahestanden, aber mehr Natur, mehr innere Wahrhaftigkeit, mehr gesunde Klarheit besaßen. Bischer, den überall das Kernhafte, Naturechte, Ungekünstelte, Gediegene, Männliche anzog, mußte in Uhland den Dichter und Menschen nach seinem Herzen erkennen. Er rühmt den Erdgeruch seiner Dichtungen, der dem Duft des dampfenden, frisch gepflügten, guten Ackers in der Morgensonne gleicht, und in einem wuchtigen Essai von prachtvoller Abrundung, neben der Schillerrede wohl der schönsten unter seinen kleineren literarkritischen Arbeiten, hat er dem Dichter ein Denkmal seiner durch persönliche Bekanntschaft bekräftigten Verehrung errichtet. („Kritische Gänge.“ Neue Folge.)

In seiner Würdigung Uhlands durfte er die allgemeine Schätzung des Dichters als anerkannte Tatsache voraussetzen. Wenn er über E. Mörike das Wort ergriff, so galt es, einen



Dieser Gott ist ein immanenter Gott, seine Wohnung
ist überall und nirgends; sein Lieb ist wie die ganze
Welt, seine unsere Gegenwart der Menschengeist
Dieser Gott zu beschreiben ist die unsere Aufgabe
gute des neuen Atonst.

Su. Hoffm.

Bischof als junger Professor in Tübingen

Verborgenen ans Licht zu ziehen, einem Verkannten zur Anerkennung zu verhelfen. Vischer war dem Ludwigsburger Landsmann erst nach der Studienzeit persönlich nähergetreten. Seiner straffen Willensnatur blieb zeitlebens mancher Zug im Wesen des weichen und scheuen Mörike fremd und unverstänlich. So ließ er stets wieder von Zeit zu Zeit über den Freund Mahnungen zu ausgiebigerem dichterischem Schaffen ergehen. Aber er hörte nie auf, das Glück zu schätzen, daß er eine wahrhafte, wirkliche Dichternatur zum Freunde gehabt hatte, und jederzeit trat er mit dem ganzen Nachdruck seiner Persönlichkeit und seines Ansehens für den Dichter ein, in dem viele allzulange bloß eine schwäbische Winkelgröße sahen. Vischer hat schon 1838 die Gedichte Mörikes besprochen. Er schrieb damals: „In der Hast des Suchens nach einer neuen Dichtung muß sich der Freund der Poesie nach einer neuen Labung umsehen. Wo sprudelt sie denn noch, die klare Waldquelle mit ihren frischen Wassern? Wo duftet die reine Erdbeere in kühlen, unbetretenen Gründen, auf der noch der Duft der Naivität liegt? Gewiß hier, in diesen Gedichten sprudelt der frische Quell, duftet die kühle Frucht. Unbekannt der Welt, in ländlicher Stille, den Pfaden der Phantasie nachgehend, schüttet uns hier ein reicher Genius den vollen Segen aus.“ Und ebenso faßte er in dem Nachruf am Grabe des Dichters und bei der Einweihung seines Denkmals in Worten voll feinen Verständnisses und inniger Verehrung seine hohe Schätzung Mörikes zusammen, damals noch in vieler Beziehung als ein Prediger in der Wüste.

Man könnte denken, Vischer als Gegner der politischen und kirchlichen Reaktion, als Junghegelianer, als Vorkämpfer einer lebensvollen Wirklichkeitsdichtung hätte den Bestrebungen des „Jungen Deutschlands“ in der Literatur, hätte der vor-

märzlichen politischen Dichtung aus vollem Herzen zugejubelt. Aber sein rückhaltloses Bekenntnis zur Immanenz, zur Freiheit und zur neuen Zeit konnte ihn nicht abhalten, die damals vielverhöbnte schwäbische Lyrik mit ihren „Hirtensknaben und Gänseblümlein“ höher zu stellen als das Dichten dieser jungen Stürmer. An Heine, dessen dichterische Begabung er in keiner Weise unterschätzte, stieß seinen auf naturhaft naive und ehrliche Eindeutigkeit gestellten Sinn die „perfide Ironie“ und „innere Verwesung“ ab. Die Erzeugnisse der anderen Jungdeutschen sind ihm „geistreiche Reflexionen, Debatten mit lose angehängtem poetischen Kleide, oberflächlich personifizierte Begriffe, kurz didaktische Poesien“. Sein künstlerisches Gewissen sträubte sich gegen das laute Setergeschrei von Leuten, die auf echte Dichter wie Uhland spöttisch herabsehen zu dürfen glaubten: „Du schimpfst auf Uhland,“ ruft er, „mach einmal ein echtes Volkslied wie sein unvergleichliches ‚Ich hatt’ einen Kameraden‘, mach einmal ein patriotisches Gedicht wie sein ‚Wenn heut ein Geist herniederstiege‘, mach eine Ballade wie den ‚Waller‘.“ In schroffem Verfolg seiner ästhetischen Anschauungen wandte sich damals Vischer in einer Besprechung von Herweghs „Gedichte eines Lebendigen“ („Kritische Gänge“) gegen die politische Zweckdichtung der Zeit überhaupt. „Politik“, sagt er da, „taugt nichts in der Poesie, wenn man nämlich unter der Politik versteht die Unzufriedenheit mit der Gegenwart des Staats, den Wunsch, daß es anders werde, die Aufforderung an das Volk, daß es die Formen seines Staatslebens ändere. Sie taugt nichts, weil sie eine Idee ausspricht, welche noch keinen Körper hat, sondern ihn erst bekommen soll, welche also noch abstrakt ist.“

Um so mehr freute sich Vischer, von den vierziger Jahren an auf eine Reihe von Dichtern hinweisen zu können, bei

denen wahrer echter Lebensgehalt sich zu poetischer Form und Gestalt verdichtete. Im Jahre 1847 hat er in einer längeren Arbeit zum neuen deutschen Drama das Wort ergriffen. („Altes und Neues.“ Neue Folge.) Er gibt bei diesem Anlaß eine eingehende Würdigung Fr. Hebbels, verschweigt seine Bedenken nicht, weist aber so kräftig auf die seltenen Vorzüge der „Maria Magdalena“ hin, daß Hebbel sich freute, dem „spröden“ Bischer Anerkennung abgerungen zu haben. Als dann Hebbels „Agnes Bernauer“ erschien, da zweifelte er, ob es dem Dichter gelungen sei, die unerträgliche Härte im Stoff ganz in höhere Notwendigkeit aufzulösen, „aber,“ so fährt er fort, „das weiß ich, daß dieser Herzog Ernst ein Meisterstück von männlicher Charakterzeichnung ist. Das ist ein Mann, menschlich fühlend und streng sich bezwingend, wortkarg und durch die kurze Rede auf ein reiches, vom Schicksal und der allmächtigen Zeit zu Stahl geschmiedetes inneres Leben zeigend, schlicht in seiner Stärke, wahrhaft deutsch.“ Er meint dann im folgenden, manches in Hebbels Sprache tadeln zu sollen. Wir empfinden heute nicht mehr in allem so, aber Bischer zeigt doch ein ernstes Bemühen, einem Dichter gerecht zu werden, an dem damals andere Kritiker achselzuckend und kopfschüttelnd vorübergingen.

Als Mensch und Dichter stand ihm Gottfried Keller näher, und anfangs der siebziger Jahre hat er ihn in einer eingehenden Studie gewürdigt („Altes und Neues“). Man spürt es dieser Studie auf jeder Seite an, wie alles geschrieben ist mit herzlichem Behagen und inniger Freude am Dichter. Kellers Weltanschauung berührte Bischer ebenso verwandt wie Kellers Humor, der doch mit sicheren Sohlen auf dem Boden der Wirklichkeit steht: „Es ist ein lebensstüchtiger Realismus in jenem guten Sinn des Wortes, der die echte Idealität in

sich begreift. Aber ein Realismus von besonderem Charakter. Was ihn eigentümlich unterscheidet, ist eine gewisse Herbigkeit, eine Art von Unerbittlichkeit, womit er uns die Nase auf den Granitgrund der Realität drückt. — Es ist schwer, dieses ganz eigenartig Herbkräftige zu bezeichnen, das ich an Keller in ganz anderem, edlerem Sinne als an dem doch gar zu erdigen, zu breit und grob lehrhaften, wiewohl tüchtigen, schilderungs- und erzählungskundigen Jeremias Gotthelf das echt Schweizerische nennen möchte, das heißt in dem Sinne, daß hier ein solcher etwas knochiger Realismus verbunden ist mit einem freien Gemüt und einem Höhenzug des Geistes, der uns nicht nur an das Gestein des Hochgebirges, die Hütten und die stattlichen Häuser an den Berglehnen und in den Tälern, sondern auch an die silbernen Gletscher, an die reinen Lüfte, die dort wehen, an die brausenden Winde erinnert, nämlich von selbst, auch wenn sie nicht beschrieben werden.“

Bischer hat dann in seiner Arbeit über G. Keller auch an R. F. Meyer erinnert und an seinen knapp zusammengehaltenen Stil, der an einen blank geschliffenen Stahl erinnert. Er hat ferner in seinem Nachruf auf Bertold Auerbach den Landsmann gefeiert als den Schöpfer lebenswahrer Idyllen, der runde und ganze Charaktergestalten zu schaffen verstand und die trauliche Enge der dörflichen Heimat in erhöhten Bildern wiedergab. Überall sehen wir auch hier, wie eng Bischer's literarkritische Arbeiten mit seinem System der Ästhetik zusammenhängen und deren Lehren bekräftigen und veranschaulichen.

Ähnlich ist es mit seinen Ausführungen über bildende Kunst. Wenn er sich auf dem Gebiet der Dichtung ausgesprochenermaßen für den bezeichnend naturwahren Individualstil einsetzte, der in Shakespeare am machtvollsten Gestalt ge-

wonnen hat, auf dem Gebiet der bildenden Kunst ist er offenbar nicht ganz mit sich selbst einig. Er war ein Verehrer des italienischen Quattrocento und schätzte auch die deutsche Kunst des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts über alles, die Zeitblom, Grünewald, Dürer. Die traumhafte Phantastik, starke Innerlichkeit und liebevolle Wirklichkeitschilderung in diesen harten, krummen, derbfeisten, naiven Formen ergriff ihn besonders. Aber daneben fand er für den reinen Idealismus, mit seinen makellosen Formen, mit dem Adel seiner ungebrochenen Schönheitslinie, mit seiner mangellos seligen Gestaltenwelt, fand er vor allem für Raffaels Kunst so warme Worte, daß man deutlich erkennt, wie stark es ihn nach dieser Seite hingog. Unmöglich war es dagegen seiner kernhaften Natur, sich für Overbecks Kunst und die Malerei der Nazarenen zu erwärmen. Er fand in ihren Madonnen etwas vom Almanach, Bielliebchen und Vergißmeinnicht und spottete, man sehe ihnen die Zeit an, wo es Stammbücher, Modejournale und Titelfupfer von Taschenbüchern gebe. Auch die künstliche Aufwärmung mittelalterlicher Gefühle und Vorstellungen in dieser romantischen Kunst stieß ihn ab. Er glaubte das sogenannte profanhistorische Gemälde als die künftige Hauptform der hohen Kunst in Aussicht nehmen zu sollen. Einen Meister dieses großen historischen Stils, in dessen Werken sich Realismus und Idealismus gegenseitig befruchten, erkannte er in Alfred Rethel, und unter den Einzelstudien Bishers über bildende Kunst nimmt seine kernhaft warmherzige Würdigung dieses Künstlers eine bedeutsame Stelle ein. Noch war ihm der Name Rethels unbekannt gewesen, als er 1841 zum erstenmal die Entwürfe zu den Fresken aus der Geschichte Karls des Großen sah. „Ich machte große Augen, als ich vor die Kartons trat. Das ist es ja! rief etwas in mir, das ist ja der Weg, der dir

schon lange dunkel vorschwebt, der rechte Weg, den der deutsche Stil einschlagen muß, wenn er rein, wenn er klassisch und doch nicht un wahr schön sein soll. Das ist ja jene richtige Beimischung eines Zuges von Albrecht Dürer zu der plastisch geschwungenen Linie, die wir bei der Antike, bei Lionardo da Vinci, Raffael und Michel Angelo gelernt haben. Hier hat ja einer die Gegensätze mit starker Hand zusammengebunden, welche zu verschmelzen die Aufgabe unserer einheimischen Kunst ist. Hier ist ja, was wir suchen: der reine, reife Formenadel der klassisch fühlenden Italiener, ohne die Art der Idealität, die uns doch zu allgemein, zu generell ist, hier die strenge, ja eckige Individualisierung Dürers in rechtem gedämpftem Maße ohne die Ecken und Brüche, wo er unfrei und unschön wird, monumentale Bahn der Linien, alles groß und historisch gefühlt und doch schlicht, voll gesunder, naiver Herbe des Lebens und so ganz unangesteckt von jenem Etwas, von jenem Zug des Gesehenseinwollens, den die Franzosen und das Theater in unsere moderne Kunst eingeschmuggelt haben.“

In der Schätzung Kethels ist Vischer seiner Zeit vorausgeeilt. Erst viel später erkannte das deutsche Volk, was die Fresken und Holzschnitte des früh Hingegangenen künstlerisch bedeuteten. Aber auch sonst hat sich Vischer über Strömungen und Einzelpersönlichkeiten in der bildenden Kunst ausgesprochen. So hat er die Wendung der deutschen Malerei zur Farbe, die sich mit Piloty und seiner Schule vollzog, lebhaft begrüßt. Er hat einzelne Werke von Böcklin verständnisvoll gewürdigt und die starke Stimmungs- und Phantasielust dieses großen Farbendichters lebendig nachempfunden. Besonders in seinen Reiseerinnerungen wie der „Gang am Strande“, „Eine Reise“, „Durcheinander aus Oberitalien“ kommt er gelegentlich auch auf künstlerische Eindrücke und Fragen zu reden. Auch sein wieder-

holtes Eintreten für die Erhaltung und Rettung der von ihm hochgeschätzten Rottmannsfresken in München ist aus Reiseeindrücken erwachsen, und Rottmanns Landschaften in den Arkaden des Münchener Hofgartens schienen ihm in hervorragender Weise einen Begriff zu geben vom Adel in Natur und Kunst, vom hohen Stil, wie ihn die südliche Landschaft mit ihrer reineren und edleren Durchbildung der Formen dem groß auffassenden Künstler entgegenbringt. Daß Vischer sich daneben den aufgeschlossenen Sinn für den Humor auch in der bildenden Kunst bewahrte, zeigen seine Ausführungen über Gavarni, Töpffer, die neuere deutsche Karikatur und die „Fliegenden Blätter“, die er unter dem Titel „Satirische Zeichnung“ („Altes und Neues“) zusammengefaßt hat. Mit ihrem Reichtum an feinen Beobachtungen und weiten Ausblicken stellen sie einen anregenden Beitrag zu einer Geschichte der Karikatur dar, die bis heute noch nicht geschrieben ist.

Neben literarischer und künstlerischer Kritik enthalten Vischers kleine Schriften noch manchen wertvollen Beitrag aus anderen Gebieten. Die Streifzüge in das weite Feld politischer, sittlicher, erziehlicher Fragen im weitesten Sinn bilden, obwohl unter den übrigen Arbeiten zerstreut, eine Gruppe für sich und gehören in ein anderes Kapitel. Aber er hat auch philosophische und psychologische, geschichtliche und biographische Stoffe zum Gegenstand seiner lebensvollen und zupackenden Darstellung gemacht. Besonders sein Freund und Landsmann David Friedrich Strauß gab ihm mehrfach Anlaß, über dergleichen Fragen das Wort zu nehmen. Der prächtigen, saftigen, oft noch jugendlich verallgemeinernden, streitbaren Arbeit über „Strauß und die Würtemberger“ reiht sich die tiefgründige, an geschichtsphilosophischen und literarhistorischen Ausblicken reiche Studie über „Fr. Strauß als Biograph“ an, eine seiner

gehaltvollsten kleinen Schriften, gleich hervorragend durch die kräftige Anschaulichkeit der Sprache wie durch die Tiefe des Gedankengehalts. Ebenso führt der Aufsatz über „R. G. Reuschle, Philosophie und Naturwissenschaft“, sowie die Besprechung des „alten und neuen Glaubens“ zu fesselnden grundsätzlichen Erörterungen über die Weltanschauung des Freundes, bis dann die Rede bei der Enthüllung der Gedenktafel am Geburtshause von Strauß die Gruppe dieser Rundgebungen abschließt. Wertvolle, teilweise zu selbständigen Untersuchungen ausgeweitete Besprechungen über allerlei Neuerscheinungen schließen sich an, wie die Studie über „Traum und Traumphantasie“ und so weiter. Die verschiedenen Selbsterklärungen und Selbstrechtfertigungen gipfeln in der selbstbiographischen Skizze: „Mein Lebensgang“.

Der Reichtum und die Mannigfaltigkeit dieser ausgebreiteten schriftstellerischen Tätigkeit wird nur überboten durch die markige Eigenart ihres Gehalts und ihrer Darstellung. Moderne Essais mögen knapper, wortkarger, mit mehr bewußter Kunst angelegt sein und auf kürzerem, geraderem Weg ihrem Ziele zustreben. Sie gleichen wohl feingeschmiedeten, sorgsam geschliffenen und geglätteten Erzeugnissen des Kunstgewerbes. Dagegen gehen Bischers Essais und Aufsätze mehr in die Breite, verweilen gelegentlich auch gerne bei einer Einzelfrage länger, legen die persönlichen Beweggründe, Überlegungen und Erwägungen des Verfassers dar, schweifen ab, eröffnen Ausblicke auf benachbarte Gebiete und gleichen mehr kräftig gewachsenen Pflanzen voll Saft und lebendiger Triebkraft als Erzeugnissen überlegter Kunst. Aber sie stellen den Gegenstand in seiner ganzen Körperhaftigkeit vor den Leser hin, dringen von der Außenseite der Erscheinung bis zum Kern ihres Wesens vor, zeigen den Knochenbau und das Sehnen-

geflecht der Dinge und führen die Betrachtung gern auf grundsätzliche Fragen, auf letzte Gegensätze, auf ästhetisch-philosophische Hauptprobleme zurück. So haben die besten seiner kleinen Schriften ein wesenhaftes und gewichtiges Gepräge, stellen eingefressene Irrtümer erfolgreich fest, bringen Halbverstandenes auf den Begriff, reihen Neues an der richtigen Stelle ein und kämpfen mit logischer Schärfe und anschaulicher Faßlichkeit gegen Unklarheit, Vorurteile und sittliche Schlaffheit oder Verkehrtheit. Die Fähigkeit, sich ebenso in die geistige Verfassung des Schaffenden wie in die Lage des lernbegierigen Lesers zu versetzen, der visionäre Tiefblick, der ihm die Urgründe künstlerischer Persönlichkeiten aufhellt, der Nerv für das Ursprüngliche, Echte, drängend Lebendige: das alles gibt Bishers Kritik das Anregende, Förderfame. Weil er das Erstrebte am Erreichten zu messen versteht, trifft er die Umrisse einer Künstler- und Dichterpersönlichkeit, einer Geistesrichtung, eines Kunstwerks so sicher, weil sein Urteil gegenüber allem Rednerischen, Hohlen, Aufgeschminkten, Überhitzten gefestigt und unbeirrbar ist, fühlt man sich so geborgen unter seiner Führung.

Nicht zum wenigsten trägt zu der packenden Wirkung dieser Schriften, die vielleicht weiterhin gewirkt haben als seine Ästhetik, die saftvoll überquellende Bildhaftigkeit seiner Phantasie bei, die überall das Begriffliche in lebendiger Anschaulichkeit gibt und zu farbigen Gesichten werden läßt. Hier kommt ihm sein „Jägerblick für die Erscheinung“, seine frische Auffassung des Sinnenfälligen, sein scharfes Auge für das Bezeichnende kräftig zu Hilfe. So drängt sich das Ergebnis seiner Überlegungen und Darlegungen häufig in einem launig oder erhaben abgestimmten Bild zusammen, das dem Leser gleichsam den letzten Stoß gibt und die Symphonie von Bishers

Gedankenarbeit in einer emporreißenden Fanfare ausklingen läßt, wie in seiner Kennzeichnung Ublands, wie in seiner Rede auf Schiller, wie in seinem Gang am Strand und anderen Arbeiten.

Hauptsächlich aber verleiht den kleinen Schriften Vischers seine kernhaft eigentwüchsigte Sprache ihren besonderen Reiz. Mehr noch als in der Ästhetik schöpft er hier aus dem vollen. Vischer besaß ein feines Sprachgefühl. Wo sich Gelegenheit bietet, belauscht er die Abstufungen des Sprachklangs, sucht er sich über die Tonbilder klar zu werden, die der Klang der verschiedenen Kultursprachen hervorbringt. Mit feinem Ohr findet er die Schriftsteller heraus, deren Sprache den Wohlklang entbehrt, deren Perioden ganze Seiten herunterlaufen, deren Sätze tonlos und hölzern abschnappen. „Wenn der Italiener, der Franzose sich einen niedergeschriebenen Satz noch einmal vorliest und hinhorcht, wie er läuft und klingt, so liebt es der Deutsche, nicht bedenkend, daß seine soviel härtere Sprache doppelte Übung und Erziehung des inneren Gehörs fordert, gleich mit den ersten Worten einer Periode so plump hineinzutappen, daß sie in der Geburt schon hin ist. Es wimmelt bei uns von Marter-Konstruktionen, die wie eine Säge aufs Trommelfell losarbeiten. Wir sind schrecklich hart, ungelent, ein häßliches, ölloses Knarren ist unsere Sprache.“ Im Gegensatz zu solchen Martern bereitet ihm die Sprache eines G. Keller ein hohes Fest. Er bewundert an Lessings Stil die Lebhaftigkeit zusammenhängender Bewegung, den dramatischen Dialog, bei dem man die Disputierenden persönlich vor sich sieht, wie sie aufspringen, sich wieder setzen, wieder aufspringen, Frage, Antwort, Einwendung Schlag auf Schlag in sprudelndem Fluß. Auch in Goethes Sprache empfindet er den Rhythmus mit außerordentlicher Feinfühligkeit ebenso wie den

Drang und Stoß der vorwärtseilenden Energie in Schillers dramatischem Vers.

Fast noch mehr als Klang und Rhythmus der Rede lag ihm freilich das am Herzen, was wir Farbe und Duft der Sprache nennen können. „Es kommt“, sagt er einmal, „auf ein paar Nachlässigkeiten, Härten, auf ein Wärzchen nicht an, wenn nur der Saß rote Backen hat. Durch ein Zuviel an Feile, durch zu feine Glättung verliert die Sprache leicht ihren Naturton, und unserer Schrift- und Büchersprache droht diese Gefahr.“ Wenn sie nicht darauf bedacht ist, immer wieder aus dem gesunden, frischen Brunnen zu schöpfen, wird sie leicht ein schales, abgestandenes Getränk, wohl destilliert, aber ohne belebende und erquickende Kraft. Darum riet er einem Literaturhistoriker, zur Belebung und Vergegenwärtigung seiner Ausführungen in den nüchtern gemessenen Gang seiner Rede an der rechten Stelle ein lebenswarmes, frisches, phantasievolles Wort aus dem Dichter aufzunehmen. Alte Novellen, Chroniken, die Sprache Luthers tun hier ebenfalls gute Dienste, und besonders hebt er die Bedeutung der Mundart für die Auffrischung der Schriftsprache hervor. Der Dialekt, so führt er aus, hat Saft und Grün wie der lebendige Baum, während unsere Kunst- und Schriftsprache einem Baukasten aus viereckigen Holzklöbchen gleicht, aus denen wir frei schaltend alles fügen können, die aber aus vertrocknetem, der dichterischen Neubelebung spröde widerstehendem Holz bestehen. Nicht zuletzt hat er für einen Fischart, Moscherosch, Grimmselshausen darum so viel übrig, weil sie lustig in den Schatz der Mundarten griffen und den noch nicht vertrockneten Teig der Sprache mit so fecken Fingern kneteten.

Diese Gedanken und Beobachtungen über Sprache und Stil hat Vischer auch durch das eigene Vorbild besonders in

seinen kleinen Schriften verwirklicht. Auch in der Sprache lag ihm kraftvoll bezeichnende Schönheit jederzeit näher als formal ausgeglichene Glätte. Vor allem im Kampf ist ihm die ungehemmte Wucht und Anschaulichkeit des Ausdrucks tiefgefühltes Bedürfnis. Er schlägt kräftig zu, er haut um sich mit Redewendungen, die nicht gemäßigt sind, er steigert das Bild des Gegners ins Groteske und gibt seiner Freude am Zerrbild, an der Parodie breiten Raum. Aber auch sonst ist alles Leben und Bewegung in seiner Rede. Seine Besprechung des zweiten Bandes der Herwegh'schen Gedichte beginnt: „Habe ich nicht recht gehabt? Diese stoffartige Poesie bleibt abstrakt rhetorisch, refrain- und gedankenspißenjägerisch, bildlos subjektiv, in Formen gekünstelt, bis sie satirisch wird; da ist auf einmal fester Boden, Inhalt, Körper; Körper zwar, der nur eingeführt wird, um vernichtet zu werden, aber mit dem scharfen Messer der Negation, dessen Schneide den Metallglanz des Zornes und der Verachtung hat.“ Wie prächtig belebt ist dieser Anfang! Wir sehen, wie Vischer atemlos vor Freude über die Bestätigung seiner Ansicht die Tür aufreißt, hereinruft: „Hab ich nicht recht gehabt?“, und nun sprudelt es nacheinander heraus, bis die erste Erregung einen vorläufigen Ruhepunkt in dem glänzenden Bild vom Messer der Negation erreicht hat, dann geht es in gemessenerem Tempo weiter. In energischem, gedrungenem Gang die Ruhe gesättigter Kraft atmend, wandelt seine Rede hin, wenn er aus der Tiefe seiner Empfindung und Anschauung schöpft. Dann bekommt seine Sprache etwas Monumentales. Nur ein Beispiel aus einem seiner Reiseberichte. Er redet von der Erhabenheit des Gebirges und des Meeres: „In der freien, wilden, untraktablen, ungebogenen Kraft weist der Herr den Siob an, das Bild der Allmacht zu suchen; im schrecklich Unbedingten

erscheint die Urkraft. An alles was unerschütterlich, sich selbst gleich, hoch und stolz ist, auch im Menschenleben, was sich nicht biegen, nicht kneten läßt und schlecht hin tätig ist, mahnen die majestätischen Höhen und die ungebändigten Wogen; ein Schauspiel, wohl geeignet die Nerven der Seele zu stärken; wer tief verwundet ist von den Geschossen des Schicksals, der mag da hinschauen und lernen, daß man mit der Weichheit nicht durchkommt, und daß Kraft die Lösung des Lebens ist.“ Prachtstücke eines feierlich schreitenden Stils, eines festlichen Wogens der Sprache in erhabenem Rhythmensschritt haben wir in den Reden Vischers. Man fühlt sich emporgetragen wie auf mächtigen Schwingen. Gipfel um Gipfel, Tal um Tal enthüllt sich den trunkenen Blicken, bis vor unseren Augen das ganze Land ausgebreitet liegt, das der Redner uns zeigen wollte.

Hier wie anderwärts strömen ihm die fastigen Vergleiche nur so zu. Die Beiwörter sind bezeichnend und strahlen von morgenfrischer Farbe, die Bilder sind oft von verblüffender Schlagkraft. Allem merkt man an: es ist geschaut, es ist erlebt, es ist selbst gefunden. Da stoßen wir nirgends auf die verheirateten Worte, die längst nach einer Lösung ihrer Verbindung seufzen, nirgends oder nur selten auf die falschen Metaphern und schiefen Bilder, die den Mangel an wirklicher Anschauung verraten. So redet Vischer von der „scharlachroten Sprache“ des Fanatismus, Goethes „Bürgergeneral“ und „Die Aufgeregten“ sind „geruchlose, dem sauren Dorfgrund der damaligen Verstimmung entwachsene Halme“. Schiller trat zur rechten Zeit Goethe näher: „Der Luftstrom einer ethisch straffen Natur wehte mit ihm daher, fegte die verbrühende Föhnluft hinweg und weckte im fast erstorbenen Erdreich die eingeschlafenen Reime eines zweiten, neuen Frühlings.“ Einem Erklärer des

Faust, der die Alterssprache Goethes nachahmt, wirft er vor, er habe sich ganz „in den Stil des Goetheschen Altweibersommers hineinfrisirt“.

Zum Ergößlichsten dieser Art gehört die Kennzeichnung von Carrières Ästhetik. Er vergleicht sie mit einer Konditorei, die jedoch nicht den Nachruhm einer Kost mit kernhaftem Hauptgericht erschwingen werde: „Dennoch kann es ihm an Besuch nicht fehlen, denn hier hat man alles beisammen: die bitteren Pillen der Polemik im süßen Brei der Erbaulichkeit, den Wermut der Negation im Quittenlikör der Gottinnigkeit, das Eis des Pantheismus mit dem Fett des Theismus zu chinesischen gebratenen Vögeln gebacken, und auf dem Fenster Sims steht neben jeder Büchse der Kezerei ein Kristallglas mit etwas Dogma in violetter Abendbeleuchtung.“

Solche Beispiele weisen auf das anschauliche Denken Bishers hin, aber auch der Humor klingt darin an, der in seiner Sprache und seinem Stil eine bedeutungsvolle Rolle spielt. Besonders auch in seinen beliebten Worthäufungen lebt sich eine Art von humoristischem Eifer aus. Bischer ist ärgerlich über die Gestalt des Schwachsinnigen in Hebbels Genoveva. „Da tritt nun,“ murrte er, „der tolle Klaus auf und vermittelt die Schonung Genovevas durch die bestellten Mörder; ein symbolischer Kretin, ein allegorischer Simpel, ein tragischer Fex, ein Ahnungstrottel, von dem der Himmel ergrübeln mag, was er eigentlich da tut.“ Bischer hat recht, wenn er gelegentlich bemerkt, daß etwas von Fischart und Rabelais in ihm steckte. Oft, besonders auch in seinen Streitschriften über die Mode, fühlt er einen Drang zu phantastischem Spiel mit der Sprache, zu kühnen und komischen Wortbildungen, zu närrischen Wortspielen, zu sprachlichen Schnacken und Tollheiten, zu närrischen Vergleichen und Übertreibungen. Zur buntesten Entfaltung

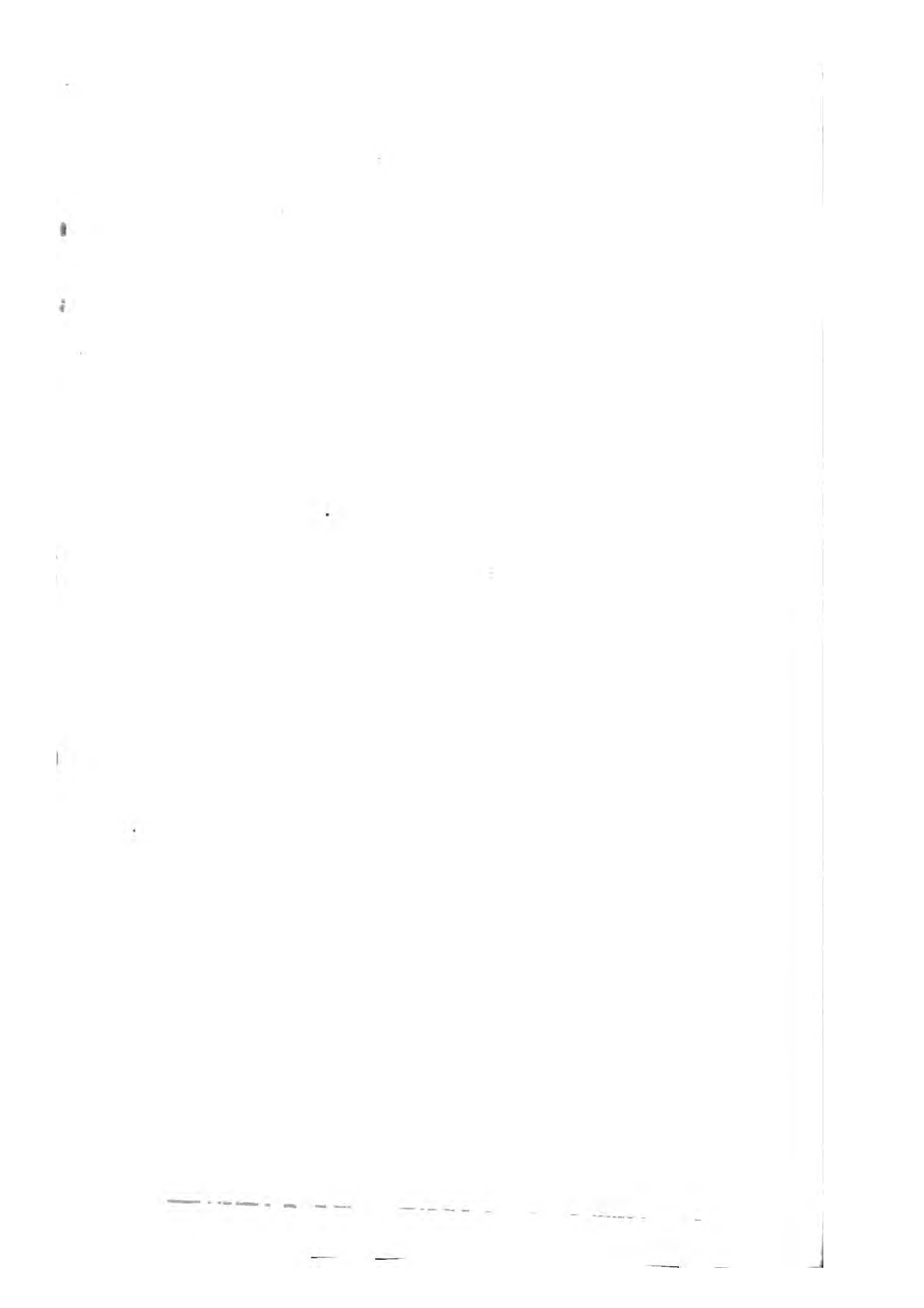
gedeiht diese Seite seines Stils in den humoristischen Werken besonders im dritten Teil des Faust. Überall aber spiegelt sich in Bishers Sprache die ganze, reiche, geistprühende Persönlichkeit, die bald die grobkörnige Beredsamkeit des Zornes atmet, bald in übermütig spielender Laune schwelgt, bald derber Holzschnittmanier huldigt und dabei nicht minder im hohen ernstern Stil der Hellenen sich heimisch fühlt und ihr tiefstes Empfinden in zarten, feierlichen Harmonien hinströmen läßt.

Der Politiker und Erzieher

Ein Mann wie Vischer konnte seiner ganzen Art nach nicht gleichgültig an der Politik vorübergehen. Sein feuriges Temperament, seine zupackende Kämpfennatur, sein ausgeprägtes Verantwortlichkeitsgefühl, dem das Wohl und Wehe des Ganzen dringlich am Herzen lag, seine erzieherischen Neigungen: all das brachte ihn schon frühe in Berührung mit der Politik seiner Zeit. In Blaubeuren schwamm er mit seinen Kameraden im Strom vaterländischer Begeisterung, sang die Lieder von Follen, Urndt, Jahn und Theodor Körner. In der Bewegung der dreißiger Jahre war er ebenfalls nicht kalt geblieben, wenn es ihm auch später einmal vorkam, als sei er in jener Zeit noch ein Goethisch-Hegelischer Quietismus-Aristokrat gewesen. Er hatte sich für die Polen begeistert, und als ihm 1833 auf seiner Reise durch Osterreich ein österreichischer Leutnant bewundernd von dem „Mordskerl Börne“ sprach, da „gingen sie beide stark ins Zeug“. Wenn er immer mehr ein Gegner der Regierungspolitik jener Jahre mit ihrem unwürdigen Druck und ihrem beschämenden Polizeiregiment wurde, so war es vor allem wegen ihrer üblen Wirkungen auf die geistige und sittliche Haltung des Volkes. An den Deutschen, die ihm in Italien begegnen, fällt ihm hauptsächlich der eingeschüchterte Ausdruck auf, den sie haben, jenes Gesicht, das aussieht, als



Bischer in seinen mittleren Lebensjahren



hätte es jederzeit Angst vor einem Polizeidiener. Ohne eine gründliche politische Umwälzung schien ihm eine Erziehung des deutschen Volkes zu freier männlicher Würde und Haltung unmöglich zu sein, und durch die kritischen Arbeiten jener Jahre zieht sich der weitere Gedanke hindurch, daß eine Kunst der Wirklichkeit, die einen großen Lebensinhalt bringt, erst kommen wird, wenn Leben, Gesellschaft, Öffentlichkeit völlig umgestaltet sind. Die Lebensformen, klagt er, seien so abstrakt, so ledern, so aschgrau geworden, daß der Dichter und Künstler sie schlechterdings nicht gebrauchen könne, die Körper seien verschrumpft, die Trachten phantasielos, das Kriegswesen mechanisiert, der gesellige Verkehr barbarisch; eine Umgestaltung des ganzen Lebens, eine Umwälzung der öffentlichen Zustände werde, so hoffte er, mit der Erneuerung des Staates auch eine solche der Kulturformen bringen. „Alles, was jetzt Reflexion, Kritik, unverwirklichter Zweck ist, muß erst durch eine große, reale Bewegung Zustand, Sinn, Natur geworden sein, dann ist wieder Naivität und Instinkt möglich.“ Mit Gervinus glaubt er, daß zunächst die Aufgaben der Deutschen auf dem Gebiet der wirklichen Welt und des Staates liegen. Wenn die öffentlichen Verhältnisse geordnet seien, dann werde auch wieder eine Zeit der Dichtung kommen, eine Zeit, die die Hoffnungen und Wünsche auch des Ästhetikers erfüllen werde. Alles wird sich dann in menschenwürdigeren Bahnen bewegen: Der Maschinenlauf des ganzen Staatslebens, der bisher dem Individuum den ledernen Charakter des Philisters aufzwängte, die falschen Anstandsfesseln der Gesellschaft, des Gespräches, die Dressur der Erziehungsanstalten, der Zopf- und Samaschendienst des Militärs, die farblos dürftige, hungrige Kleidertracht, welche nicht erlaubt, auch nur eine volle Farbe, ein bißchen Phantasie anzubringen, wenn man nicht für einen

Narren und Kunstreiter gelten will, die öde Kahlheit unserer Häuser und Straßen, die klägliche Anstrengung, uns auf unseren gemachten Schulmeisterfesten vergnügt zu stellen, das schlaff affektiert nachlässige Rutschen, das wir Tanz nennen, mit all dem wird es dann besser geworden sein, der ungeheure Widerspruch zwischen unseren Lebensformen und den Forderungen des Schönen wird verschwinden.“ Wie sich auch sonst ästhetische und politische Gesichtspunkte in Vischers Anschauungen miteinander verflechten, das zeigen besonders seine Forderungen auf dem Gebiet des Heerwesens, dessen Neuordnung ihm sehr am Herzen lag: „Gegen die körperliche Verschrumpfung“, führt er gelegentlich aus, „gibt es kein durchgreifendes Mittel als Einführung allgemeiner Wehrverfassung mit einem möglichst kleinen Reste stehender Truppen zur Einübung; der männlichen Persönlichkeit wird so lange aller zur künstlerischen Darstellung schlechtweg notwendige Ausdruck des Heroischen abgehen, als nicht jeder Knabe zum künftigen Verteidiger des Vaterlandes erzogen wird und jener traurige Gegensatz schwindet, durch welchen die Tapferkeit, diese männliche Kardinaltugend, Monopol eines Standes geworden und den anderen die Feigheit und die nachteilige Stellung, die der Zivile neben dem Soldaten in der Gesellschaft einnimmt, als der Bodensatz geblieben ist.“

Von solchen Erwartungen erfüllt, hoffte Vischer auf die Ereignisse, die dem deutschen Geist seinen Körper bauen sollten. Und das Jahr 1848 kam. Auch in Tübingen war man damals „trunken vom Weine der Zeit und unklar wie alle Welt“. Der beliebte Ästhetikprofessor hatte schon im Jahre 1847 eine Schar von Studenten als Major geführt und mit seiner Truppe bei einem Krawall das Tübinger Schloß gegen die Radaubröder verteidigt. In den Tagen des Franzosenschreckens im März 1848 führte Vischer, der an rüstigen Waffenübungen

und kampfbereiter Wehrhaftigkeit stets eine aufrichtige Freude hatte, seine Sicherheitswache als Kerntruppe der zum Kampf gegen die Franzosen versammelten Tübinger Streitmacht zu. Im übrigen ging aber sein Streben höher. Noch im Jahr 1838 hatte er in seinem Aufsatz über „Dr. Strauß und die Wirtenberger“ geschrieben, über die politische Betätigung seiner Landsleute zu reden, sei er ungeschickt, denn er habe keine feste Ansicht darüber, welches die beste Staatsverfassung sei, auch vom Organismus des Staates keine klare Vorstellung, kurz er verstehe die Sache nicht und schweige. Während der vierziger Jahre kam ihm dann freilich dieses Geständnis komisch und naiv vor, und als nun im Revolutionsjahr die Wahlen zur Nationalversammlung in Frankfurt ausgeschrieben wurden, trat auch er in die Reihe der Bewerber. „Wohl war es“, schreibt er fünfundzwanzig Jahre später, „redliche Begeisterung, daß ich um die Wahl zum Reichstagsmitglied mich eifrig bewarb, aber es staß doch viel Ehrgeiz dahinter, genährt durch den Beifall, den für viel Pathos und wenig Vernunft meine Reden auf Volksversammlungen gefunden hatten.“ In dem Bezirk Reutlingen-Urach wurde er als Kandidat der Liberalen aufgestellt, und nun begann ein scharfer Wahlkampf. Eine der Versammlungen, in der Vischer als Bewerber auftrat, schildert Wilhelm Lang in seinen Jugenderinnerungen. Sie fand im goldenen Saal des Uracher Schlosses statt. Vischer sprach hinreißend, und sein Erfolg wurde durch die Einwendungen von gegnerischer Seite nur erhöht. Der Uracher Helfer legte Zeugnis ab gegenüber dem Manne, der ein offener Gottesleugner sei und sich nicht scheue, das Heilige mit seinem Spott zu übergießen. Die Versammlung wurde aber unruhig und gab ihr Mißfallen drohend zu erkennen. Zum Schluß folgte ein Hoch auf Vischer, das jubelnd aufgenommen wurde. Einen

schwereren Stand als in den Städten mit ihrem liberalen Bürgertum hatte der Bewerber auf der Alb gegen die strenggläubigen Bauern, denen er als Zauberer geschildert worden war, der mit dem Bösen im Bunde stehe „Ich hätte“, schreibt er später, „viel Komisches zu erzählen von Bergpredigten auf Rainen und auf der Landstraße, von rednerischen Leistungen auf Marktplätzen und in Wirtshäusern, namentlich auch von Prügelein, denen ich mit knapper Not entging, und von solchen, vor denen ich mit ebenso knapper Not die Gegenredner schützen half, denn meine Reutlinger trugen noch immer etwas vom Blute der alten Gerber und Färber in sich.“ Schließlich siegte er über seinen konservativen Mitbewerber und siedelte im Mai mit Weib und Kind nach Frankfurt über.

Mit den meisten seiner Landsleute, Robert Mohl, Schoder, Schott, Wurm, Fallati hielt er zur gemäßigten Linken und trat in den Klub des Württemberger Hofes. Als die Frage des Reichsoberhauptes eine Trennung herbeiführte, schloß er sich der linken Seite an und trat dem von H. Simon geführten Klub Westendhall bei. Das Wort ergriff er in den öffentlichen Sitzungen nur bei einigen Fragen, die ihm besonders am Herzen lagen. So verlangte er bei der Erörterung der Wehrfrage ein Gesetz über Volksbewaffnung, da das Volk eine Erhöhung der stehenden Heere nicht ertragen würde, sowie die Umbildung der stehenden Heere in eine allgemeine Volkswehr. Wiederholt zog er auch gegen die Spielbanken als „Schandbanken“ und „Mordanstalten“ kräftig vom Leder und erreichte ein Einschreiten des Reichsministeriums gegen die Bank in Homburg. In längeren Ausführungen verbreitete er sich über das Verhältnis der Schule zu Kirche und Staat, wobei er für die Trennung der Schule von der Kirche eintrat. Die Schule gehöre dem Staate, zwar möchte die

Kirche ihre Tochter ins Kloster sperren, aber sie sei flügge geworden.

Weniger sicher und heimisch fühlte er sich in den eigentlich politischen Fragen. Er war großdeutsch gesinnt und konnte sich sowenig wie Uhland ein Deutschland ohne Österreich denken. Dennoch suchte er auch der Gegenpartei und ihren Gründen gerecht zu werden. Die Vorschläge zur Lösung der Oberhauptfrage schienen ihm zur Zeit alle undurchführbar, und als es zur Entscheidung kam, stimmte er zwar für den regierenden Fürsten als Oberhaupt, aber bei der Frage der Erblichkeit enthielt er sich der Stimme. Über den schweren inneren Kämpfen und Zweifeln, die ihm der Gang der Dinge verursachte, war es ihm aber immer deutlicher geworden, daß die Versammlung ihre Rolle ausgespielt hatte. Wenn er trotzdem mit dem Rumpfparlament nach Stuttgart ging, so tat er es mit klarer Einsicht in den Unsinn dieses Schrittes. Aber er hielt es für Pflicht, auszuhalten bis zum Schluß. Aus dem Schiffbruch des Ganzen wollte er wenigstens sein Gewissen rein herausgebracht haben.

Bisher hatte jetzt, wie er selbst bekennt, seinen politischen Ehrgeiz gründlich abgebüßt. Das Jahr in Frankfurt war für ihn ein Marterjahr. Er hatte doch erkennen müssen, daß er nicht eigentlich auf seinem Platz war, hatte an enttäuschten Hoffnungen schwer getragen, hatte seine Gesundheit durch die ewige Hitze, die tägliche Berührung der gewohnten Lebensweise, die steten Aufregungen nicht unbeträchtlich geschädigt. Aber für seine innere Entwicklung waren die Frankfurter Erfahrungen nicht vergeblich gewesen. Sein Gesichtskreis hatte sich erweitert, seine Menschenkenntnis vertieft, unklare Hoffnungen und Selbsttäuschungen waren verslogen, er hatte begriffen, daß seine Anlagen ihn nicht auf politisches Wirken hinviesen,

und vor allem hatte sich die Überzeugung bei ihm herausgebildet, daß die nationale Frage, das Problem der Einigung Deutschlands allem andern voranstehe. „Aus dem Jahre 1848, aus der dunklen Verwirrung seiner Parteien und der allgemeinen Niederlage seiner Bestrebungen war mir das Ziel der politischen Einigung der Nation als heiliges stilles Anliegen tief im Herzen geblieben.“

Zunächst kehrte er nun wieder nach Tübingen zurück zu seinem Lehrberuf und zu stiller wissenschaftlicher Arbeit. Freilich die schwüle Luft politisch-kirchlicher Reaktion, die damals über Deutschland lagerte, fachte den alten Haß gegen Vischer zu neuer Glut an. Ein Pamphlet in Romanform mit dem Titel: „Eritis sicut deus“, das aus pietistischen Kreisen hervorging, entwarf ein ärgerliches Zerrbild der damaligen Tübinger Gesellschaft, und Vischer stand im Mittelpunkt des vielgelesenen Machwerks. Dazu wurden seine Vorlesungen und Äußerungen immer noch belauert, und es fehlte nicht an Versuchen, ihn wieder bei der Regierung anzuschwärzen. Kurz, als 1855 ein Ruf an das Polytechnikum in Zürich an ihn erging, entschloß er sich die Heimat zu verlassen und jenem Rufe in die Schweiz Folge zu leisten.

Die Züricher Jahre (1855—1866) gehörten für Vischer nicht eben zu den behaglichsten seines Lebens. Mit dem Abgang von Tübingen hatte er sich für immer von seiner Frau getrennt, das Zusammenleben der Gatten hatte sich auf die Länge als untunlich erwiesen. Der im Jahr 1847 geborene Sohn Robert, von den Kindern der Ehe das einzige, das noch lebte, wurde in eine auswärtige Schule gebracht. Nun galt es, sich an der neuen Stätte seines Wirkens eine Junggesellentwirtschafft einzurichten. Es begann nun für ihn unter erschwerten Umständen ein heftiger und erbitterter Kampf mit dem Objekt, mit ab-

gerissenen Hemdknöpfen, mit aufgequollenen Schubladen, mit verlegten Kofferschlüsseln, mit widerspenstigen Schneidern und Schustern. Diese Mißlichkeiten wurden dann noch für ihn durch allerlei kleinere gesundheitliche Störungen verschärft, von denen die sonst kräftige und zähe, aber empfindliche Verfassung Bischers heimgesucht wurde, als Katarrhe, Schnupfen, Augenentzündungen, Verdauungsbeschwerden usw. Die letzteren kamen wohl meist daher, daß sich der Schwabe nur schwer an die schweizerische Wirtshauskost gewöhnte. Noch Jahre nachher konnte er Schauerdinge erzählen vom Gasthofessen in Zürich: „Wenn's Birnschnitz gab, vertraute er Ilse Frapan an, so waren die Birnen nicht geschält, die Bohnen wurden nie entfasert, so daß sie zusammenhingen wie eine verstrobelte Perücke; als ich einmal ein Erbsengemüse fallen ließ, sprangen die Erbsen auf dem Boden herum mit Geprassel, so hart waren sie. Ich hab dann oft auch laut darüber geschimpft: „Wenn euer Winkelried geahnt hätt', daß ihr nach vierhundert Jahren noch net amal a Wurst stopfen könntet, da hätt' er's wohl bleiben lassen und sich gewiß net in die östreichischen Speer' gestürzt! Und für die Kunst würdet ihr auch einen andern Verstand haben, wenn ihr nicht von so einem rauhen, ungeputzten Bohnenfutter herkämet.“ Wie sein U. E. liebte Bischer, sich von Zeit zu Zeit durch solche Ausbrüche, sein „Löwengebrüll“, wie er es nannte, das Herz zu erleichtern. Und manchmal mag er in ähnlicher Weise auch über Wohnungsnöte, über den Zugwind auf der täglich zu überschreitenden Limmatbrücke, dem er seine Erkältungen zuschrieb, und manche andere Unannehmlichkeit des täglichen Lebens gewettert haben. Dazu lastete die Einsamkeit in der Fremde zuzeiten schwer auf ihm. So schreibt er 1865 an seinen Freund Günthert: „Ich schreibe an Sie, um mit einem Menschen zusammenzusein. Ein Mann

soll nicht über Einsamkeit klagen. Sie kennen aber die Stimmung des Sonntags-Heimwehs. Das Volk läuft, strömt nach dem Vergnügen. Ein denkender Mensch kann das nicht mitmachen und weiß, daß das Vergnügen nicht erjagt, nur gestohlen oder gefunden wird. Und doch regt sich auch etwas in ihm, auch Faust fühlt eine Rührung. Der Mann geht nun nach Haus und arbeitet, studiert gerade am Sonntag erst recht. Ist er nun im übrigen menschlich gebettet, so hat er neben sich Zimmer, wo ein Weib, Kinder sind; er studiert, aber er weiß, daß er das Menschliche auch hat, und so hat das Herz Ruhe. Ich habe aber Stunden, wo dann das Arbeiten allein nicht ausreicht, das Sonntagsheimweh also und manches Werktagsheimweh sich stärker regt, das Gefühl von Leere sich durch das geistige Bewußtsein des höchsten Inhalts nicht ganz austreiben läßt.“ Rein Wunder, daß mancher von Bishers Freunden damals mitunter fand, er werde immer grämlicher, krittlicher, mißtrauischer, empfindlicher, reizbarer.

Dennoch zog er auch aus diesen Jahren hohen geistigen Gewinn und reiche Anregungen. „In Schweizer Luft eine Zeit als tätiger Mann gelebt zu haben, noch kein Deutscher von gesundem Geistesnerv hat es bereut“, schrieb er später, und wie die Berührung mit dem Schweizer Leben nach den verschiedensten Seiten hin befruchtend und stärkend auf ihn wirkte, dafür zeugt u. a. auch der Abschnitt aus U. E.s Tagebuch in „Auch Einer“, worin von Schweizer Landes- und Volksart die Rede ist. Er rühmt die freilich oft rauhe und strobliche Aufrichtigkeit des Schweizers, seine gesunde, herbe Verständigkeit wie die ungebrochene Tüchtigkeit seines Wesens, über das die zermürbende Egge der Kultur noch nicht gegangen sei, und beklagt nur die reißenden Fortschritte des Geldgeistes. Mit mehreren Lehrern des Polytechnikums und anderen Einheimischen

knüpften sich bald wertvolle Freundschaftsbande. Besonders trat Vischer dem ihm in manchen Stücken geistesverwandten Gottfried Keller näher. Mehr als eine Kundgebung der beiden Männer zeugt von ihrer hohen gegenseitigen Wertschätzung, am schönsten wohl der prächtige Gruß, den der Schweizer Dichter zum achtzigsten Geburtstag Vischers nach Deutschland hinübersandte. Daneben wirkte auf den Schwaben die freie, bewegte Luft des Züricher Lebens anregend und erfrischend, und seine akademische Wirksamkeit gewährte ihm reiche Befriedigung. Wenn er seinen hundert bis hundertfünfzig Zuhörern, die mit gespannter Aufmerksamkeit an seinen Lippen hingen, wieder eine wichtige und schwierige Frage dargelegt hatte, dann stieg er vom Katheder herab, „wie man neubelebt nach flottem Ritt vom Pferde steigt“. Besondere Höhepunkte waren aber für ihn die Tage und Anlässe, wo er wie bei der Schiller- und Uhlandfeier 1859 und 1863 zu einem weiteren Kreise in öffentlicher, gehobener Festrede sprechen durfte.

Nicht zum mindesten trug sodann der Aufenthalt in der Fremde dazu bei, daß er die großen Fragen der deutschen Politik, die in jenen Jahren im Vordergrund standen, mit besonders leidenschaftlicher Teilnahme verfolgte. In Briefen an die Freunde, in Zeitungsartikeln und in größeren Aufsätzen, wie: „Eine Reise“ (nach dem Krieg von 1859 entstanden), „Ein Schützengang“ (nach dem Frankfurter Schützenfest von 1862 geschrieben), „Ein Gang am Strande“ (nach einem Besuch auf Sylt 1866 verfaßt), legte er seine politischen Eindrücke, Betrachtungen und Wünsche nieder. Oft genug wurde das, was er niederschrieb, rasch von den Ereignissen überholt, häufig war der heißblütige Großdeutsche mit dem Gang der Dinge ganz und gar nicht zufrieden. Immer wieder begegnen dem

Leser Urteile, die deutlich bekunden, daß Vischer mehr von gefühlsmäßigen und moralischen Erwägungen als von politischen Einsichten geleitet wurde, aber immer spürt man durch, wie er mit ganzer Seele bei der Sache war, und von den Fragen, die er behandelte, im Innersten bewegt und aufgewühlt wurde. Kummer und Qual des Herzens um das arme, gespaltene, verachtete, schwerbedrohte und in Not und Schmach nur doppelt geliebte Vaterland erfüllte ihn ganz. Dies um so mehr, als er in der Schweiz eben doch immer wieder auf Abneigung gegen Deutschland, auf tränkendes Mitleid oder schlechtverhehlten Spott stieß. Auch das würdelose Schimpfen verbitterter deutscher Flüchtlinge auf ihr Vaterland brachte ihn mehr als einmal heftig in Harnisch. „Steigen großpolitische Fragen auf, die Deutschland angehen,“ bemerkt er im Rückblick auf jene Jahre, „so wird der Deutsche im Ausland auf seiner Insel weit heftiger erregt als im Inland, die Leidenschaft wird um so heißer, weil sie eingespannt vom fremden Elemente nach innen schlägt in die kleinen Kreise, worin die heimischen Partei-gegensätze durch eine kleine Zahl von Persönlichkeiten vertreten sind.“

Diese Erfahrungen trugen nicht zum wenigsten dazu bei, daß Vischer gerne die Gelegenheit ergriff, in die Heimat zurückzukehren, als sich im Frühjahr 1866 die Aussicht auf eine Rückberufung auf seinen alten Lehrstuhl in Tübingen eröffnete. Freilich Tübingen selbst hatte für den an die größeren Verhältnisse Zürichs Gewöhnten wenig Anziehendes. Schon 1865 hatte er an einen Freund geschrieben: „Vor Tübingen graust mir nach wie vor. Grauer, düsterer Tag, Spaziergang am Gutleuthaus, Trauerläuten, das ist mein Bild von Tübingen.“ Sein Lieblingsgedanke, für den er öffentlich wie in Denkschriften an die Regierung eintrat, die Verlegung der Landes-

universität nach Stuttgart, ließ sich zwar nicht mehr durchführen, aber Vischer sollte neben seinem Tübinger Lehrauftrag je in der zweiten Woche Vorträge am Polytechnikum in Stuttgart halten. Das hatte etwas Lockendes für ihn und verbürgte ihm ein Wirken auf weitere Kreise inmitten eines großzügigeren städtischen Lebens. Im Herbst 1866 siedelte denn Vischer wieder ins Schwabenland über, das ihm durch diese Rückberufung eine aufrichtig gemeinte Genugtuung gab und geben wollte.

Zunächst freilich fühlte er sich in der Heimat nicht so wohl, wie er wohl gehofft hatte. Das Hin- und Herreisen zwischen Tübingen und Stuttgart war unbequem und zerstückelte seine Zeit. So wurde 1867 die Einrichtung getroffen, daß er im Winter in Stuttgart, im Sommer in Tübingen lesen sollte. Ein Ruf an das Polytechnikum nach München, der zu neuen gründlichen Erwägungen Anlaß gab, führte dann 1869 endgültig die Übersiedlung nach Stuttgart herbei. Wenn auch die Tätigkeit am Polytechnikum eine Verengerung seiner Wirksamkeit bedeutete, sie bot doch gegenüber dem Tübinger Lehrauftrag mancherlei Vorteile. Vischer hatte in Stuttgart einen Hörerkreis, dem auch zahlreiche Männer und Frauen aus den Reihen der Gebildeten aller Stände angehörten. In jedem Fall hatte die endgültige Regelung der Angelegenheit wohlthätig und befreiend auf sein Gemüt gewirkt.

Neben diesen persönlichen Sorgen hatten in den ersten Jahren nach der Heimkehr auch die politischen Ereignisse das ihre dazu beigetragen, Vischer nicht zur inneren Ruhe kommen zu lassen. Ausgerechnet im Jahr 1866 war er nach Tübingen gekommen. Aber der durch den Bruderkrieg zwischen Österreich und Preußen aufs tiefste Betroffene fand dort eine vielfach ganz anders gestimmte Jugend vor. Sie hatte sich da-

mal, wie Theobald Ziegler in seinem Vortrag über Bischer aus eigener Erinnerung berichtet, den Übergang von Österreich zu Preußen zum größten Teil schon erkämpft und stand nun mit jugendlicher Begeisterung zum Norddeutschen Bund. Nach seinem Verstande zog es Bischer wohl auch auf diese Seite, aber sein Herz schwankte noch immer nach Österreichs Seite hinüber; den alten Gegnern mochte er sich nicht anschließen, sie mißtrauten ihm wohl auch, die alten Freunde konnte er nicht mehr als Freunde ansehen. Weil er sich nicht entschließen konnte, Partei zu ergreifen, fühlte er sich vereinsamt und nicht verstanden. Das Jahr 1870 bracht dann auch hierfür die befreiende Lösung, die ihn mit dem Weltlauf und der deutschen Politik der letzten Jahrzehnte versöhnte. „Der ungerechte Krieg von 1866“, rief er nach der Kriegserklärung seinen Zuhörern zu, „soll jetzt durch einen gerechten, der Bruderkrieg durch einen Nationalkrieg, der unheilige durch einen heiligen geführt werden.“ Man sieht, wie Bischer auch hier mit moralisch-ästhetischen, der antiken Tragödie entlehnten Maßstäben an die politischen Ereignisse herantrat. Mächtig ergriff ihn die nationale Erhebung Deutschlands, und der Dreißigjährige dachte ernstlich daran, in einem vom Kriegsministerium ausgerüsteten freiwilligen Jägerkorps selbst mit in den Krieg zu ziehen. Der „Dämon“, der ihm so oft das Komische tragisch in den Weg warf, bewahrte ihn wohlwollend vor der Ausführung seines temperamentvollen, aber unzugewandten Entschlusses durch ein Hühnerauge, das „jeder Behandlung spottete“. Dafür zog sein Sohn Robert als Reiter ins Feld. Als dann Ende des Jahres 1870 ein neuer württembergischer Landtag gewählt wurde, um über den Anschluß des Landes an das Deutsche Reich zu beschließen, ließ er sich dazu bewegen, für die Nationale Partei im Bezirk Baihingen a. E.

gegen den bekannten demokratischen und partikularistischen Pfarrer Hopf als Wahlbewerber aufzutreten. Vischer legte vor seinen Wählern in überzeugender Weise dar, wie ein Mann von seiner Denkweise und politischen Vergangenheit sachgemäß den Übergang zu Preußen habe nehmen müssen. Ein Kabinettstück Vischerscher Laune und seiner anschaulichen Darstellungsgabe ist die Wahlrede, die er damals in Horrheim hielt, wo er einst als Vikar gewirkt hatte. Bei der Wahl unterlag Vischer allerdings, aber er hat an diesem politischen Mißerfolg wohl kaum schwer getragen. Hatte er es sich doch nach dem Marterjahr in Frankfurt eigentlich vorgenommen, niemals mehr Abgeordneter zu werden. Die Stimmung, die ihn in jenen Tagen der Erhebung und Einigung erfüllte, hat er nachmals auch in seinem schönen Vortrag: „Der Krieg und die Künste“ (1872) ausgesprochen. „Einer von den Unzähligen,“ führte er aus, „die draußen erfahren mußten, was es hieß, einem Volke anzugehören, das um seiner Uneinigkeit und Unmacht willen gering geschätzt war, darf sich laut freuen, daß der Traum und das Sehnen seiner Jugend, seiner Mannesjahre Wirklichkeit geworden ist, und daß er dies erleben durfte unter den Seinigen und in ihrer Mitte rufen: Wohl dir, mein Vaterland, blühe im Frieden!“ Hatte so der einstige Großdeutsche in der preußischen Lösung der deutschen Frage den rettenden Ausweg aus einer nationalen Not gefunden, die eine reine und vollständige Lösung nicht zuließ, so gibt uns, wie A. Rapp in seiner gehaltvollen Schrift über „Friedrich Theodor Vischer und die Politik“ treffend bemerkt, seine ganze politische Entwicklung „das Bild eines Humanisten, der auf der Seitenscheide von der unpolitischen zur politischen Nation selber politisch wird, und den dann ein leidenschaftlicher, verzehrender, ein wachsender und tiefblickender Patriotismus treibt, daß er mit aller geistigen

Sache und der ganzen Energie des Charakters der nationalen Aufgabe dient.“

Neben den großen Fragen der politischen Freiheit und der nationalen Einigung beschäftigten Vischer vor allem auch kulturelle, sittliche und volkerzieherische Probleme, die vielfach mit der Politik in nahem Zusammenhang standen. Ist es doch bezeichnend, daß er gelegentlich bekennt, wenn in der Politik keine moralischen Faktoren mitwirken, wenn sie in Staatsräson aufgehe, dann bleibe ihm nichts übrig, als bitter schweigend zuzusehen. Und an anderer Stelle bemerkt er ausdrücklich, daß es ihm nie eingefallen sei, noch einfallende Politiker von Fachspielen zu wollen. So suchte er z. B. immer wieder sich über den Gegensatz zwischen norddeutscher und süddeutscher Art klar zu werden und ihn anschaulich und überzeugend auf den Begriff zu bringen. Schon in seinem Aufsatz über Dr. Strauß und die Würtemberger hatte er seine Gedanken über diesen Gegenstand eingehend dargelegt, und eine Art von Verteidigung schwäbischen Wesens gegeben, ohne doch dessen Schwächen zu leugnen oder zu verhüllen. Er fand in seiner Abhandlung bei den Süddeutschen mehr Individuelles und Naives, mehr Poesie, Sinnlichkeit, Unmittelbarkeit, daneben freilich auch viel Schlendrian, Bequemlichkeit, Mangel an Gemein Sinn und etwas Vernageltes, Simplizissimusartiges. Norddeutschem Wesen wurde er später eher gerecht als in diesem Aufsatz. Er schätzte namentlich das Straffe, Bestimmte, Pünktliche, Zuverlässige der preussischen Art, während ihm andere Züge weniger gefielen. Vielleicht war er zu sehr geneigt, Berlinertum mit norddeutscher Art zu verwechseln, auch wurde er eine gewisse schwäbische Voreingenommenheit gegen die nordischen Bundes- und Reichsbrüder nie ganz los. Schon ihre Sprechweise sagte ihm nicht zu, und auch seinen Scharfen-

mayer läßt er in der Schlußpredigt zum deutschen Krieg die Preußen mahnen:

Machet nicht so den Professer,
Meint nicht, ihr wißt alles besser,
Seid ihr auch noch so gescheit,
Hinterm Berg sind auch noch Leut'.

Und an dem preußischen Geist wollte ihm außer einem ironisch wohlweisen Nebenton besonders auch „das Eckige, Gezwängte, das Linierte, das Beengte“ nicht so recht gefallen. Im übrigen gehört das, was er an verschiedenen Stellen seiner Schriften und besonders im „Auch Einer“ über die Schwaben und schwäbische Eigenart ausgeführt hat, zum Schlagendsten und Besten, was je über diesen Gegenstand geschrieben worden ist. Seine Landsleute kennt er von Grund aus.

Ein anderes Anliegen, das ihn stets wieder von neuem bewegte, war die Beobachtung, daß durch die Kultur überall die Naivität, Unmittelbarkeit und Kernhaftigkeit des Volkslebens angefressen und zerstört wird. Er stand hier vor einem schmerzlichen Widerspruch. Einesteils war ihm klar, daß man dem Rad des Kulturgangs nicht in die Speichen fallen kann, daß die Kultur zu den Giften, die sie notwendig mit sich führt, auch ihre Gegengifte erzeugt, daß man die Finsterlinge zu Kameraden bekommt, wenn man mit ganzem bitterem Ernst in der Verwünschung der Kultur verharrt, jenes Doppelwesens aus Lichtgeist und Teufel. Andererseits war in ihm die Liebe zur schönen Einfalt unverdorbenener Menschennatur zu stark, als daß er nicht zu Stunden seinen Zorn gegen die Gifte der Kultur hätte loswettern müssen, als daß ihn z. B. die Verhunjung einer schönen Gebirgsgegend und ihrer Bewohner durch modernes blasiertes Touristenvolk nicht unglück-

lich gemacht hätte. Wie müßte es den Volks- und Vaterlandsfreund da empören, wenn er eines der schönsten deutschen Bäder durch eine meist ausländische Lebewelt und eine der ihm besonders verhaßten Spielhöllen verpestet und in einen sittlichen Fäulnisherd verwandelt sah. Dieser Empörung geben die 1867 zuerst ohne Namen erschienenen Epigramme aus „Baden-Baden“ kräftigen Ausdruck. Als besondere Schmach empfand er es dabei, daß wir Deutsche um dieser Spielbäder willen bei den Ausländern als die niederträchtigen Diener ihrer Lüste verachtet werden. Mit gesalzenen Sieben geht er in diesen Distichen gegen die welsche Halbwelt, die sich in Baden-Baden breitmachte, gegen deutsche Französlinge, gegen das schnöde Spielervolk vor. Es ist ihm, als führten aus dem paradiesischen Schwarzwaldtal unzählige Röhren sittlichen Cholerastoff in die deutschen Gefilde hinaus. Er hört in der gedämpften Stille der Spielsäle im Geist „Tigergeheul und Affengebrüll und Schrei der Verzweiflung“ und fragt beim Anblick der gepuzten Lebewelt entrüstet:

„Riecht ihr den Schwefel denn nicht der Verworfenheit, welcher
euch reizend,

Qualmend entgengedampft unter dem Patschuliduft?“

Daß er die Fäulnis roch, auch wo sie sich hinter äußerem Glanz versteckte, zeigte Vischer auch nach 1870. Damals war er einer der dringlichsten Mahner und Warner gegen den Mammonsgeist im neuen Reich. Er verwünschte die fünf Milliarden, die das „Aktien- und Gründerpack“ großgezogen hatten. „Als unsere Heere den Feind besiegt hatten und das Reich aufgerichtet war, meinten wir, nun werde die ganze Nation stolz sich emporstrecken, um der neuen Ehre würdig zu stehen und zu schreiten. Wie hatten wir uns getäuscht! Eine

finnlose Menge rieb sich die Hände und rief: „Nun haben unsere Legionen es uns erkämpft, nun wollen wir aber auch recht gründlich gemein werden und so recht lustig im Rot wühlen!“ Ein Sinnbild dieser Verseuchung des Volksgeistes war ihm die überhandnehmende Verfälschung der Lebensmittel, gegen die er immer wieder eiferte. Sie war ihm aus Gründen der Gesundheit wie der Ehrlichkeit gleich verhaßt, und besonders den

„Surrogatbemäntlern
Unter Brauern, Weinhändlern“

verschwieg der alte Schartenmayer seinen vollen Abscheu in keiner Weise, wie er auch gegen den sonstigen Schwindelgeist im geeinten Deutschland kräftig anging.

Daß der Mann, der jederzeit gegen kirchliche und geistliche Herrschaftsgelüste seine Stimme erhoben hatte, auf den Kulturkampf große Hoffnungen setzte, kann weiter nicht wundernehmen. „Das Deutsche Reich hat als Erbe die Aufgabe übernommen, im Sinne des modernen Geistes fortzubilden, was die Reformation unvollendet gelassen hat, wie innerlich durch die Arbeit der Geister an Reinigung der Religion vom Wahne, so nach außen durch gründliche Sicherung des Staats gegen die Unmaßung der Kirche des Mittelalters!“ Er beklagte es darum tief, als Bismarck in diesem Kampfe den Rückzug antrat, und legte sich die Frage vor, ob in dem großen Staatsmann die Tiefe der Intelligenz mit dem patriotischen Ethos, das ihn in all seinen Kämpfen getragen habe, das selbe Gleichgewicht wie bisher bewahre und bewähre.

Daneben galt Bishers Teilnahme einer Reihe von Erscheinungen des öffentlichen Lebens, die bald seine ästhetischen, bald seine sittlichen Bedenken herausforderten. Obenan stand

ihm dabei auch das Trachten- und Modenwesen. Hatte er doch immer schon auf die eigene Kleidung besondere Sorgfalt verwendet und dadurch mannigfach den Spott der Freunde herausgefordert, wie auch das Gedicht von David Friedrich Strauß „Der ewige Schneider“ ergötzlich bezeugt. Und wie wetterte er in Aufsätzen und besonders in seiner derben Schrift „Mode und Synismus“ gegen die Torheiten und Unschönheiten der Mode. Er wußte wohl, daß Kleidermode und Sittenmode eng zusammenhängen, darum kam er auch bei der Erörterung dieses Gegenstands immer wieder auf die höchsten sittlichen und ästhetischen Fragen zurück. Daneben aber litt fein an Formschönheit geschultes Auge unsäglich unter den grotesken Häßlichkeiten der modernen Kleidung. Da läßt er seinem Trieb, saftig und in kräftigen Bildern zu schelten, munter die Zügel schießen: „Bei Tag geht's noch an,“ schreibt er, „das nüchterne, verständige Tageslicht bringt die Stimmung zum komischen Vergleich zwischen Natur und Ungeschmack, wiewohl mir meinstetils, ich gestehe es, immer wieder ein Sorn dazwischenfährt, daß ich mich zusammennehmen muß, nicht wenigstens die schöndesten Karikaturen mit der Frage anzuschmauzen, ob sie denn die Natur und Menschenwürde aber auch ganz mit Füßen treten wollen. Doch man schluckt's hinab und lacht wieder. Aber abends, wenn Phantasie und Nerven aufwachen, nachts in der Schattenvelt des Traumes, da kommt's anders. Da heben sie sich wie Geister aus den Grüften der Tageserinnerung und kommen über den stöhnenden, alpedrückten Schläfer, wie jene Schemen, die den heiligen Antonius auf den niederländischen Bildern umspuken, wie rasende Trabantenvögel mit wilden Rämmen und flatternden Schwänzen, wie Ungeheuer der Urmeere und des Urschlammes mit paukenartigen Bäuchen, geflügelte Eidechsen mit Krokodils-

rachen, Rochen mit Zylindern auf dem Kopf, Polypen ohne Kopf mit scheußlichen Fangarmen, ganz defolletierte Walfischmütter, Seeschlangen mit Chignon, Alligatoren mit Frackschwanz, riesige Urhaie in Bettkitteln, Dürртеufel ohne und Dickteufel mit hochgeschwollenem, aufgebauschtem Hintern — eine wilde Jagd, Wodans wütende Meute, ein Larvenzug, ein Herenelement, alle Frazen der Wolfsschlucht — und in Schweiß gebadet röchelt das halbtot gehezte Opfer.“

Nicht minder setzte sich Bischer zeitlebens mit Wort und Tat gegen die Tierquälerei ein. Ihm, dem feinen, humorvollen Beobachter des Tierlebens, der in den Tieren unsere Brüder sah, die nur das Examen zum Menschen nicht bestanden haben, konnte es im Innersten empören, wenn er sah, wie die Menschen mit gedankenloser Roheit ihre wehrlosen Gehilfen und Begleiter mißhandelten und quälten. Wie fein Albert Einhart besann er sich in solchen Fällen keinen Augenblick, mit kräftiger Faust gegen die rohen Quäler einzuschreiten. In seinen „Briefen aus Italien“ erzählt er von einem solchen Erlebnis, das leicht gefährlich für ihn hätte ausgehen können. Daß gerade die Italiener, die er sonst um ihrer Naivität und mancher kindlich liebenswürdigen Züge willen hochschätzte, gegen die Tiere vielfach eine empörende Grausamkeit und Erbarmungslosigkeit beweisen, war ihm besonders bedauerlich und schmerzlich. In seinen Reiseberichten aus Italien kehrt die Klage über diesen Flecken am italienischen Volkscharakter immer von neuem wieder.

Was er als sittlicher und ästhetischer Erzieher sonst gegen Unarten des geselligen Verkehrs, gegen den Mangel an Selbstzucht im Gespräch, gegen Reisesflegeleien vorbringt, mag weniger ins Gewicht fallen. Immer aber zeugen die Strafpredigten, die er bei solchen Anlässen vom Stapel ließ, nicht bloß von

•

seinem unbeirrbareren Kämpfersinn und seiner sprudelnden, schlagfertigen Beredsamkeit, sondern auch von seinem unermüdblichen Drang zu bessern, zu bilden, zu erziehen. Dem einstigen Zögling und Aufsichtslehrer der berühmten württembergischen Klosterschulen höheren und niederen Grades war dieses Bedürfnis zur anderen Natur geworden, und nicht umsonst pries Gottfried Keller, im Gedanken an Vischers Bildungsgang, den Freund als den „großen Repetenten deutscher Nation für alles Schöne und Gute, Rechte und Wahre“.



Der Dichter und Humorist

Die Stuttgarter Jahre waren für Vischer gegenüber früher eine Zeit verhältnismäßiger Windstille. Das große Werk seines Lebens, die „Ästhetik“, hatte er noch in Zürich vollendet. Die Frage der nationalen Einigung, die ihn seit 1848 so leidenschaftlich bewegt und umgetrieben hatte, war durch das Jahr 1870 vorläufig gelöst. Durch die Rückberufung in die Heimat hatte Vischer für alte Kränkungen eine ehrenvolle Genugtuung erhalten, und daß er sich schließlich für Stuttgart entschieden hatte, konnte er nicht bereuen. Er lebte sich in den neuen Verhältnissen und in dem neuen Wirkungskreis reibungslos und befriedigt ein. So konnte sich auch in diesen Jahren seine dichterische Ader stärker regen als zuvor. Der Dichter und Humorist tritt jetzt an der Schwelle des Greisenalters in die Mittagshöhe seines Schaffens ein. Gelegentlich bekennt Vischer nicht ohne eine gewisse Bitterkeit, er gehöre zu den Naturen, die zwischen Kritik und schaffender Kunst in die Schwebel geworfen seien, und in seinem Gedicht auf das Bild Peter Fischers, in dem er einer Familienüberlieferung gemäß seinen Ahnherrn sah, schreibt er:

„Ja, ja, ererbt von dem getreuen Alten —
Raum weiß ich's noch, die Zeit ist schon so lang —
Drang mich ein Geist, zu schaffen, zu gestalten,
In Erz, in Farben, in des Wortes Klang.“

Aber, so fährt er dann fort, eine folgenschwere Lebenswendung habe den mit frischem Sinn und sicherem Blick Begabten in der Denker stirngefurchte Reihen geführt, weitab vom heiteren Sinnenschein. So sei aus ihm ein Geteilter geworden, hier mit einem halben und dort mit einem halben Glück. Wenn in solchen Selbstbekenntnissen etwas nachzittert von der Tragik solcher Geteiltheit, so kann ein Blick auf das Gesamtwerk Bischer's überzeugend dartun, daß bei ihm der Dichter dem Denker und der Denker dem Dichter nicht geschadet hat, daß sie sich vielmehr in schönster Weise gegenseitig ergänzten, befruchteten, erhöhten. Im besonderen dankt der Dichter dem Denker die philosophische Tiefe, den weiten Gesichtskreis, den Reichtum an geistigem Gehalt.

Bischer ist zeitlebens immer wieder der Muse der Dichtkunst huldigend genahet. Bald spielt sein dichterisches Schaffen mehr an der Oberfläche des Lebens hin, äußert sich in gelegentlichen Scherzen, in ergötzlichen Spielen der Phantasie und der Laune, bald hebt es die verborgenen Schätze seines Innern ans Licht und formt sie zu lebendigen Bildern und Gestalten. Schon früh begann er zum eigenen Ergötzen und dem seiner Blaubeurer Kameraden im naiven, blutrünstigen Moritatenstil zu reimen. Als Philipp Ulrich Schartenmayer — der Name entstammt Blaubeurer Beziehungen — gab er im letzten Seminarjahr und später als Student jene Volksgedichte hinaus, aus denen mehrere Kernverse in ganz Deutschland umlaufen, und deren Ton so oft mit mehr oder weniger Glück nachgeahmt wurde. Zuerst tat „sein Mund alt und jung zur Belehr- und Warnung kund“, wie Johann Georg Philipp Datpheus von Stuttgart den 29. September 1824 daselbst den Spinnhausaufseher Heinrich Gebhard Grempenfort ermordete und hierauf den 21. Februar 1825 hingerichtet wurde.

Als Vischer einige Jahre darauf Leben und Tod des Joseph Brehm, gewesenen Helfers zu Reutlingen, besang, hatte sein Scharnenmayerstil an komischer Schlagkraft, an saftiger Anschaulichkeit und burschikos derber Volkstümlichkeit noch erheblich gewonnen, und das Gedicht ist an Kraftstellen, die zu geflügelten Worten wurden, nicht arm. Wem klänge es nicht bekannt im Ohr:

„Wie ein Bäcker an der Mulde
Stand er stets an seinem Pulte.“

Wem wäre der Vers nicht geläufig:

„Doch dem Guten ist's zu gonnen,
Wenn am Abend sinkt die Sonnen,
Daß er in sich geht und denkt,
Wo man einen Guten trinkt.“

Wer hätte nicht gelegentlich warnend das Wort nachgesprochen:

„Doch der Teufel kommt verschmilt,
Wenn man einen Rausch besitzt.“

Kein Zweifel, daß die Drastik des Bänkelsängerstils einen Höhepunkt erreicht in diesem Gedicht, und daß ein kräftiger Magen, wie ihn vor allem die Jugend besitzt, dazu gehört, um dergleichen Kost ohne Verstimmung zu verdauen. Vischer selbst scheint in späteren Jahren nicht mit ungeteilter Befriedigung auf diesen Jugendscherz zurückgeblickt zu haben. Jedenfalls, als Scharnenmayer über vierzig Jahre darauf seine Stimme erhob zu dem Heldengedicht „Der deutsche Krieg 1870/71“ (1873), da war er erheblich milder und abgeklärter geworden. Der derbe Jahrmarktsfänger mit den knalligen Nutzenwendungen und der grellen Senkersphantasie hatte sich in einen grundehrlichen, wohlgesinnten, auf Verbreitung von Bildung und

Aufklärung bedachten Biedermann gewandelt, dessen beschränkter Gesichtskreis behagliche Beschaulichkeit und friedfelige Bräve atmet. Schartenmayer ist der Größe seines Gegenstandes gemäß gewachsen, er hat sich zum „denkenden Präzepter“ emporgearbeitet, sein sittliches Empfinden hat sich veredelt, ohne daß er darüber seinen naiven Naturton, seine volkstümliche Kalendermannsweise eingebüßt hätte. So stehen ihm die sittlichen Strafpredigten des zweiten Teils gegen den Mammons- und Schwindelgeist im neuen Reich recht gut zu Gesicht. Vischer hat seine Fähigkeit, lebendige Gestalten von echt humoristischem Gepräge zu schaffen, nicht zum mindesten auch durch die weitere Vertiefung und Ausgestaltung seines Schartenmayerotypus bewährt. Auch von diesem Gedicht hat mehr als ein Vers seinen Weg als geflügeltes Wort durch Deutschland gemacht.

Wie das Idyll der Schartenmayerschen Existenz sich wirksam abhebt von der großen Zeit der Jahre 1870 und 1871, so hat das schwäbische Lustspiel „Nicht Ia“, das 1884 erschien, das tolle Jahr 1848 mit seinem Franzosenschrecken zum Hintergrund. Das harmlose Stück, in dem Vischer seine Erinnerungen an die Vikarszeit und andere Eindrücke aus dem schwäbischen Kleinleben mit Behagen verwertet hat, ist in gemildelter Mundart abgefaßt, jenem „Honoratiorenschwäbisch“, das noch heute im gebildeten Mittelstand gesprochen wird. Die Einführung eines freilich nicht ganz naturecht wirkenden Berliner Betters bringt das Problem des Gegensatzes von norddeutscher und süddeutscher Art in den sonst von Zweckgedanken fast ganz freien Scherz leicht herein. Im übrigen beruht der Reiz, den dieses Kind der Vischerschen Muse ausübt, auf den zahlreichen wohlbeobachteten und mit guter Laune nachgezeichneten Zügen altschwäbischen Pfarr- und Dorflebens.

Die Gestalten des Stücks sind in ziemlich allgemeinen Umrissen gehalten, eine größere Rundung und Vertiefung ist nicht angestrebt. Liebhaberaufführungen in schwäbischem Kreise greifen mit Vorliebe zu diesem mundartlichen Lustspiel, das zahlreiche Nachfolger gefunden hat.

Auch sonst hat der Humor Bischer in seinen jungen und alten Tagen manch ergötzlichen Nebenschößling getrieben. Aus seinem ungedruckten Nachlaß wurde in der „Deutschen Dichtung“ das hohe Epigrammlied auf Herrn Schlocks rote Nase veröffentlicht: eine Reihe von humoristischen Betrachtungen in Alexandrinern, in dem gestelzten Ton des alten Heldengebichts. Die Verse sind Ende der zwanziger und anfangs der dreißiger Jahre entstanden und wurden später noch vermehrt und umgewandelt. Daß Bischer die Hyperbeln des Epigrammatikers Haug auf Herrn Wahls ungeheure Nase vorschwebten, zeigt die Anrufung zu Beginn:

„O sel'ger Better Haug, du großer Nasendichter,
Verleih zum großen Werk mir deines Geistes Lichter!
Willst du es nicht, so bleibt noch etwas Trost: ich hoffe,
Es ströme Feuerkraft mir zu aus meinem Stoffe.“

Ein Altersspäßchen ist das für die Freunde und die Familie gedruckte Heftchen, betitelt: „Die erste Kunstschöpfung der Enkelin, in Sonetten verherrlicht vom Großvater“ (1886). Bischer's viereinhalbjährige Enkelin hatte mit kindlich unbeholfenen Strichen eine menschliche Figur gezeichnet. Aus der Haltung der Gestalt folgerte der Großvater, das Kunstwerk solle eine Himmelfahrt Mariä darstellen, und preist nun den hohen, in seiner herben Sparsamkeit fast unirdischen Idealismus der Künstlerin, die einen Tizian weit hinter sich lasse an entstofflichter Höhe der Auffassung.

„Und nun das Antlitz! Wie die Worte fügen,
 Die Zeichensprache solchen Stils zu loben!
 Das Stoffliche, auch hier ist es zerstoßen,
 Erscheint mir kaum in feinen Griffelzügen.
 Senkrechter Strich als Nase muß genügen:
 Zu riechen gibt's ja doch nichts mehr dort oben,
 Dem Eßtrieb dient ja dies Organ, dem groben!
 Dort ist man nicht! Der Künstler soll nicht lügen!
 Der Mund — begreif es aus demselben Grunde,
 Daß es im Jenseits nichts mehr gibt zu essen,
 Und hüte dich zu lächeln und zu spotten!
 Von idealen Räumen gibt er Kunde:
 Weil da zu Tische nicht mehr wird gefessen,
 Ist er zum bloßen Querstrich eingesotten.“

Es sind drollige „Hanswurstereien“, die, für einen engeren Kreis bestimmt, doch auch dem Fernerstehenden Kunde geben von der munteren Laune, die Vischer bis zum Ende erfüllte. Heute liest sich manches von diesen Sonetten wie eine vorahnende Verspottung allermodernster Kunststrichtungen.

Solchen kleinen Zwischengerichten gegenüber ist Vischers bekannte Faustdichtung zu den gewichtigeren unter seinen humoristischen Werken zu zählen. „Faust, der Tragödie dritter Teil, treu im Geiste des zweiten Teils des Goetheschen Faust, gedichtet von Deutobold, Symbolizetti, Allegorowitsch, Mystifizinski“ lautet der ausführliche Titel des 1862 erschienenen und 1886 in neuer vermehrter und umgearbeiteter Gestalt herausgegebenen Werkes. Wie eingehend sich Vischer wissenschaftlich mit Goethes „Faust“ beschäftigt hat, ist ebenso bekannt wie die Beschwerden, die er gegen Goethes Altersdichtung und ihre Erklärer auf dem Herzen hatte. Neben

dem „weihrauchduftigen Heiligenhimmel“ am Schluß ging ihm besonders das „frostige Allegorienwesen“ und die „gekräufelte, gezierte, geschnörkelte Sprachmanier“ dieses zweiten Teils stark auf die Nerven. Das alles sumimte, brummte, rumorte samt den abenteuerlichen Einfällen mancher Erklärer ärgerlich in ihm nach und ließ ihm keine Ruhe, bis er sich durch eine toll übertreibende Nachbildung des Ganzen von seiner Unruhe befreit hatte. So parodierte und travestierte er diesen zweiten Teil, der wie ein Alp auf ihm lag, nicht ohne zuzeiten in den zwecklos närrischen Spaß abzuspringen oder in moralpolitischer Zeitfatare sein Innerstes ausströmen zu lassen.

Im Vorhimmel treffen wir zu Beginn der Dichtung einige der Gestalten aus Goethes „Faust“, sowie den Helden selbst, dessen Rettung am Schluß des zweiten Teils von Mephisto beanstandet wird. Er soll nun zu besserer Läuterung noch eine Reihe weiterer Prüfungen erstehen. Zunächst sind es leichtere Entbehrungen und Geduldsproben, die ihm auferlegt werden. Dann sind ihm auch noch schwerere Kämpfe vorbehalten. Faust hat mit unheimlichen Gestalten seine Kraft zu messen, die auf den deutsch-französischen Krieg und den Kulturkampf hindeuten und den Helden als eine Art Verkörperung des deutschen Volksgeistes erscheinen lassen. Nach siegreichem Bestehen dieser Gefahren führt der dritte Aufzug weitere an Studentenbräuche, Fuchsenstoß und Fuchsentaufe, erinnernde Läuterungen Fausts ein, bis er schließlich gewürdigt wird, die Lösung des Welträtsels in Gestalt eines ungeheuren, den Begriff der Entwicklung verkörpernden Stiefelknechts zu schauen. Das Nachspiel nimmt die abgeschmackten unter den Faust- und Goetheerklärern, die „Sinn- und Stoffhuber“ ein wenig vor und gibt in einem schwungvollen Hymnus auf Goethes Dichtergröße eine ergreifende Huldigung für den Altmeister,

vor dem der Verfasser des dritten Teils sein Unterfangen rechtfertigt.

Rein Zweifel, dieser Faust dritter Teil ist ein Werk, mit dem mancher sich nicht so leicht befreunden kann. Er hat etwas vom saufenden, spritzenden, jungen Wein, in dem viel Ungebärdigkeit und ungeschlachte Tollheit rumort. Die närrischen, natursaftigen Späße der Dichtung reihen sich literarischen Vorgängen an wie den Komödien des Aristophanes, dem Ahytier-sprizenballett in Molières eingebildetem Kranken, den abenteuerlichen und ungeheuerlichen Geschichtsklitterungen und Lügenmären eines Rabelais und Fischart. Und wer vermöchte sich der humoristischen Schlagkraft dieser possenhaft mutwilligen Einfälle zu entziehen. Es sei nur an den ersten Aufzug erinnert, der mit der Gestalt des Faust als Präzeptors der seligen Knaben einen der Reimpunkte des Ganzen bildet. Wie ist da alles lustig, frisch, mitreißend von Anfang bis zu Ende. Auch der metaphysische Stiefelknecht mit seinem Hühneraugenchor ist in seiner tollen Abgeschmacktheit ein trefflicher Wurf, und so löst sich noch bei manchem Einfall die anfängliche Verblüffung bald in herzliches Gelächter. Daß anderes weniger zwingend und gelegentlich wohl auch geschmacklos wirkt, sei nicht verhehlt. Vischer selbst räumt ein, daß er oft auch zum dämlichen, duslichen Ton griff, und daß ihm neben den guten schlechten Wizen auch schlechte schlechte Wize mituntergelaufen sein mögen.

Die Gestalten sind von Vischer absichtlich im Marionettenstill gehalten. Sie erinnern an die grotesken Figuren eines phantastischen Puppentheaters, an derbe, mit wenigen Strichen angelegte Holzschnittbilder. Einzelne freilich sind näher ausgeführt. Faust selbst, dessen „tatenfaule Humanisterei“ im zweiten Teil Vischer ein besonderer Dorn im Auge war, wird

gleichsam zur Strafe im dritten Teil mit einigen Zügen schulmeisterlicher Philisterhaftigkeit ausgestattet. An anderen Stellen erscheint er dann freilich als eine Verkörperung des deutschen Volkes. Daß bei der endgültigen Bearbeitung der Dichtung die Gestalt Gretchens weggelassen wurde, wird man dem Dichter nur danken. Wer so Schweres wie sie gelitten, den soll man nicht mehr auf die Fastnacht schleppen. Dagegen ist die im Anschluß an Goethes Vorlage im ersten Teil kräftig und flott gezeichnete Figur des Valentin eine der echten und bezeichnendsten Schöpfungen Wischerscher Dichterphantasie. Er hat den „weiland Landsknecht-Korporal, jezo halbgeläuterten Brauerei- und Wirtschaftseigentümer im Vorhimmel“ zu einer prächtigen Kraft- und Saftfigur gemacht: derb, unerschrocken, gründlich naiv, dabei ebenso gutherzig wie prügelfertig und prügellustig. Er ist, wie Ilse Frapan in ihren Wischererinnerungen mit Recht bemerkt, am wenigsten karikiert von allen Personen der Dichtung, offenbar der Liebling des Verfassers und bildet einen höchst erquicklichen Gegensatz gegen Fausts stubengelehrte Zaghaftigkeit. Ein echtes Kind Wischerschen Humors, der die Travestie liebt, ist das Lieschen, das aus der Brunnenzene des ersten Teils in den Vorhimmel verpflanzt wurde. Da Faust im Verkehr mit dem derben Valentin der Gefahr der Verwilderung ausgesetzt wäre, ist sie ihm als „Seelengouvernante“, als „Warnerin, als Mahnerin, Vollkommenheitsanbahnerin“ an die Seite gestellt und wirkt mit ihrer altjüngferlich koketten Wohlweisheit und Simpfellichkeit als eine äußerst drollige Anstandstante.

Sprühende, sprudelnde, üppig quellende, feck spielende, ungebärdig drängende Schöpferkraft wirkt sich aber vor allem in der Sprache der Dichtung aus. Das braust und rauscht, das klingelt und schnurrt, das raffelt und rollt, das hascht sich

und hüpf, besonders in den zahlreichen eingeschobenen Geisterchören mit den lustig geringelten Wickelschwänzen ihrer wunderlichen Wortbildungen, mit ihren barocken Sprachschnörkelungen und dem übermütigen Schwelgen in abenteuerlichen Eigenschaftswörtern, in malenden Zeitwörtern, in buntscheckigen, vielfach aus den Vorratskammern der Mundart hervorgeholten sprachlichen Neuschöpfungen. Wie munter singen die guten Geister gleich im ersten Aufzug, da Faust beinahe den Lockungen würziger Küchen- und Kellergenüsse erlegen wäre, von der

Sinneneinheizenden,
Lüsternen, kizlichen,
Gaumenerhizlichen,
Schmazenden, bizlichen,
Malzigen, hopfigen,
Spundenfortklopfigen,
Seideleinsprizlichen,
Gärenden, bockigen,
Schäumenden, flockigen,
Mittelbar nüzlichen

Prüfung, die der Seligkeitskandidat, wenn auch mehr dem Erfolg als dem Verdienste nach, erstanden. Wie drollig klingt dann an späterer Stelle der Dichtung die Anrede des Dr. Marianus an den durch symbolische Sturzbäder gereinigten und geläuterten Faust:

Flutenumflossener,
Wasserbeschossener,
Wirksam Begossener,
Nun Desinfekterer,
Sichtlich Perfekterer,

Mutig erhebe dich,
Irdischer Streberich,
Bald wirst du Schweberich.

Neben solchen Stellen, wo die Sprache außer Rand und Band geraten zu sein und in einem wilden Wirbeltanz dahinzurasen scheint, stehen zahlreiche andere, wo ein behaglich saftiger Erzähler- und Plauderton vorherrscht und sich in burschikos aufgeknöpftem, volkstümlich körnigem Sprachgebrauch von hanz-sachsischer und schwäbisch-mundartlicher Färbung ergeht. Die Sprache der Dichtung macht so weniger den Eindruck eines wohlangebauten Gartens mit sauberen Beeten, gut gepflegten und verschnittenen Sträuchern und hübsch gezogenen Blumen, vielmehr quillt eine strotzende, wildwachsende Üppigkeit von Buschwerk, Ranken und Blättern aus allen Ecken hervor. Nur in einzelnen Stellen des „Nuch Einer“ wie in der Pfahldorfnovelle hat sich die humoristische Phantasie Bischer wieder so närrisch gebärdet, besonders auch in Vers und Sprache, wie in „Faust dritter Teil“. Vielen freilich ist diese tolle Altstimmung und ausgelassene Fastnachtslaune zuwider. Außerdem zürnen viele Verehrer Goethes, weil Bischer es wagte, gegen ein Werk des Altmeisters in so lecker und übermütiger Weise anzulaufen. Wer im zweiten Teil des „Faust“ ein „Wunderwerk“ sieht, wie R. M. Meyer, der wird es doppelt bedauern müssen, daß Bischer durch seine Dichtung den „Erwerb dieses Wunderwerks durch das deutsche Volk“ auf lange Zeit hinaus hintangehalten hat. Bischer wollte mit seinem Scherz gleichsam von dem greisenhaften Goethe an den jugendlichen, gesunden, ursprünglichen appellieren und war aufs innigste überzeugt, Goethe der Jüngling, ja noch der Mann hätte sich über den Retter gefreut, der ihm

„den langen Zopf seines Alterswerks mit breiter Schere ab-geschnitten hätte“; er hätte es begrüßt, daß einer es unternahm, seinen „Faust ersten Teil von der Nachbarschaft der Schemen, Ultraunen, Larven und opiumduftenden Halbleichen im zweiten Teil zu befreien“.

Viel weniger umstritten als diese humoristisch-satirische Dichtung ist Bischer's eigentliche Lyrik, wie sie in den „Lyrischen Gängen“ (1882) gesammelt vorliegt. Auch hier kommt er als Humorist und Bekenner, aber doch in ganz anderer Weise. Die „Epigramme aus Baden-Baden“, die 1867 ohne Namen veröffentlicht und in dem nach Bischer's Tod erschienenen Sammelband kleinerer Dichtungen „Allotria“ erneut abgedruckt wurden, hatten dem sittlichen Erzieher Bischer Gelegenheit gegeben, in frischen Augenblicksaufnahmen der Zeit einen Spiegel vorzuhalten und dazu mit gesalzener Berte auf Spielwut, Modetorheit, Tierquälerei und Kulturverderb aller Art kräftig loszuschlagen! Die „Lyrischen Gänge“, wie er sie selbst nennt: „der kritischen Gänge Reis'kameraden“, führen tiefer hinein in das Innere seiner eigensten Persönlichkeit, in seine Entwicklungs- und Lebenskämpfe. Wir besitzen in dieser Sammlung eine vollwichtige Auslese der reichen lyrischen Ernte, die ihm im Laufe der Jahre herangereift ist. Das Buch, in dem die liedartige Lyrik stark zurücktritt hinter betrachtenden, schildernden, spruchartigen Gedichten ist ein Bekenntnisbuch, in dem wir den unverfälschten Bischer vor uns haben mit seinem eigensten Denken und Wollen, seinem tiefsten Fühlen und Empfinden, seinen Lieblingsideen und seinen Abneigungen, mit den Auf- und Abstimmungen seines stets bewegten Innern. R. Weltrich nennt die „Lyrischen Gänge“ eine Tat „persönlicher Selbstoffenbarung, ein Bekenntnis, doppelt ergreifend in seiner beispiellosen Offenheit und Ehrlichkeit“. Alles ist seinem



Scherzbild aus den sechziger Jahren:

Wischer in der Wahl zwischen Stuttgart und München, hier winkt der schäumende Maßkrug, dort Minister Goltzer mit einer Platte Sauerkraut und Spätle. (Nach dem Original im Marbacher Schillermuseum)



Lebensmark entsproßt in dieser Sammlung, und das ganze innere, zum Teil auch äußere Leben Vischers breitet sich in diesen Dichtungen vor uns aus. Die Jugendstürme und Jugendgärungen grollen in einer Reihe der Gedichte aus der früheren Zeit nach, und sie waren bei der kräftigen, widerspruchsvollen Natur Vischers besonders heftig. Da trifft es oft zu, was das einleitende Gedicht der Sammlung bemerkt:

„Frische Milch ward schnell zur Molke,
Auf des Morgens goldnen Toren
Lag die schwere schwarze Wolke.“

Man meint oft den Dichter stöhnen zu hören unter der Mühsal seiner aufwühlenden inneren Kämpfe. Das öde Gleichmaß der grauen Tage lastet auf dem Unmutvollen, des Nichts unsäglicher Gedanke beunruhigt seine aufgeschreckte Seele, faustische Stimmen und Fragen rütteln an den Grundfesten seines Daseins, wilde Angstgefühle durchschüttern den Gequälten, und prometheischer Troß bäumt sich gegen die engen Schranken alles Menschenwesens auf. Man erkennt jene Stimmungen wieder, von denen er zu Beginn seiner Studienzeit umgetrieben war. Zwischen solches selbstquälerische Stürmen hinein lassen sich dann wieder ruhigere, heiter idyllische Töne vernehmen. Den faustischen Stimmen stehen Gedichte gegenüber mit freundlichen Jugenderinnerungen. Zwischen die Byronstimmungen hinein klingt ein flottes Trinklied voll hochaufschäumenden Kraftgefühls, und auf Dichtungen, die den inneren Zwiespalt des Dichters schonungslos bloßlegen, folgen andere mit schalkhaften Liebeserlebnissen und frohen Frühlingsgefühlen.

Wie befreiend der Süden auf Vischer gewirkt hat, das zeigen die Gedichte, die seinem Aufenthalt in Italien ihre Entstehung verdanken. Vischer fühlt sich wie verjüngt. Vor

der Klarheit und Lichtfülle des Südens flieht alles Dunkle und Schwere, das ihn bisher bedrängte. Es sind prächtige Gedichte voll Fülle, Wohllaut und zartem Farbenglanz unter diesen Klängen aus Italien. Man spürt, wie sich in Bischers Wesen allmählich die Wogen glätten. Der Sorgegeist flieht, und er erkennt in seinem bisherigen Dichten eine

treffliche, gesunde
Dichtertranspiration.

In seinen Mannesjahren tritt dann das Bedürfnis, sich lyrisch auszusprechen, mehr hinter der wissenschaftlichen Arbeit, hinter der Betätigung im öffentlichen Leben zurück, aber immer wieder gibt er auch in dieser Zeit seinen sinnigen Betrachtungen Ausdruck in kräftig packenden Spruch- und Stachel-dichtungen voll herber, kantiger Eigenwüchsigkeit. Dazu spiegelt sich auch in den Gedichten dieser Jahre der rege Natursinn des Dichters, blicken die Zeitereignisse, die Bischer in leidenschaftlicher Anteilnahme miterlebt, herein, blüht und sprüht sein saftiger Humor. Ja, es findet sich unter den Gedichten dieses Abschnitts eine Reihe echt lyrischer Juwelen von edlem Schliß und reinem Feuer. So die reizende „Nagelschmiedin“ und das hinreißende „Auf der Eisenbahn“, das H. Lingg so begeistert preist als einen Dithyrambus der Heimatsehnsucht, in dem das Ungestüm des Herzens und dazu das Rollen und Brausen des Zuges in den sich förmlich überhastenden Versen wunderbar ausgedrückt sei. Auch sonst kehren feingeschmiedete Stücke dieser Art mehrfach wieder, aber im großen und ganzen wiegt in der Dichtung der mittleren und noch mehr der späteren Zeit das Gedankenmäßige, Betrachtende, behaglich Schildernde vor. Der Gedankengehalt hängt dabei eng zusammen mit dem Inhalt seiner Prosawerke. Was er auf dem Wege tief-

bohrenden Nachdenkens gefunden, was er von jeher als seine Lieblingsideen gehegt hatte, das formt sich ihm zu Spruchgedichten, zu betrachtenden Ergüssen. Bei mehr als einem seiner Gedichte läßt sich die Reimzelle in ganz bestimmten Stellen seiner wissenschaftlichen und kritischen Schriften nachweisen, wie es J. G. Oswald in überzeugender Weise getan hat.

Daneben erkennt man aus den Lebenslagen und Augenblicksbildern, die diese Gedichte vor uns aufrollen, überall den Dichter selbst in seiner täglichen Arbeit und Erholung, seinen Lebensgewohnheiten und Eigenheiten, mit den vertrauten Gegenständen seiner stillen Gelehrtenklausur, der alten Schwarzwälderuhr, dem Lehnstuhl, in dem der Greis sein Mittagschläfchen macht. Wir folgen ihm bei dem täglichen Spaziergang in die Platanenallee, trinken mit ihm nach des Tages Mühe und Last den Schoppen im Kreise der „Trockenen“, die sich die „Geisteschnapper“ vom Leibe halten, begleiten ihn auf der Fahrt in sein geliebtes Jugendental, belauschen ihn beim Badeaufenthalt im Kurort. Überall sieht man dabei Vischer selbst lebendig vor sich stehen, und wo er sich in Gedichten und Sprüchen ohne solche Hintergrund schilderungen ausgibt, da glaubt man dafür den bezeichnenden Tonfall seiner Stimme zu vernehmen, den Dichter in eigenster Person spaßen, belehren, wettern zu hören.

Das gilt besonders auch von seinen Altersgedichten. In seinen „Briefen eines Ungenannten“ schreibt Alexander von Villers einmal: „Seig mir das Volk mit heiterem Alter, und ich will sagen, es ist auf dem rechten Weg. Freundliche Greise, nachsichtige, milde, weise sind die Zensur einer Kultur.“ In seinen Altersgedichten lernen wir Vischer als einen Greis dieser Art kennen. Auch von ihm heißt es wie von einem

edlen Wein: Der alte wird milder. Eine Stimmung des liebenswürdigen Verzichtens mischt sich in diesem Abschnitt seiner Lyrik mit anmutiger Schalkhaftigkeit. Humor und Satire stehen noch in gleichem Recht wie früher, aber sie heben sich wirkungsvoll ab von dem Hintergrund einer geläuterten, reifen Lebensweisheit. Zu den ergreifendsten Proben dieser Altersdichtung gehört das Gedicht: „Zu spät“ in seiner schlichten, schmerzdurchzitterten Innigkeit und Knappheit.

Behagliche Altersstimmung atmet die erinnerungsfrohe Plauderei mit der alten Wanduhr, die ihm in den wichtigsten Jahrzehnten seines Lebens eine treue Freundin und Begleiterin war. Und wenn ihn im Blick auf das nahende Ende ein herbstliches Frösteln anwandeln will, so tröstet er sich mit dem ewig quellenden Leben, das überall an die Stelle des Abgestorbenen tritt. Echt Bischerisch in Sprache und Inhalt beschließt das letzte in der Gruppe dieser Gedichte den Reigen. Er klagt über die Beschwerden des Alters, über die Müdigkeit, die sich auf Haupt und Glieder niedersenkt, über das Schwinden der Lebenstäuschungen. An einem Glauben will er aber festhalten, so lange er Atem holt, an dem „wahrheitsvollen, heiligen Wahn, daß Götter leben“.

Bischers markige Beredsamkeit, die sprudelnde Ergiebigkeit des Ausdrucks, dem die Worte und Wendungen aus Mundart und Schriftdeutsch aus altem und neuem Sprachschatz quellend zufließen, spiegelt sich auch im Sprachgebrauch wie in den Versformen seiner Gedichte. Er liebt vor allem freie, einen breiten Raum einnehmende, ungehemmte Beweglichkeit gewährleistende Versarten. Zwar bedient er sich auch der bekannten antiken und neueren Versmaße und Strophenformen. Er greift oft zum Hexameter und Pentameter, deren Bau freilich nicht immer einwandfrei ausfällt. Aber er gibt

den freien Rhythmen den Vorzug und verleiht ihnen durch Verwendung des Reims ein besonderes Gepräge. Sie erinnern so an den Hans-Sachs'schen Schwankstil und an Goethes Dichtersprache im „Fragment vom ewigen Juden“, in „Hans Sachsens poetischer Sendung“ und in der „Legende vom Hufeisen“. In dieser locker spielenden Versart, die man veredelte Knittelverse nennen könnte, läßt er seine schwungvollen wie seine behaglichen Schildereien und Betrachtungen mit Vorliebe einhergehen. Oft erhebt sich sein Vortrag zu dramatischer Knappheit, oder die körnige, fast barsche Lehrhaftigkeit seiner Art klingt kräftig an. Besonders in Dichtungen, wie „Ein Augenblick“, „Gesellschaft“, „Ischias“ u. a., vereinigt sich sein zupackender Jägerblick für die Erscheinung, die farbenkräftige Bildhaftigkeit seiner Sprache, die gesunde Herzhaftigkeit seines Empfindens zu starken Wirkungen. In anderen getragenen Dichtungen schwebt ihm mehr der Schwung der Chorlieder in der antiken Tragödie vor. So in den Nachdichtungen Sophokleischer Dramen am Schluß der Sammlung oder den großen kulturgeschichtlichen Fresken „Marathon“ und „Mykenä“. Überall bildet diese wesenhafte Lyrik einen ausgesprochenen Gegensatz zu den feinziselierten, aber gehaltsarmen Hervorbringungen ausgesprochener Formtalente.

Endlich sei noch die letzte reife Frucht Bischerscher Lyrik erwähnt. Sein Festspiel zur Uhlandsfeier im Stuttgarter Hoftheater am 24. April 1887. Es ist in den „Allotria“ wieder abgedruckt. Wenige Monate vor seinem Tode hat hier Bischer noch einmal in klassischen Versen alle Liebe und Verehrung ausgesprochen, die er für den Dichter und Menschen Uhland, seinen einstigen politischen Mitstreiter von 1848 und 1849, im Herzen hegte. Es sind Stellen darin, die zum Schönsten, Klangvollsten und Durchglühtesten gehören, was

Bischof gedichtet hat. Es sei nur an die Stelle erinnert: „Hoch über Wolken thront ein Geisterkreis“.

Wie der Lyriker Bischof in den „Lyrischen Gängen“, so hat der Humorist Bischof sein Eigenstes und Wichtigstes in seinem „Auch Einer“, Eine Reisebekanntschaft (1879) niedergelegt. Das Werk ist keine Novelle und kein Roman im eigentlichen Sinn. Man wird es am besten als ein Charakterbild bezeichnen können. Als das Charakterbild eines Menschen, der vom Leben geplagt ist und darüber lacht und weint, eines Mannes, der des Daseins Schmerzen und Tücken am eigenen Leibe erfährt, aber lieber eine Persönlichkeit und, wenn es nicht anders geht, ein Narr auf eigene Faust ist, als daß er im Strom der Duzendmenschen mitschwämme. Die Art, wie Bischof das Bild seines „Auch Einer“, der sich im Laufe des Buches als der weiland Vogt Albert Einhart, zeitweiliger Polizei- und Verwaltungsbeamter in einer mittleren Stadt Süddeutschlands, herausstellt, vor dem Leser allmählich erstehen läßt, hat freilich des Barocken genug an sich. Der Verfasser lernt ihn zunächst auf einer Schweizerreise kennen als einen sonderbaren Rauz mit allerlei überzwerchen Eigenheiten, die oft ans Krankhafte streifen, aber doch eine tiefere Geistigkeit ahnen lassen. Dann schickt „Auch Einer“ dem Erzähler, zu dem er Vertrauen gewonnen, eine selbstverfaßte Novelle aus der Pfahldorfzeit zu, die in seine Gedankenwelt tiefere Einblicke gewährt, manche seiner Schrullen erklärt und zugleich das Verlangen weckt, den Urheber dieser eigenwilligen Erzählung näher kennen zu lernen. Dieses Verlangen wird sodann erfüllt. Man erfährt über den inzwischen beim Einschreiten gegen einen rohen Tierquäler Getöteten und seine Lebensumstände allerlei aus dem Munde seiner Haushälterin und seiner näheren Bekannten, sowie aus seinem schriftlichen Nachlaß. All diese

Andeutungen und Mitteilungen werden schließlich ergänzt, abgerundet, vertieft durch das Tagebuch des Verstorbenen, das über seine Schicksale und Charaktereigenschaften abschließende Kunde gibt und dem Gedankengehalt nach den gewichtigsten Teil des ganzen Buches bildet.

In der Tat, dieser Albert Einhart ist eine höchst seltsame, fast tragikomische und doch wieder rührende und vollwichtige Persönlichkeit, beispiellos geplagt von der Tücke des Objekts, bei all seiner Kernnatur ein richtiger Hans Unstern. Eine überaus empfindliche Haut liefert ihn jedem Luftzug als beinahe wehrlose Beute aus. So kommt er aus den ewigen Entzündungen des Rachens, der Schleimhaut, der Nase, der Augen nicht heraus, die ihn um so mehr quälen, als er alle diese Hemmungen mit Scham und Ekel empfindet. Es liegt für ihn eine tiefe Tragik in der Tatsache, daß der Mensch, „so edel durch Vernunft, so unbegrenzt an Fähigkeiten, in Gestalt und Bewegung so ähnlich einem Engel, an Begreifen so ähnlich einem Gott, die Zierde der Welt, das Vorbild der Lebendigen, in seinem Körper eine Rotwerkstätte mit sich herum-schleppt“. Dazu kämpft er einen erbitterten Kampf mit den kleinen Quälgeistern, die in den Gegenständen hausen, mit der Brille, die sich im entscheidenden Augenblick versteckt, mit dem Uhrhaken, der sich an der Wagentür verfängt, mit abgerissenen Hemdknöpfen, mit Härchen in der Schreibfeder, mit den tausend Rücken und Tücken des Zufalls, die die Seele aus den Himmeln des Gefühls und der Andacht reißen, die die erhabensten Augenblicke in grinsende Lächerlichkeit verkehren, die uns unaufhörlich necken, höhnen, hemmen, stören. Wohl versteht sich für Einhart das Moralische von selbst, aber den Empfindlichen reizt diese Vernunftlosigkeit der Dinge doch zum äußersten. Sie reißen ihn um so mehr zu oft grotesken Wut-

ausbrüchen und tollen Strafhandlungen am widerspenstigen Objekt hin, je stärker in ihm das Gefühl für Zweckmäßigkeit und Ordnung ausgebildet ist, je höher ihm die Pflicht und Unterordnung dem Ganzen gegenüber steht. So ist sein Verhalten zu den kleinen Übeln des Lebens nur ein Spiegel des tiefen Widerspruchs, der durch sein ganzes Wesen geht. Auf der einen Seite eine reizbare Empfindlichkeit, ein leidenschaftliches Temperament, ein heißes Fühlen, auf der anderen ein straffes Pflichtbewußtsein, ein reines, den höchsten Zielen zugewandtes Wollen, klare Vernunft und freier Weltblick. Je stärker die Mißlichkeiten sind, die aus solcher geteilter Artung entspringen, um so mehr wächst das Mitgefühl mit dieser überzwerchen Persönlichkeit und um so stärker wird die Teilnahme für sein echt menschliches Geschick. Denn auch dem stumpfften Leser kann es nicht entgehen, daß der Dichter hier aus dem Leben geschöpft hat, und daß hier nicht Ersonnenes, sondern Erlebtes vor uns steht.

Man spürt überall, daß dieser „Auch Einer“ vom eigenen Lebensmark Bishers gespeist ist. Selbstverständlich gehören die Größten unter den Dichtern, die den Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen Können und Wollen geschildert haben, zu den geistigen Vätern dieses Werkes und dieser Gestalt. Der krause Humor und die dichterische Mache des „Auch Einer“ weist deutlich auf die Romantik und auf Jean Paul zurück. Mancher Einzelzug mag an E. Th. Hoffmann erinnern, und wie hoch Bisher Jean Pauls Humor gestellt hat, ist aus seinen anderen Schriften bekannt. Die sonderbaren Käuze dieses Dichters, ein Siebenkäs, ein Ragenberger, ein Attila Schmelzle, ein Florian Fälbel und wie sie alle heißen, haben die Phantasie Bishers besonders nachhaltig befruchtet und ihn schon bei seinen Untersuchungen über das

Wesen des Romischen und des Humors ausgiebig beschäftigt. Schon in seiner 1831 im Jahrbuch schwäbischer Dichter erschienenen Novelle „Kordelia“ kommt ein Sonderling vor, der in Aphorismen sich ergeht, die an „Auch Einers Tagebuch“ erinnern, und der sich schließlich durch den Ankauf eines Hundes über die Übel der Welt zu trösten sucht. Wer denkt hier nicht an die ausgesprochene Liebe zum Tier, die im Leben Albert Einharts eine so große Rolle spielt! Endlich ist auch hier schon von den Streichen teufel Koboldgeister die Rede, mit denen diese die Menschen necken und reizen. Aber auch in Bishers großem wissenschaftlichen Werk, seiner Ästhetik finden wir eine Reihe von Erörterungen, die wie Reimzellen für die Gestalt seines „Auch Einer“ anmuten. Was er dort über das Erhabene, das Romische, den Humor und seine verschiedenen Arten ausführt, liest sich oft wie eine Reihe von Vorstudien für seinen Einhart, der wie das lebendige Beispiel für jene lehrhaften Darlegungen sich darstellt. Mit Recht bemerkt W. Lang in seiner Lebensbeschreibung Bishers, es sei keineswegs schwer, die Paragraphen der Ästhetik aufzufinden, die gleichsam das Thema zum „Auch Einer“ seien. Vor allem aber ist es Fleisch vom eigenen Fleisch und Bein vom eigenen Bein, was Bisher seinem „Auch Einer“ mitgegeben hat. Er hat freilich nachdrücklich dagegen Einsprache erhoben, daß sein Einhart ein Selbstbildnis sei. Das ist er auch keineswegs im wirklichen Sinn. Der „Auch Einer“ ist keine Selbstbiographie und auch kein selbstbiographischer Roman wie Gottfried Kellers „Grüner Heinrich“; die Schicksale des Helden sind freie Erfindung des Dichters, der zum Beispiel niemals in Norwegen war und auch kein Verwaltungsamt bekleidete. Aber im Wesentlichen ist doch Bisher und der Held des Romans eine und dieselbe Person, wenn der Dichter

auch nur mit gewissen Vorbehalten dem Geschöpf seiner Phantasie gleichgesetzt werden kann. Von einer genauen Porträtähnlichkeit kann schon darum keine Rede sein, weil die Anlage des Romans manche Umformung und Verschiebung notwendig machte. So sind vor allem im ersten Teil jene Züge, die nach dem Zeugnis Nahestehender auch bei Vischer nicht fehlen, ist seine Empfindlichkeit gegen Witterungsunbilden, gegen gefellige Störungen und Ärgernisse, gegen spöttliche Zufälligkeiten stark verzerrt und gesteigert; während im Tagebuch des „Auch Einer“ besonders in seinem Gedankengehalt das tiefere geistige Wesen Vischers unverzerrt und lebensecht zutage tritt mit seinen sittlichen und philosophischen Grundanschauungen, mit seiner Liebe zur Tierwelt, mit seinen erzieherischen Neigungen und seiner Stellung zu Kunst und Dichtung.

Kein Wunder, daß gegenüber der Hauptgestalt des Werkes, die der Dichter mit seinem eigenen Herzblut nährte, die anderen Figuren mehr zurücktreten. So sind die Frauen, die den Lebensweg des Helden kreuzen, wohl mit deutlichen Strichen gekennzeichnet, aber sie wirken doch weniger erlebt als der Held selbst. Das Raffeweib Goldrun, das für Einhart auf seiner norwegischen Reise zum Verhängnis wird, ist vom Zauber sinnstarker Naturhaftigkeit, unheimlicher Dämonie und nixenhafter Seelenlosigkeit umwittert. Manche mögen einen romanhaften Zug an ihr zu entdecken glauben, aber jedenfalls steht ihr Bild lebendiger und farbenglühender vor uns, als das ihres Widerspiels Rordelia, die Einhart „von Goldrun erlöst“. Sie ist, wie F. Feilbogen in ihrer Studie über Vischers „Auch Einer“ treffend bemerkt, das Ewig-Weibliche, das hinanzieht. Sie ist aus einer Mischung italienischen und nordischen Blutes hervorgegangen und stellt so eine sinnbildliche Vereinigung südlicher Schönheit und nordischer Geistig-

keit dar. Sie ist vom Dichter als Verkörperung des Madonnenideals, der Liebe und des Mitleids gedacht, kurz alles dessen, was „im oberen Stockwerk“ als weiblich gelten kann, sie gehört zu den Frauen, die man wie die Sterne nicht begehrt, die aber kühlende Hände auf heiße Stirnen legen. Dafür hat aber ihre Gestalt zerfließende Umriffe, ihr Bild blickt ätherisch unbestimmt aus nebelhaftem Dämmer hervor. Sie bildet so den ausgesprochenen Gegensatz zu der nudelnüchternen „Frau Hedwig“, die schließlich dem Alternden, nachdem er den Doppeltraum der Liebe ausgeträumt, als geschlechtslose, wohl mit einem leichten Schnurrbartanflug gezierte Haushälterin die Wirtschaft besorgt. Sie ist neben dem gefühlvollen Hilfsprediger mit dem schmalzigen Tenor unter den Nebenfiguren eine der gelungensten.

Freilich der ganze Reichtum des Werks an Geist und Humor, an lebendigen Bildern und packenden Szenen, an tiefen Gedanken und anregenden Betrachtungen erschließt sich erst bei einer näheren Beschäftigung mit seinen einzelnen Teilen. Wie saftig und sprühend setzt gleich das Ganze ein mit dem Zusammentreffen des Erzählers und Einharts auf der Schweizer Reise. Stellen wie der Zwischenfall im Postwagen, wie die gemeinsame Wanderung von Brunnen nach Flüelen, wie die tragikomische Szene in der Schöllenschlucht, wie das groteske Strafgericht am türkischen Objekt, dem das ganze Speisegeschirr des Gasthofs in Göschenen zum Opfer fällt, zeigen Bischers derbkräftige, in den prasselnden Funkengarben eines urwüchsigen Humors aufglühende Erzählergabe. Und wiederum welche bunte Lichter einer übermütig lecken Dichterslaune umspielen die Pfahldorfnovelle. Wie kernhaft ist der Liebeshandel zwischen Alpin und Sigune erzählt, welches Kabinettstück blühender Schilderung bildet die Beschreibung

der solennen Prügelei beim Festschmaus der Pfahldorfsgemeinde. Wie ausgelassen wird in der Schnupfen- und Pfnüffelreligion der Pfahlbauern engherziges und herrschsüchtiges Kirchentum verspottet, und wie fliegen auch gegen die Schwächen des kulturgeschichtlichen Romans, gegen Wagners Musik, gegen den Kulturdünkel der Zeitgenossen schwirrende Stachelpfeile von der Sehne des Dichters. Dabei ist dieser Teil der Dichtung, der den Schwerpunkt in sich selbst zu haben scheint, doch aufs kunstvollste durch seine Leitgedanken und vor allem die Rolle, die Schnupfen und Erkältung darin spielen, mit dem Grundplan des Ganzen verknüpft und vernietet. Endlich schüttet das Tagebuch den ganzen reichen Inhalt des Bischer'schen Geistes vor dem Leser aus. Was ihm das Herz bewegte von Gedanken über Gott und Unsterblichkeit, über Ewigkeit und Alltag, über Natur und Geist, über Kunst und Dichtung, über Tierquälerei und Tierliebe, über italienisches und schwäbisches Volkstum, über Reiseslegeleien und gesellige Unarten, das ist hier aufgespeichert und in körnigen, kurzangebundenen Sätzen fast wie im Befehlstone hingefagt. Dabei hält der Dichter aber überall darauf, daß nirgends Einhart von Friedrich Theoder Bischer verdrängt wird. Alle Äußerungen dieses Tagebuchs sind darauf berechnet, uns in Einharts Inneres hineinzuführen. Wir verfolgen sein Schicksal hier bis in sein Herz hinein als in seine letzte Quelle. „Wie ein roter, feuerroter Faden“, schreibt Bischer selbst in der Zergliederung seiner Dichtung, „zieht sich durch das Ganze hindurch der schwer und tief lebende Mann selbst. In eine Feuerseele sollte man blicken, es sollte etwas Utmendes, ja Schnaubendes und wieder Stockendes, schweigend Aufsteufzendes in diesen Blättern leben, etwas Vibrierendes, ein voller und wieder fieberhaft unterbrochener Pulsschlag. Das Tagebuch

sollte dramatisches Leben der Leidenschaft nicht in schwächlicher Zumessung bekunden. In den philosophischen überhaupt reflektierten Aphorismen sollte „Auch Einer“ nichts sagen, was ihm nicht gleichsieht, von wo nicht der Strom wieder in das Bett der Stimmungen, der Leidenschaft münden kann. Die objektiven Gedanken sind allerdings zugleich Ruhepunkte, mit Überlegung an die passenden Punkte verteilt. Man soll sehen, wie der Mann sich sammelt, dann wieder aufgereizt und aufgeschreckt, wie er ans Ufer strebend, wieder von der Woge hinausgenommen wird.“ Man wird Vischer zugeben müssen, daß er seine Absicht erreicht hat, und wird zugleich diesen Ausführungen entnehmen können, wie planvoll und wohlüberlegt er bei der Anlage und dem Aufbau seines Werkes zuwege gegangen ist.

Wie in seinen anderen Werken wurzelt auch in dieser Dichtung die Sprache Vischers in der heimischen Mundart, aus deren Tiefen sie schöpft und deren musikalischer und malerischer Wert ihm besonders bei seinen Neubildungen zugute kommt. So ist der Reichtum an neuen Wörtern und Wendungen bei ihm ungewöhnlich groß. Seine Vorliebe für eine unbändige Häufung von Zeit- und Beiwörtern wurzelt meist in einem Streben nach wortmalenden Wirkungen, so wenn er berichtet, daß er „zermartert, zerschunden, zerfetzt, zersägt, zerrieben, zerdroschen, zertwirbelt, zerraspelt in allen Nerven“ nach Hause kam, oder wenn er den Katarrh als das „kitzliche, prickelnde, bisliche, krazende, kritzliche Übel“ schildert. Mag auch sein, daß diese Gewohnheit auf seine Rednertätigkeit zurückgeht, die ja leicht zu solch überquellender Fülle des Ausdrucks führt, wo eine Bezeichnung die andere ergänzen, verstärken, veranschaulichen soll. Auch mag Zorn, Erregung, Leidenschaft zu solchen Häufungen anregen, wie sie auch die

besondere Wucht des Ausdrucks veranlassen, die für Bishers Stil bezeichnend ist. In einem überschäumenden Kraftgefühl wählt er gerne die stärksten, lautesten Wendungen und freut sich als Humorist auch an tollen Übertreibungen. Wo andere ruhig ihres Weges gehen, bewegt er sich in flottem Trab oder in Sprüngen und Purzelbäumen vorwärts. Wie zahlreich sind bei ihm die drolligen, verblüffenden Wortspiele und komischen Neuschöpfungen. Daß darunter neben Schnörkeleien, denen nur Augenblickswert zukommt, auch zahlreiche lebensfähige Gebilde sich finden, beweist die stattliche Zahl „geflügelter Worte“, die aus dem „Auch Einer“ in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen sind, und die sich nicht auf die von Büchmann aufgeführten beschränken.

Je ungehemmter in dem eigenständigen Sprachgebrauch, in der überschäumenden Laune einzelner Abschnitte, in der seltsam unausgeglichenen, aber fest zusammengebackenen Schichtung des Ganzen der ungeteilte Bisher und die unbekümmerte Vollkraft seines Wesens sich auslebt, um so verblüffender mußte das Buch von Anfang an auf viele wirken. Es hat nicht an starkem Befremden, an entschlossener Ablehnung, an peinlicher Ratlosigkeit dem schwer faßbaren Werk gegenüber gefehlt. Solche Regungen sind nicht unverständlich. Vor allem wird der wohlgezogene Europäer über gewisse Dinge nur schwer wegkommen, wie über das ästhetische Problem der tatarhaischen Tragikomik besonders bei dem Mittagsmahl in Flüelen oder die Grabaufwühlung im zweiten Bande, Punkte, über die schon Gottfried Keller seine Bedenken nicht unterdrücken konnte. Auch denen, die sich von Bishers Ausfällen und Verulkungen getroffen fühlten, wird man es nicht verdenken, wenn sie wider den Stachel löckten. Aber die Besten unter den Zeitgenossen erkannten, daß hier ein Werk vorlag,

wie es in Jahrzehnten nur einmal entsteht. Gottfried Keller hatte, wie er an Vischer schreibt, nur eine Pfahldorfgeschichte erwartet, und war nun sehr überrascht, den monumentalen Bau eines Monologs vor sich zu sehen, wie ihn unsere Literatur kaum ein zweites Mal besitze. Konrad Ferdinand Meyer schrieb: „An einem so gedeihlichen Buche mäkle ich auch nicht ein bißchen, sondern ich sage einfach: es ist gut, daß das Buch da ist.“ Und ähnlich haben andere Berufene beim Erscheinen des Werkes geurteilt. Seither sind Jahrzehnte vergangen. Die meisten Romane, die damals verschlungen wurden und als Meisterwerke ihrer Zeit galten, sind vergessen oder führen in den Verzeichnissen der Literaturgeschichte ein schattenhaftes Dasein. Vischers „Auch Einer“ gehört zu den wenigen Dichtungen jener Jahre, die in unverminderter Jugendfrische in die Lande hinausleuchten. Denn er ist ein Wahrzeichen menschlichen Kämpfertums, das Denkmal einer unerschrockenen Geistnatur, ein Lichtsignal, das den Weg in das obere Stockwerk echten, hochgesinnten Menschentums uns weist.

Der Denker und Mensch

Während der Zeit seines Stuttgarter Wirkens von 1869 bis zu seinem Tode im Jahre 1887 hat Vischer nicht nur seine wichtigsten dichterischen Werke ans Licht gebracht, sondern auch seine Weltanschauung und seine Persönlichkeit einer geläuterten Edelreise entgegengeführt. Als Vollmensch, bei dem Wahrnehmen, Fühlen, Denken und Handeln unmittelbar eins waren, hat er sich nie darauf beschränkt, nur den Fragen und Problemen seiner Fachwissenschaft sein Nachdenken zu widmen, sondern sein Streben war immerdar auf die Gewinnung einer einheitlich geschlossenen Weltanschauung gerichtet. Die letzten und höchsten Fragen des Daseins beschäftigten ihn unausgesetzt. Zwar machte er schon als junger Professor die Erfahrung, daß er in der Philosophie nicht eigentlich schöpferisch veranlagt war. Er fühlte, daß er einzelne selbständige Ideen vorzubringen vermochte, aber fruchtbare grundsätzliche Gedanken zu einem philosophischen Neubau gab ihm der Geist nicht ein, vielmehr schloß er sich den Grundlinien des Hegelschen Systems an. Er hielt an ihnen auch dann fest, als er verschiedene Gedanken dieser Philosophie, wie die logische Konstruktion des Weltalls, die Dialektik, die ihre Bewegungen für Bewegungen der Weltentwicklung hielt und die Natur aus dem Begriffe heraus spann, in keiner Weise mehr teilen konnte. Vor allem

Wahn u. Sein

Was heißt das Wahn?

Was heißt das Sein?

Das Dämon, sagt' ich, ist nicht klein.

Da sind mir eine Probe in:

Was, mit der Wahngeist und dem Sein,

ist Sein,

und was ist geistlich das wahre Sein,

ist Wahn. —

Wahn Wahn

Das Sein!

Wahn Sein

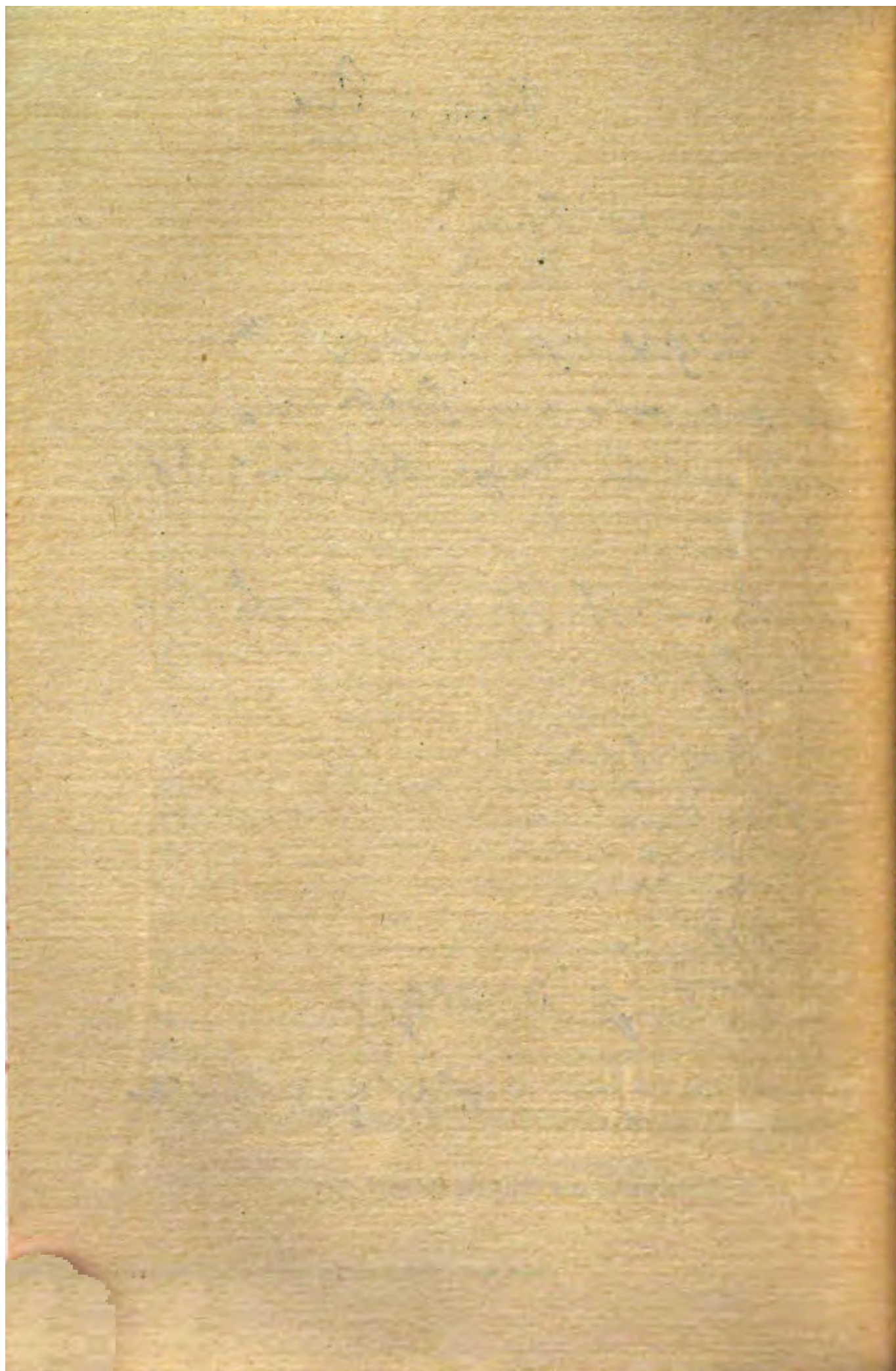
Wahn sein,

Es heißt das glückselig sein.

Lehrer. Wahn. Wahn

Schriftprobe aus Wagners späterer Zeit

(Nach dem Original im Marbacher Schillermuseum)



hielt er zeitlebens an dem ethischen und sittlichen Kern der Hegelschen Philosophie fest, an der streng bindenden Natur der Pflicht, des Gesetzes, des Staates gegenüber dem üppig wuchernden willkürlichen Individualismus der Zeit. Die erhabene Wirklichkeit des sittlichen Gedankens, die Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze, die Ehrfurcht vor den großen Mächten des geistigen Lebens: Staat und Recht, Wissenschaft und Kunst, Sitte und Religion stand ihm unerschütterlich fest. Immer kehrt der Gedanke bei ihm wieder, daß der Einzelne sich dem Moralischen einfach und schlicht zu unterwerfen habe. „Das Moralische versteht sich immer von selbst“, heißt es wiederholt in seinem „Auch Einer“. „Das Moralische erhebt sich“, wie er zu sagen pflegt, „als zweites Stockwerk über der Natur. Hier herrschen Gesetze fest über der Willkür, die nichts fragen nach Lust und Unlust. Sie stehen da als etwas Unbedingtes, an sich Wahres, Zeitloses. In den strengen Dienst dieser unzerbrechlichen Ordnungen hat sich ein jeder ohne viel Aufhebens zu stellen. Daß Shakespeare das Furchtbare, majestätisch Erhabene dieser ewigen Ordnungen, die nicht ungestraft und ungerächt übertreten und gestört werden, so wuchtig und erschütternd zu vergegenwärtigen wußte, war einer der Hauptgründe für Bishers tiefe Verehrung des gewaltigen Dichters. Wenn freilich Hegel im Verfolg dieser Anschauungen von der Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze dazu weiterschritt, die Einzelpersönlichkeit nur als ein gleichgültiges Werkzeug der Idee, nur als einen unwesentlichen, des selbständigen Wertes entbehrenden Durchgangspunkt der Weltentwicklung zu werten, so konnte Bischer diesen Weg nicht mitgehen. Wie er in der Ästhetik gegenüber der Beherrlichung des Allgemeinen, Gattungsmäßigen, Typischen das Recht der wirklichkeitstrogenden Sonderpersönlichkeit, des herb-

kräftigen Eigenwuchses zur Geltung zu bringen suchte, so steht er auch in seiner sonstigen Weltanschauung für die trotzige Selbstbehauptung der Einzelpersönlichkeit mit ihren Eigentümlichkeiten und Ranten ein. Nach seiner Überzeugung gehört es, wie Volkelt fein in seiner Abhandlung über Friedrich Theodor Vischers Lebensanschauung ausführt, zum rechten Menschenleben, daß wir uns mit unserem Eigenwesen mutig und kräftig herauswagen. Der Mensch soll sich mit seiner Eigenart nicht im Innern zurückhalten, er soll seine Besonderheit, bevor sie heraustritt, nicht immer erst regelrecht machen, gleichsam Salonmanieren annehmen lassen, er soll nicht um jeden Preis seinen sittlichen Zorn, seine abweisende Schroffheit, seinen lustigen Übermut, die frischen und kühnen Eingebungen des Augenblicks unterdrücken, weil er damit die „hergebrachte Anständigkeit“, die vermeintliche feine Sitte zu verletzen fürchtet. Vischer vermutet wohl nicht mit Unrecht, daß das Verbläste, Geleckte, Diplomatische, Nichtsbesagende in der Art sich zu äußern und zu geben, zu einem guten Teil aus Bequemlichkeit, Blasiertheit oder auch aus Feigheit entspringt. Er möchte, daß dem Menschen bei aller inneren Ausgleichung der Gegensätze seines Wesens doch das Ausgeprägte, Schrofte, Rantige, Herbe nicht ganz verlorengelhe. Zum mindesten aber steht ihm höher als der hemmungslose, unbedingte, ungehinderte Einklang des geistigen Wesens jene Harmonie des Charakters, die auch das Harte, Rauhe, Scharfe in sich bewältigt hat. Er beklagt sich über die Gegenwart, weil es im geselligen Leben als naiv, ja als Schande gelte, die Leidenschaft, den Charakter, den Schwung der Empfindung herauszulassen, weil erkünstelte Gleichgültigkeit sich als guter Ton gebe. Um so stärker zieht ihn im Gegensatz hiezu das Grobe, Trotzige, Ungeteilte, Ungetnickte an den Gestalten des Nibelungenlieds

und Shakespeares sowie an den Menschen des sechzehnten Jahrhunderts an.

Wie diese Betonung des Sonderartigen durch Vischer mehr in den Bedürfnissen seiner eigenen Persönlichkeit wurzelt als in den Voraussetzungen der Hegelschen Philosophie, so ist es auch eigenste persönliche Anlage, die ihn die Bedeutung der Phantasie für die Lebensgestaltung besonders hoch einschätzen läßt. Bei Hegel tritt die Phantasie und ihr Einfluß auf das Leben zurück hinter dem vernünftigen Denken. Vischer betont viel stärker als sein Meister die Bedeutung dieser seelischen Tätigkeit für ein befriedigendes, allseitiges Menschentum. Nach seiner Überzeugung, die eng mit seinen Anschauungen über die Bedeutung der Sonderpersönlichkeit zusammenhängt, soll der Mensch auch als Phantasiwesen sich stark und bedeutsam ausleben. Die Phantasie soll nicht bloß neben dem Verstand, dem Willen und so weiter nur eben zur Not geduldet werden, sondern sich, wie im künstlerischen Schaffen und Genießen, so auch im Leben frei entfalten und betätigen dürfen. Gegen phantasielose Menschen, die ganz Absicht, Zweck, Verstand, Regel und gerade Linie sind, hat er eine tiefgründige Abneigung. Das Innere soll in phantasievoller äußerer Gestalt und Form aus sich heraustreten, und er schätzt es besonders an den südlichen Völkern, Griechen und Italienern, daß hier vor allem in Haltung und Bewegung wie im übrigen Volksleben die äußeren Kulturformen viel mehr seinen Anforderungen entsprechen als im Norden, daß bei ihnen die Wirklichkeit viel mehr aufgehört, belebt, stilisiert ist durch die Phantasie als bei uns. So schätzt Vischer die Bedeutung der schönen Form und auch den Wert der aus der Phantasie entsprungenen Täuschungen und Illusionen keineswegs gering ein. Neben allem andern wirken sie auch

läuternd, klärend, befreiend und beflügelnd auf das innere und das sittliche Leben ein.

Mit Hegels Betonung der Unverbrüchlichkeit des Sittengesetzes hängt sein Idealismus eng zusammen. Idealismus hier in erster Linie als Gegensatz zum Materialismus verstanden. Auch für Vischer ist der Geist der feste Urgrund, Ziel und Zweck des Weltwesens. Der Geist ist auch ihm das Ursprüngliche, Erste, nicht erst ein Ergebnis des Stoffs und seiner Lagerung. Vischer ist nie wie Strauß zum Materialismus übergegangen. Aus dem seelen- und geistlosen Atom kann sich nach seiner Überzeugung nie Geist entwickeln. „Ein Ganzes, worin oben Geist erscheint, kann nicht unten geistlos sein.“ Das Atom nennt er „einen talentlosen Jungen, aus dem selbst der Kampf ums Dasein keinen Menschen herausprügeln kann“. Die Natur ist nur Erscheinung des Geistes, nur „Maske des Geistes“. Vischer teilt auch die Überzeugung Hegels, daß der ewige, unendliche Geist, um zu sich zu kommen, um wahr und offenbar zu werden, sich sein Gegenteil erschaffen und durch dieses hindurchgehen muß, um vertieft und bereichert aus seinem Gegensatz und Gegenwurf, der stofflichen Welt wieder aufzusteigen. Wie die Einzelpersonlichkeit durch Umwege, Irrwege, durch Demütigungen, durch Niederlagen, durch Selbstentäußerung bewußter, klarer, tiefer, reifer und reicher wird, so muß auch die Entwicklung des Weltgeists durch Entzweiung, Bruch, Zwiespalt gehen. Er muß sich durch die ihm entgegengesetzte Natur hindurchwürgen, muß zu einer höheren, bewußteren Daseinsform hindurchgeplagt, geängstet, gebeutelt, geworfelt werden. In einem Hauptpunkt geht dabei freilich Vischer über Hegel hinaus. Sein Gefühl für das unheimlich Geistwidrige in der Natur, für die Wildheit, Grausamkeit, Teufelei, die in ihrem Bereiche überall waltet,

ist viel stärker ausgebildet als bei seinem Meister Hegel. Ja, er spielt gelegentlich mit dualistischen Vorstellungen und ist nicht abgeneigt, die ganze Natur für die Schöpfung eines mythischen Weibwesens zu erklären, das Genialität mit Güte, Leichtfinn, Koketterie und Grausamkeit verbindet. Im Ernst denkt er angesichts des vielen Grauenhaften, Sinnlosen, Vernunftwidrigen im Weltgeschehen an einen dunklen Untergrund in Gott, denn er vermag weniger leicht als die meisten anderen Vertreter des Idealismus über jene Erscheinungen hinwegzugehen und hinwegzusehen wie über etwas Unschädliches und Nebensächliches. Bei manchen seiner Äußerungen, besonders im „Auch Einer“ glaubt man wahrzunehmen, daß Schopenhauer vielleicht stärker auf ihn gewirkt hat, als er selbst wohl annahm. Daß sich Bischer sehr eingehend mit dem Frankfurter Philosophen beschäftigte, zeigt mehr als eine Äußerung, waren doch die beiden in manchen Zügen ihres Wesens nah miteinander verwandt, wie in der schroffen Ablehnung des selbstzufriedenen Durchschnittsphilisters, in der Reizbarkeit und Empfindlichkeit gegenüber Störungen ihres Lebensgefühls, in der Liebe zu den Tieren, im Preis des Mitleids. Jedenfalls hat der kampflustige Schwabe die Gemeinheit der Welt, den maschinenhaft rohen Druck der Verhältnisse in diesem stoßenden Gedräng des Lebens, wo alles vom Interesse geschoben wird und dazwischen die eiserne Schraube der Notwendigkeit läuft, mit nicht minder täuschungslosem Auge gesehen als Schopenhauer. Auch hat er sich über die „Wildschweintwirtschaft“, das Wütende und Viehische der Welt kaum minder erschrocken und entrüstet geäußert als dieser.

Wie sehr dem Schüler Hegels Schopenhauers Philosophie zu schaffen machte, das zeigen seine beständigen Auseinandersetzungen mit dem Pessimismus, gegen den er mit immer

neuen Widerlegungsversuchen angeht. Ihm war eine optimistische Weltbetrachtung nicht bloß eine notwendige Folge seiner idealistischen Voraussetzungen, sondern vor allem auch ein unabweisbares Lebensbedürfnis seines rüstigen, spann- und federkräftigen Temperaments. Er wollte sich den Glauben an eine sittliche Weltordnung, an einen vernünftigen Grund alles Geschehens, an ein ewiges Gesetz des Zusammenhangs zwischen Schuld und Leiden nicht nehmen lassen und lebte der Überzeugung: ein Auge, das alles überblicken könnte, würde keine unbezahlte Schuld und keinen Zufall sehen. Allerdings hat sein Optimismus nichts von der wohlfeilen Oberflächlichkeit mit der viele Vertreter einer solchen Lebensauffassung die Augen leichtfertig und frivol vor den Leiden und Widersprüchen des Lebens verschließen. Er weiß, daß es Schicksal des Menschen ist, am Endlichen zu leiden, daß der Widerspruch zwischen Unendlichem und Endlichem im Menschen dem Lebensgefühl eine tragische Färbung gibt. „Nur der paradiesisch naive und der gewissenlose Mensch lebt leicht, dem tiefer gehenden hämmern die Pulse, wenn er bedenkt, welch ein fürchterliches Schraubenwerk das Leben ist, das uns zwischen Fragen einpreßt bis zum Ersticken.“ Nach ihm ist es eine ruchlose Forderung, daß der Mensch sich lächelnd oder gar mit Lobpreisen in den Weltlauf einfach fügen soll. Der richtige Mensch wird nach seiner Auffassung unter dem Grausamen, Rohen, Zufälligen, Erniedrigenden, Vernunftwidrigen dieser Welt ernsthaft und dauernd leiden. Fände der edlere, tiefere Mensch nicht Trost in Religion, Philosophie und Kunst, im entlastenden Lachen, im befreienden Wettern, in der säuf-tigenden Träne, so wäre es für ihn zum Rasendwerden. Aber daß ihm diese Tröstungen und Entlastungen gegeben sind, übersieht der Pessimismus. Vor allem im Humor erblickt

Bisher eine wichtige Schutzwehr gegen die Verdüsterung des Gemüts und das einseitige Gefühl des Tragischen. Dieser Schutz und der Rückhalt, den wir am „oberen Stockwerk“ haben, scheint ihm trotz allem eine optimistische Lebensauffassung zu ermöglichen.

Im übrigen beschäftigen den einstigen Theologen vorzugsweise die Fragen nach dem Wesen der Religion, nach der Wirkungsweise des Ewigen, Göttlichen und nach der Unsterblichkeit. Religion ist nach seinen Darlegungen da, wo die Ahnung des Unendlichen das Gemüt mit Ehrfurcht erfüllt, ist da, wo der selbstsüchtige Einzelmensch sich in seiner unendlichen Kleinheit gegenüber dem Weltganzen fühlt und im Dienste der Pflicht aufgeht, Religion ist Opfer der Selbstsucht, das Tauwetter des Egoismus: „Der Geistgott ist Gesetz, Ordnung, Klarheit, er ist die Gerechtigkeit, die Güte, das Mitleiden, die Weisheit; er bezwingt auch die Zeit, er ist das ewig Bewegende in aller Bewegung; wer ihn liebt, schüttelt es ab, das Alpgewicht der schrecklichen, gähnenden Zeit und taucht auf in das Urlicht, das da zeitlos ist; wir sind nichts, wo wir uns nicht heben in den Strahl der Ewigkeit; o süßes Zittern, wenn berührt von der Weltensonne unser Scheitel blüht.“

Besonders das Christentum, zumal in seinen Anfängen, hat in diesem Sinn der Welt eine neue Seele eingesetzt. Sein Stifter war ein Mensch freien, wohlwollenden, lichtvollen Gemüts, der uns sanft, liebevoll, verzeihend, gut will, und die richtende Einkehr des Menschen in sich selbst, den Geist sittlicher Selbstkritik fordert als Grundlage einer neuen Ethik. Aber dieser echte Kern wird, wie das überall in der Geschichte der Religionen der Fall ist, schon am Ursprung getrübt, mit Mythologie umhängt. Der Stifter selbst schon glaubt an Engel

und Teufel, glaubt wiederzukommen als Königsmessias, und nach seinem Tod vermehren sich die Wunder rasch durch Einströmen jüdischer und heidnischer Vorstellungen. Solche Erübungen, Vergröberungen, Verfinnlungen geistiger Wahrheiten sind überall das Verhängnis der Religion, andererseits sind sie unvermeidlich, wenn eine Religion Gemeinschaftssache oder gar Volksreligion wird, denn es kann keine farblose Volksreligion geben. Die Andacht muß etwas zum Anreden haben, also vorgestellte, übersinnliche Personen, sie braucht Tatsachen zum Ansehen und Anschauen. Aber diese Stützen der Religion sind ebensoviel Spieße in ihr Mark. Bald tritt der Erfaß an die Stelle des Wesens, das Außenwerk an die Stelle des Kerns. Millionen Seelen, die nie eine Ahnung vom Unendlichen hatten, die vom Gefühl der erhabenen Tragödie des Lebens nie durchschüttelt wurden, glauben an die Erübungen und gelten nun sich selbst und der Welt als religiös, weil sie glauben. Damit zieht die Verfolgungs- und Verfeinerungswut die Verwechslung von Religiosität und Fährwahrhalten immer wieder in die Welt ein. Aber umgekehrt, wer die Erübungen beseitigt, der nimmt damit vielen auch das Wesen. Denn Symbol und Wesen, Bild und Sache ist für sie untrennbar verknüpft. Die Masse braucht ein geglaubtes Bilderbuch, und getrübe Religion ist besser als gar keine. Aus solchen Erwägungen heraus leitet dann Bischof nicht bloß die Pflicht ab, die Schwachen zu schonen und ihnen ihre Vorstellungen nicht leichtfertig zu nehmen und zu zerstören, sondern auch die weitere den „Halben“ gegenüber, die zwischen den Forderungen vernünftiger Betrachtung und dem Glauben der Masse hin und her schwanken und Vermittlungen suchen, Nachsicht und Duldung zu üben. Im Grunde aber fühlt sich Bischof in dieser Frage eingeschraubt zwischen einen

unlösbarer Widerspruch, der sich kurz dahin zusammenfassen läßt: Ohne Symbole ist Religion nicht denkbar als geschichtliche Erscheinung, aber die Symbole sind auch schon Erübungen und Verfälschungen ihres wahren Kerns und Wesens. Bischers Standpunkt ist am Ende hier demjenigen Schopenhauers ähnlich, wie ihn dieser in seinem wundervollen Dialog über die Religion vertritt. Durch seine Lebenserfahrungen und seine sonstige Weltanschauung wurde Bischer freilich immer wieder in die Reihen der Vorkämpfer gegen geistige Bevormundungs- und Herrschaftsgelüste geführt. Unter den Anschauungen, die er dabei besonders lebhaft bekämpfte, schien ihm hauptsächlich die Vorstellung von der Transzendenz, der Außer- und Überweltlichkeit Gottes allem Wunder- und Dogmenglauben und damit dem Verderbnis und der Veräußerlichung der Religion Tür und Tor zu öffnen. Wie seinem Meister Hegel war ihm die Immanenz, die Innerweltlichkeit Gottes ein Gedanke, den er mit ganz besonderem Eifer vertrat. Unter einem seinerzeit weit verbreiteten Steinbruch, der Bischer in der ersten Zeit seiner akademischen Tätigkeit in Tübingen darstellte, hatte er selbst den Wahlspruch gesetzt: „Unser Gott ist ein immanenter Gott, seine Wohnung ist überall und nirgends, sein Leib ist nur die ganze Welt, seine wahre Gegenwart der Menschengeist. Diesen Gott zu verherrlichen ist die höchste Aufgabe der neuen Kunst.“ Gott ist der Geist, der in und nur in der Welt lebt. Die Welt hat keine eigene Substanz neben und außer Gott. Es ist ihm ein „Ungedanke“, daß Gott die Welt von außen erhalte und leite. „Schlägt man ein Loch in die Natur, so schlüpft durch dieses Loch der ganze Olymp herein und hinter ihm seine Wächter.“

So lebt und steht also nach Bischers Überzeugung der

Mensch unmittelbar im Göttlichen drin. Damit ist für ihn auch die Antwort gegeben auf die Frage der Unsterblichkeit. Sie ist nicht ein Leben nach dem Tode unter für uns unbekanntem und undurchsichtigen Bedingungen, sondern wir haben die Unsterblichkeit schon hier, wenn wir im Ewigen, in Gott leben. Und Gott ist da, wo Liebe, Mitleid, Klarheit ist, wo das Rohe, Wilde, Böse vom Menschlichen überwunden wird, wo der Mensch an den zeitlosen, überzeitlichen Werten der Menschheit arbeitet, am Guten, am Recht, an Kunst und Wissenschaft, wo er seine Selbstsucht im Dienste des Ganzen besiegt. Besonders im „Auch Einer“ und unter Bischers Gedichten findet sich manch körniger Spruch, manch blankgeprägtes Wort, das seinen Anschauungen über diesen Punkt packenden und faßbaren Ausdruck gibt.

Daß Bischer zu den Denkern gehörte, denen die Verwirklichung ihrer Anschauungen im eigenen Leben und Handeln besonders am Herzen lag, konnte schon im Bisherigen der Blick auf seinen Lebensgang und sein praktisches Verhalten zeigen. In vieler Beziehung aber bedeuten die Jahre des höheren Alters für das allseitige Ausreifen seines Menschentums, für die endgültige Ausgestaltung seines Charakters und Wesens eine besonders fruchtbare und glückliche Zeit. Das Ungestüm der Jugend war verbraucht, die Verbitterungen und Grämlichkeiten der sechziger Jahre und der Heimatlosigkeit waren überwunden. Der Alte wurde in seinen Stuttgarter Jahren sichtlich milder und hatte sich mit dem „Auch Einer“ vieles vom Herzen geschrieben, was ihn gequält, beunruhigt und kritisch gemacht hatte. Nicht als ob er im Alter ein Zuckerwassermann geworden wäre. Aber er schlug nicht mehr so häufig wie früher ans Seitengewehr, wenn er auch seine leicht gereizte Kontrahagemiene, seinen kritischen Blick, seinen

festen Tritt stets beibehielt. Er sah stets noch einem alten Obristen oder Oberförster gleich, der lieber auf böses Menschenpack schießen möchte als auf Tiere, und legte wenig Wert darauf, als Professor erkannt zu werden. Noch immer war er kampferüstet und konnte es nicht leiden, wenn man ihn „liebenswürdig“ nannte. Männern gegenüber von Männern gebraucht, empfand er diesen Ausdruck als unverschämt. Respekt sollte man vor ihm haben. Und immer stand er gleichsam auf der Wache gegen äußere und innere Feinde, jeden Augenblick das Gewehr geladen, Sündhütchen auf, Finger am Drücker!

Aber die ihm näherstanden, bezeugen doch übereinstimmend, wie die herbe Außenseite einen milden und süßen Kern barg, wie menschenfreundlich und hingebend der straffe, schroffe Mann sein konnte. R. von Mohl, der sonst für Vischer wenig übrig hatte, hebt doch in seinen Lebenserinnerungen hervor, in welcher liebenswürdig besorgter Weise dieser sich im Jahr 1860 in Baden seines früheren Lehrers, des leidenden und sehr grämlich gewordenen Ch. F. Baur, angenommen habe. Die Erinnerungen von Vischers Stuttgarter Hörern und Hörerinnen gipfeln alle in der dankbaren Bekundung, wie freundlich und nachsichtig der Vielbeschäftigte auf ihre Anliegen, Wünsche und Bedürfnisse einging. Die Vischererinnerungen von Ilse Frapan mögen oft etwas weiblich überschwenglich sein, aber man hat keinen Grund, ihre Angaben zu bezweifeln, wenn sie wahrhaft rührende Sätze erzählt von der freundlichen, ja väterlichen Besorgtheit, mit der sich Vischer um sie und ihre Freundin während ihres Stuttgarter Aufenthaltes annahm. Sie gibt auch ein Bild von der uner schöp flichen Geduld, mit der er das undankbare Geschäft eines literarischen Gewissensrats und Begutachters von dichterischen Manuskripten auf sich nahm.

Daß ihn manchmal der Ärger bei solcher Arbeit übermannte über unfähigen, aber darum nicht minder anspruchsvollen Dilettantismus, wer könnte ihm das verargen. Er mußte dann wenigstens im engeren Kreise zu seiner Entlastung ein wenig loswettern, sein „Löwengebrüll“ erheben und etwa drohen, von jetzt an werfe er solches Zeug in den Keller, daß es dort auswache wie die Kartoffeln.

Bogumil Gols schreibt einmal: „Wer mit Tieren, mit Kindern, mit Dienstboten, mit gemeinen Leuten nicht in herzlichem Rapport steht, der ist nicht der beste, der ist kein unverfänglicher, kein natürlicher, kein frommer, kein liebenswürdiger Mensch.“ Bei Vischer war solch ein herzlicher Rapport jederzeit vorhanden. So war es ihm ein peinlicher Gedanke, daß seine alte treue Dienerin oft tagelang keinen Menschen sehe, und er hatte sich deshalb täglich eine bestimmte Zeit vorbehalten, in der er mit ihr plauderte. Er besann sich auf Gegenstände hiezu, sie mußte erzählen, was sie in der Zeitung gelesen, und in diesem menschenfreundlichen Tun ließ er sich auch nicht durch die Schwerhörigkeit der Dienerin stören. Wie wohl er sich im Kreise einfacher, schlichter, kerniger Leute aus dem Volk befand, davon zeugen zahlreiche Stellen seiner Reisebeschreibungen, und unter den Tugenden seines Wesens nimmt seine warme Liebe zu den Tieren eine ganz besonders hervorragende Stelle ein. Durch sein „herrliches Wettern“ gegen Tierschinderei und Tierquälerei hätte er sich's verdient, wie Gottfried Keller in seinem Glückwunsch zu Vischers achtzigstem Geburtstag schreibt, daß ihn einst eine große Schar erlöster Tiere ins Himmelreich begleite, so wie den lebenden Vischer immer sein Hund begleitet hatte. In seiner ersten Tübinger Zeit war es der kleine Hans, „ein kleiner Prachtferl, der immer munter, immer in Bewegung und so klug war, daß

man über alles mit ihm sprechen konnte“. Wenn Vischer von ihm erzählte, konnte er so warm werden, daß A. Springer allen Ernstes meinte, es handle sich um Vischers Söhnchen, und die Frau Professor um ihre Mutterfreuden beneidete. In seiner Stuttgarter Zeit machte ihm ein blonder Rattenfänger, Xanthos genannt, viel Freude, und Vischer war es ein besonderes Vergnügen, seinen Einfällen und Schnurren mit phantasievollem Humor nachzuspüren. Gewöhnlich waren neben dem Hund noch einige Katzen da, die sich übrigens mit jenem aufs beste vertrugen. Eines dieser Käzchen, das ihn durch seinen ausgelassenen, drolligen Mutwillen, sein anmutiges Tollen und Spielen oft ergötzt hatte, hat er in einem reizvollen Gedicht, einem seiner letzten, besungen. Sein Tod — es verendete an einer vergifteten Maus — ging ihm sehr zu Herzen.

Neben diesen Zügen von Gütigkeit und Milde spricht an dem Greisen besonders auch seine weisheitsvolle, gefasste Ruhe an, mit der er sich dem Gedanken an das Ende vertraut macht. Unter den Gedichten seiner letzten Jahre sind ergreifende Urkunden des gelassenen Ernstes, mit dem er der Nacht entgegen ging, da niemand wirken kann. Und sie geben uns das Bild eines Mannes, der bis zuletzt rüstig und tätig, mit sich selbst einig und heitern Geistes in der Abendsonne wandelt. Vielleicht dankte er diese seltene Frische und Rüstigkeit nicht zum mindesten auch der strengen Regelmäßigkeit, mit der er seinen Tag einteilte. Der Morgen gehörte zumeist seinem eigenen Schaffen, Briefen und Besuchern. Um halb ein Uhr aß er ein einfaches Mahl, bei dem ihm nur Hund und Katze Gesellschaft leisteten. Darnach schlief er ein Weilchen auf dem Sofa, dann ging er etwa eine Stunde spazieren, meistens in der Stadt, in der Königstraße, wo er besonders auch Modestudien

machte. Viermal die Woche hatte er Kolleg zu lesen. An solchen Tagen gehörte die Zeit bis fünf Uhr der Vorbereitung hiefür. An den freien Tagen aber pflegte er der Geselligkeit in seinem Kreise und trank den Kaffee bei den Freunden, man saß und plauderte bis sieben oder halb acht Uhr. Im Sommer nahm er dann oft noch ein kaltes Bad vor dem Nachtessen; dann wurde wieder gearbeitet, meist Dichterisches, und etwa um neun Uhr, oft noch später begab er sich in seine Wirtschaft, zum Schmandt oder Feil, traf dort mit Freunden zusammen und plauderte, saß aber oft auch unter den jungen Polytechnikern, zuweilen auch ganz allein, und trank sein Bier.“ Beim Kaffee im befreundeten Kreise, wie bei der Witwe von Friedrich Notter oder der Witwe seines Bruders August fühlte er sich besonders behaglich. Hier war er von zarter Rücksichtnahme umgeben, die Anwesenden fanden sich in der Verehrung für den Gast zusammen, sie kannten seine Wünsche und Bedürfnisse und suchten es ihm so heimelig als möglich zu machen. Hier fuhr ihm niemand zwischen die Rede, hier gab es keine ärgerlichen Unterbrechungen, keine lästigen Sonderunterhaltungen. Hier entfaltete sich seine muntere Laune, sein Wis, seine anschaulich humoristische Erzählergabe in anziehendster Weise. Bald plauderte er von Reiseerlebnissen und Kindheits-erinnerungen, dazwischen ließ er sich von seinen Lieblingsgegenständen zu grimmig-lustigen Ausfällen und Standreden erwärmen, dann gab er wieder drollige Schnurren preis, an denen er unerschöpflich war.

Das waren seine Erholungsstunden. Die gesammelte, angespannte Kraft seines Wesens galt aber bis zuletzt seinem Lehrberuf, den er immer sehr hoch hielt. In seiner Begrüßung Eduard Zellers zu dessen Doktorjubiläum führt er aus: „Eine der schönsten und lohnendsten unter den mannigfachen Formen

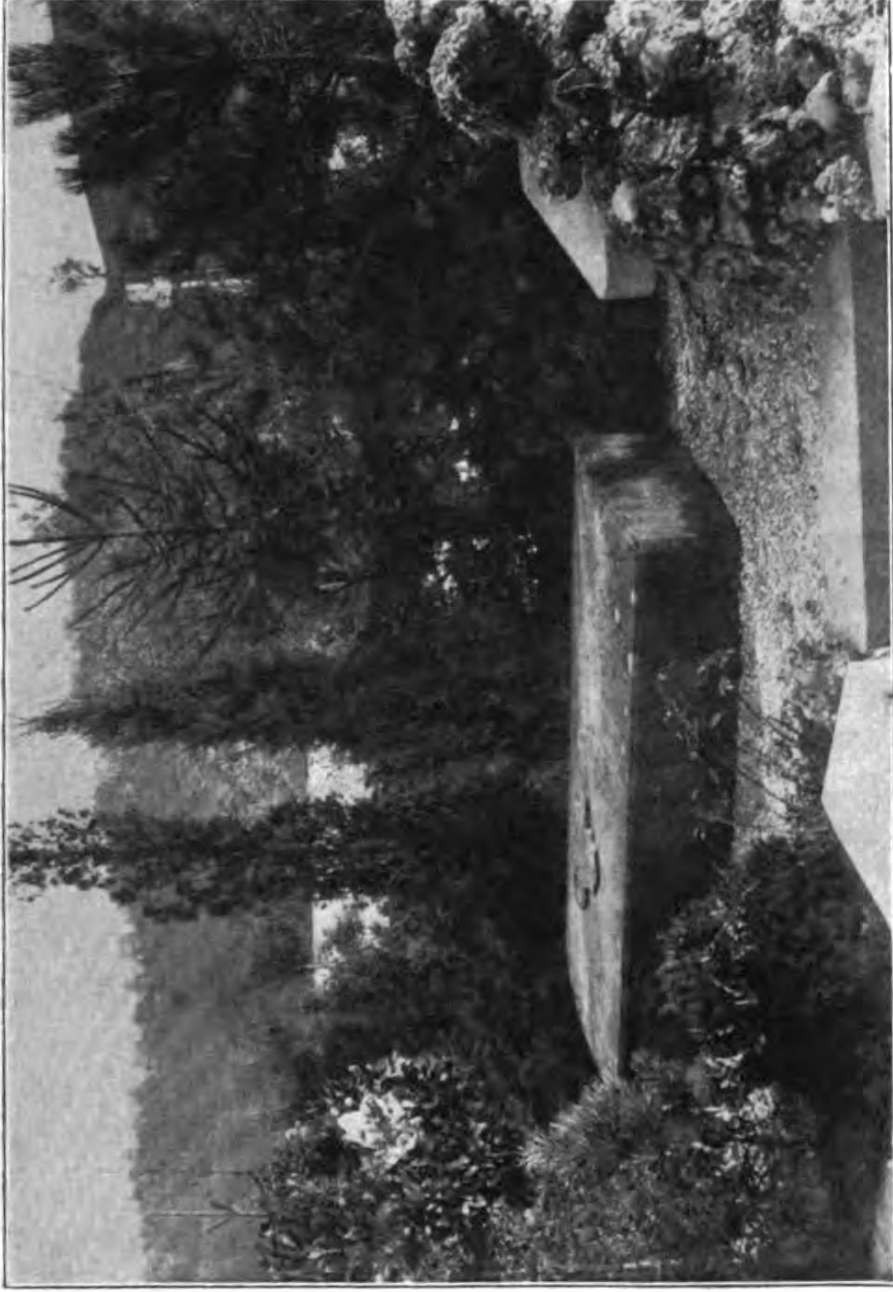
menschlischer Tätigkeit ist das Wirken des Lehrers an den Sihen der Wissenschaft, wo ihre verschiedenen Strahlen vereinigt sind, wo die Jugend aller Stämme eines Volks, die Jugend fremder Nationen sich einfindet, ihr Licht zu empfangen; indes die Geschlechter wechselnd sich erneuen, verjüngt sich mit den Empfangenden der Spender; immer neue Frische schöpft er aus den jungen Augen, die zu ihm aufblicken, immer neue Wärme aus der Dankbarkeit der jungen Herzen, mit den wachsenden jungen Geistern wächst er selbst fort, vertieft und erweitert sich sein eigener Geist. Ausschauend auf das tätige Leben, diesen und jenen gereiften Mann in verdienstvollem Wirken betrachtend, darf er sich sagen: auch einer von denen, die meine Schüler waren.“ Bischer war auch wie wenige für diesen Beruf veranlagt. Eben Eduard Zeller bezeugt ihm in seinem Nachruf im Goethejahrbuch, er sei der geborene Universitätslehrer gewesen. Mit seiner strammen, freien Haltung, mit seinem scharfblickenden Auge, das bald wie in gedankenvoller Betrachtung ruhte, bald wie von Geistesblitzen bewegt und durchleuchtet war, hatte er etwas Achtunggebietendes. Daß er in seinen Vorlesungen frei sprach, gab diesen ein besonders persönliches und eindringliches Gepräge, und seine bildkräftige, einleuchtende Darstellung fesselte bald durch den hohen Schwung seiner Rede, bald durch die geistprühende Faßbarkeit des Vorgetragenen.

So hielt der untersehte, zartgliedrige Mann, dessen hochgewölbte Stirn auf machtvolle Geistigkeit, dessen eingesunkene Schläfe auf ungewöhnliche Leidensfähigkeit hinwiesen, die Hörer fest in der Hand. „Ich habe jahrelang“, schreibt der Dichter Heinrich Schöff, „diese merkwürdigen Vorlesungen Bischer's am Stuttgarter Polytechnikum gehört, bei denen Vorgedachtes und Augenblickliches stets zu einem laufenden Ein-

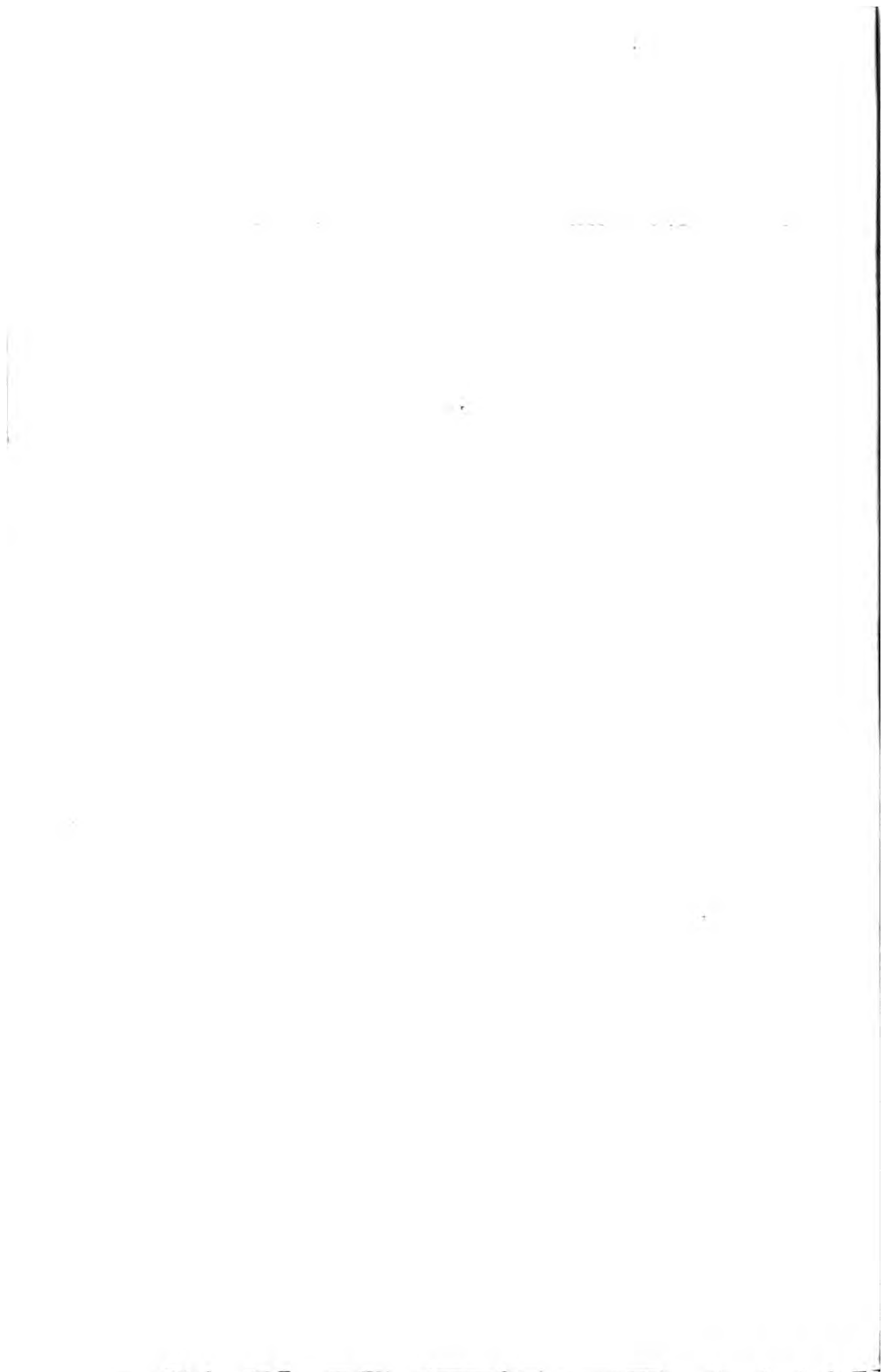
druck zusammentraten. An Zwischenfällen fehlte es dort, wo der liberal lebende Student und die sich gern etwas nachsehende Weiblichkeit in Betracht kamen, nie, um Bishers gegen Vordringlichkeit und Nachlässigkeit leicht erregbares Wesen Gelegenheit zu seinen scharfen Ein- und Ausfällen zu geben. Ich erinnere mich noch eines peinlichen Augenblicks, wo mitten in einer Goethevorlesung von außen schwebende Tritte hörbar wurden, einer jungen Dame zugehörig, die nun unschlüssig, ob sie doch noch eintreten sollte, einige Zeit unbeholfen an der Saalklinke sich zu schaffen machte. Bei ihrem Eintritt unterbrach Bischer seinen Vortrag, hielt einige Sekunden auffällig inne und begann dann unter atemloser Stille die Strophen zu rezitieren:

An die Türen will ich schleichen,
Still und fittsam will ich stehn,

worauf sich das fatale Gefühl in eine stürmische Heiterkeit auflöste. Oder es kam ein forscher Musensohn sehr hörbar dazwischen und mußte sich eine Stelle aus Wallensteins Lager gefallen lassen, mit der er gewiß nicht zum zweitenmal Bekanntschaft zu machen Lust hatte. Der alte Schartenmayer war um solch boshafte Zurechtweisungen nie verlegen, obgleich weit entfernt, den schulmeisterlichen Pedanten spielen zu wollen“. Im übrigen konnte es wohl auch keinem der Hörer entgehen, daß ihm in diesen Vorlesungen blank geprägtes vollwichtiges Gold in die Hand gezählt wurde, und daß kein „Spiegelredner“ vor ihm stand, sondern „einer des lebendigen Wortes“. Einer seiner Hörer, der später sein Nachfolger auf dem Stuttgarter Lehrstuhl werden sollte, Julius Kläiber, läßt sich in seiner Weiberede bei der Enthüllung von Bishers Denkmal über dessen Vorlesungen wie folgt vernehmen: „Nie hat ein



Wischer's Grab auf dem protestantischen Friedhof in Gmunden



Lehrer weniger fertige Ergebnisse vorgetragen, immer sahen die Hörer sie vor sich entstehen. Die verwickeltsten Gedankenknäuel wurden vor ihren Augen entwickelt, sie mußten mitdenken, mitringen, und schließlich war ihnen, als hätten sie die Lösung selbst gefunden. Es war ein stählendes Gedankenbad. Dann wieder schienen alle Genien des Scherzes und anmutiger Schalkheit die Rednerlippe zu umschweben, und der Witz versendete sicher treffend die frisch geschärften Pfeile. Galt es aber Lüge und Falschheit zu enthüllen, Knechtsinn und Gemeinheit zu brandmarken, wie konnte da so finster die Braue sich falten, wie glühte und loderte, wie blißte es in dem lichten Auge, und in hallenden Donnerschlägen entlud sich das Wetter des sittlichen Grimms. Wie weich aber wieder, wie zart und innig konnte diese wunderbare Stimme erklingen, auf sanftem Flügel auf- und niederschwebend der Tonfall sich wiegen, wenn er selbst ergriffen von den geweihten Geschöpfen der Dichtkunst sprach, die seinem Herzen so nahestanden, von der himmlischen Seelenanmut Gretchens, von dem blumenhaften Duft der Ophelia, von Desdemonas engelsmilder Unschuld und zumal wenn er von der Guten, Reinen, Friedseligen, die dem verirrten Greis die armen Locken durch ihre weichen Hände gleiten läßt, daß die Fieberschauer der Schuld, des Wahnsinns weichen', wenn er von seiner Cordelia sprach."

So war es denn ein inniges Herzensbedürfnis der Schüler und Freunde des Meisters, daß sie bei seinem achtzigsten Geburtstag ihrer Verehrung weithin sichtbaren Ausdruck geben wollten. Am 28. Juni 1887 fand ein Bankett in der „Liederhalle“ statt, unter glänzender Beteiligung einheimischer und auswärtiger Größen. Unter denen, die aus der Ferne Glück wünschten und grüßten, waren Paul Heyse und Gottfried Keller. Als Stiftung für Haus und Familie wurde dem

Gefeierten seine von Donndorf modellierte Büste übergeben. Unter den Rednern des Abends waren sein Freund Röstlin, der Ästhetiker der Tübinger Hochschule, waren J. G. Fischer und Richard Weltrich. Besonders weisevoll war der Augenblick, als Fischer zu einem dankenden Schlußwort sich erhob, in dem er das Glück seines Lebens pries, das ihm unter erwünschten Verhältnissen zu wirken vergönnt habe für das Ganze, für Staat und Wissenschaft. Bewundernswert war die körperliche und geistige Frische, die es dem greisen Jubilar erlaubte, nicht nur auf alle Schuldigungsansprachen schlagfertig und bedeutend zu erwidern, sondern auch bis in die früheste Morgenstunde ohne sichtliche Ermüdung auszuharren und am 30. Juni, dem eigentlichen Geburtstage, die studentischen Feierlichkeiten mit Abordnung der Studentenschaft, Festkommers auf der „Silberburg“ und so weiter munter mitzumachen. Rüstig brachte er dann die Vorlesungen des Sommerhalbjahrs zu Ende und gedachte in der Herbstvakanz nach Venedig zu reisen. Zunächst aber wollte er einen Besuch in Gmunden ausführen, wo die Eltern der Schwiegertochter sich aufhielten. Aber auf der Reise dorthin verschlimmerte sich eine Magenverstimmung, an der er schon vorher gelitten hatte. Noch erreichte er Gmunden, aber seine Kräfte verfielen schnell. Am 14. September verschied er gefaßt und ruhig. Am 17. September wurde sein Leib auf dem evangelischen Kirchhof zu Gmunden beigesetzt.

Zwei Jahre nach Fischers Tode wurde seine Denkmalsbüste im Vorgarten des Polytechnikums enthüllt, und an seinem hundertsten Geburtstag im Jahr 1907 bezeugte vor allem seine schwäbische Heimat die dankbare Verehrung für ihren treuen Sohn durch Gedächtnisfeiern aller Art an der Stätte seines einstigen Wirkens, im Stuttgarter Hoftheater,

in Tübingen, in literarischen Vereinigungen der Hauptstadt und des Landes. In den Reden und Festartikeln aus Anlaß dieses Gedächtnistages konnte mit Genngtuung darauf hingewiesen werden, daß der Gefeierte auch zwanzig Jahre nach seinem Tode immer noch kräftig weiterwirke und wie ein Lebendiger unter den Lebenden wandle. Wohl werden ihm die Ästheteten und die Vertreter einer gesiebten Form- und Künstlerkunst auch künftig ablehnend gegenüberstehen, wohl ist seine ausgesprochen süddeutsche Art, sein scharf ausgeprägtes Schwabentum, das behagliche Vorwiegen seines höchst persönlichen Temperaments, das übermütige Sprossen und Wuchern der subjektiven Laune einer entschiedenen Wirkung auf manche Kreise stark im Wege. Aber doch ist dem deutschen Volke heute wohl schon weithin klar geworden, daß in seinen Werken ein Leben pulsiert, das wohlgeeignet ist, auch die Nachwelt immer wieder aufzurütteln und den höchsten geistigen Zielen entgegenzuführen. Wenn er vor allem einst dazu mitgeholfen hat, die Schätze des Goethe-Schiller-Jean Paulschen Zeitalters in das Bismarckische Deutschland herüberzuretten, so wird er uns auch jetzt zur Seite stehen, da es gilt, mehr als je sich um die geistigen Güter unseres Volkstums zu scharen.



**Auswahl aus
Friedrich Theodor Vischers Werken**



Der Ästhetiker und Kritiker

Das Reich des Schönen

In ein glänzendes Reich des Lichts führt uns die Wissenschaft der Ästhetik; es verknüpft sich mit ihrem Gegenstande das Gefühl reinsten Freude. Vom Schönen wird jeder erquickt; die Liebe zu ihm ist allen angeboren; es hat keine Feinde.

Man sollte also meinen, das Schöne finde lauter offene Türen. Aber nein: wenigstens abgeneigt sind ihm religiöse Eiferer und moralische Rigoristen. Und wie verhalten sich die nur materiell Gesinnten? Wir haben Achtung für den realistischen Geist unserer Zeit, stellen uns nicht unter die Reihe derer, die ihre Richtung auf die Stoffwelt ohne weiteres bekämpfen. Realismus heißt ja noch nicht Materialismus. Es ist etwas Großes, die Materie zu bezwingen. Sie bringt Wohlstand und damit Unabhängigkeit. Aber wahr ist auch: sie rächt sich oft durch Ansteckung mit dem Erdigen ihres Charakters; der ihr zugewandte Sinn verfällt leicht in trockenen Ernst und trivialen Genuß, er verschließt sich dem Schönen und läßt es so nebenhergehen.

Oft hört man, das Schöne habe keinen Zweck, sei nur Luxus, wolle in der Welt nicht nützen, nicht belehren; und aus dieser Anschauung erwachsen ihm Gegner. Nun wohl,

in ihrem Sinn genommen, ist es Lurus. Zur Not ließe sich's auch ohne das Schöne leben. Aber wie? Wäre das Leben dann noch der Mühe wert? Wäre's erträglich?

Und ist das Schöne nicht allerorten verbreitet? Erscheint es uns nicht rings in der Natur? Wallt es nicht in der blauen Luft? Rauscht und wogt es nicht im Wasser? Tritt es nicht hervor in der Gestalt der Pflanze, des Thiers, des Menschen? Wirkt es im menschlichen Schaffen nicht von selbst, mit innerer Nothwendigkeit? Nicht nur aus den Werken freier Kunst blüht es uns entgegen. Kein Gerät, kein Gefäß, kein Zimmer, kein Kleid ist ohne einen Anflug des Schönen. Es rankt sich allerorten um das Nuzliche, sprot als Ornament aus der trockenen Kernform des Gebäudes, umsäumt die struktiven Glieder als Blatt, Blume, Stab, Welle, Band, Rolle; es veredelt in grenzenloser Ausbreitung und immer von neuem das bloß Taugliche und vom Bedürfnis Gebotene.

Und weiter! Fragen wir uns, ob das Schöne nicht ungesucht im Leben doch Zwecke erreicht! Freilich unmittelbar praktisch kann das nicht geschehen, denn es ist bloßer Schein; seine tieferen sittlich-praktischen Wirkungen können nur indirekt eintreten. Aber wie stark sind sie doch! Suchen wir uns vorzustellen, was die Völker wären ohne seine Macht! Wo blieben die Griechen ohne Homer, Aeschylus, Sophokles, Phidias? Wo die Italiener ohne Dante, Raffael, Michel Angelo? Wie können wir uns die Engländer denken ohne Shakespeare, die Deutschen ohne die Strahlen aus den Lichtquellen Lessing, Goethe und Schiller?

Aber auch wenn wir nach der Wurzel sehen, finden wir den tiefsten Zusammenhang. Das Schöne zieht seinen Saft aus dem ganzen Leben; seine Nahrung ist die beste Substanz des Volkstums. Nur aus Kraft kann Kunst erwachsen.

Die von ihrer Weihe strahlende Größe Athens entsprang aus den Befreiungskämpfen gegen die Perser. Auch wenn eine Nation sinkt, wie z. B. die spanische im siebzehnten Jahrhundert, kann der Geist noch in ihr wirken und die Blüte der Kunst hervorbringen. Selbst Verdendes kann sich im Schönen offenbaren; als wir noch nichts waren, da wurde doch unser deutsches Dichterpaa geboren, von der Volkskraft, die eine Zukunft in sich barg. Das Schöne steht also nicht in der Luft.

Wir treiben keine Schöngeisterei, die nur die gefällige Form, nicht den rechten Kern will und den Lebensernst nicht achtet. Mancher mag Scheu vor der Ästhetik haben in der Meinung, als sei das, womit sie sich beschäftigt, nur etwas Weichliches, ein bloßes Schaumgebilde, als gebe es in diesem Revier nur schlaffes, süßliches Zeug, lyrisches Gezwitzcher, leeren Effekt, dünne Produkte einer saftlosen Grazie, und als könne sie daher selbst nur ein Naschen, ein leeres Spiel, ein müßiges Gerede sein. Wohl gleicht das Schöne oft einer zarten Blume, aber das Liebliche ist nur eine Schwester des Erhabenen; und das echt Schöne ist doch groß und fest, beharrlichen Geistes, männlich und mit Kraft gepanzert; es ist zwar Schein, aber Schein, aus dem etwas hervorstrahlt; ein bescheidener Schatten, der nichts anspricht zu verändern, aber Mark des Lebens. Die großen Künstler der Nationen waren keine Schöngeister; sie gossen jene erhabenen Schauer in die Seelen, womit uns die tiefsten Momente des Daseins erfassen. Mild, rührend, schmelzend sind die Poesien eines Goethe, aber sehe einer den inneren Gehalt des Mannes an: er ist geschmiedet wie aus dem härtesten Stahl. Da das Schöne nur so gesund ist, hat es auch eine Gewalt. Nein, nicht überflüssig ist das Schöne, wir können ihm nicht entfliehen, es ist nicht neben dem Leben, sondern mitten darin, alles erfüllend; es umgibt uns wie Luft,

wie Wasser, worin wir baden; es ist eine große Wahrheit, eine Macht. Sie ruft: Du mußt mich haben, denn ich will dich bilden!

Wahrhafte Bildung bringt nur das Schöne, weil es allein den sonst verstümmelten, nach Natur- und Geistesseite zerrissenen Menschen einigt. Es muß uns mit seinen Reizen durchdringen, wenn sich das eigentliche Wesen in uns entwickeln soll. Ganze Menschen werden wir nur durch die Kunst. Das lateinische Sprichwort von der Wissenschaft: *emollit mores, nec sinit esse ferocem* ist nur halb wahr, denn sie ist abstrakt und mühsam; wer sich nicht hineinarbeitet, dem bleiben ihre Werke Hieroglyphen; und die natürliche Teilung ihrer Arbeit führt zur Einseitigkeit.

Der Wert, den der Gegenstand der Ästhetik: das Schöne, vor dem Inhalt der Wissenschaften voraushat, und der eigentliche Grund seiner unvergänglichen Wirkung liegt darin, daß es unmittelbar verständliche Bedeutung hat, daß es ebenso für Sinn und Nerv wie für Geist und Gemüt vorhanden ist.

Das Schöne stellt aus dem geteilten Menschen den ganzen wieder her; es läßt ihn die volle Übereinstimmung seines Wesens mit sich selbst und mit der Welt genießen. Durch das wirkliche Leben zieht sich der Zwiespalt zwischen Materiellem und Geistigem, Sinnenglück und Seelenfriede, Form und Inhalt, Natur und Vernunft, Selbstliebe und Liebe zur Menschheit, Freiheit und Ordnung. Das Schöne bringt Frieden. Was nur eine Vorstellung ist und nie eintreffen wird, es dünkt uns im Schönen gegenwärtig. So lernen wir den Glauben an das Hohe von der Kunst. Sie wirft den Schein des Idealen in die Wirklichkeit. In ihrem reinen Äther fühlen wir uns geheilt von den Wechselstürmen der Furcht und Hoffnung.

(„Das Schöne und die Kunst“, Vorträge.)

Großer Stil

Wöchtest du es zum großen Stil bringen in der Kunst, in der Dichtung? Ich weiß dir ein Rezept dazu: habe eine große Seele. Wenn man's nur in der Apotheke bestellen könnte!

Es kommt alles darauf an, ob einer ein Kerl ist; das heißt, ob er Kaliber hat. Wie viele hübsche Sachen bringt Sieck! Er hat Geist, Wis, viel bildliche Erfindung, Anmut, schwebendes Spiel, aber er hat kein Kaliber, und so ist er doch eigentlich nicht unsterblich geworden. Die Zeit ist eben eine starke Würfelschaufel.

Übrigens führt das zu schweren Fragen. Die Formalisten werden sagen: gut, so kommt bei den Künstlern, Dichtern, die Größe haben, zum ästhetischen Wert ein zweiter, ein ethischer hinzu. Aber ich bitte! Die innere Wucht in der Seele der großen Künstler hat doch eben die Formen gestreckt! Das Große ist doch nicht neben den Formen! Also handelt es sich doch um eine völlige Einheit zweier Dinge: „der Gehalt in deinem Busen und die Form in deinem Geist“; wobei aber das bloße „und“ beunruhigt, denn hier eben liegt ja die schwere Frage.

(„Auch Einer.“)

Idealer und charakteristischer Stil

Der reine Idealismus atmet in einer paradiesischen Welt von Göttern und von Menschen, deren makellosen Formen keine härtere Bedingung der Existenz die Furchen herber Eigenheit des Individuums, die Spuren des Kampfes mit der Unerbittlichkeit des wirklichen erfahrungsmäßigen Lebens eingegraben hat. Der reine Idealismus gibt Typen, nicht Individuen, er ist aristokratisch, er kennt nur den Adel im

Reich des Schönen, den Adel der ungebrochenen Schönheitslinie einer mangellosen, seligen Gestaltenwelt. Giebt er ihnen nicht dennoch Lebenswärme ein, weiß er seiner überirdischen Welt nicht Nerv und Blut zu leihen, so wird er abstrakt und steht vereinsamt in einer Zeit, deren Geist einmal ein Geist der Wirklichkeit, der Lebenswahrheit, der Gegenwart ist. So kommt es zu jener Versetzung des Idealismus mit dem realistischen Elemente der stark individualisierenden Charaktergebung. Diese Mischung ist echt deutsch. Als innerliche Naturen neigen wir zum Allgemeinen, Gedankenmäßigen, zur Idee. Aber wir sind auch nordische Naturen von hart und eckig ausgeprägter Individualität. Der Künstler, der die Großheit und Gewaltigkeit, die aus der idealen, das Allgemeine, Grundbedeutende herausgreifenden Anschauung fließt, mit dieser strengen Bestimmtheit und unverflachten Eigenheit der Charakterformen verbindet, wird recht der unsrige, wird unser Stolz sein, denn das ist unser, darin erreicht uns kein Franzose, kein Italiener. Der deutsche Menschenschlag ist in der Natur selbst noch ungleich individueller, als der romanische; die Leute sehen sich noch viel weniger gleich als im welschen Lande. Das konnte die Natur nicht bewerkstelligen, ohne um eine Handbreit tiefer in das Knorrige, Schwere, Unbeholfene, in das Reich der gebrochenen, eigensinnigen Linie zu greifen. Und etwas davon, mit künstlerischer Wahl und Maßgebung natürlich, wollen wir in der Kunst, ist sie monumental, so etwas Reckenmäßiges, Nibelungenmäßiges.

Dieser Realismus ist nicht bloße Nachahmung, und in der Dichtung ist Shakespeare ein Beweis dafür, daß es einen andern, einen wahren, hoch berechtigten Realismus gibt, daß man schrecklich lebenswahr und dennoch durch und durch ideal sein kann. Der Parnass hat zwei Gipfel. Auf dem einen

stehen die Griechen, Homer, Aeschylus, Sophokles; auf dem andern, alles in einem Namen zusammengefaßt: Shakespeare. Goethe wendet sich von den brausenden Anfängen seines Dichtens hinweg, um aus dem Born der Hellenen zu schöpfen, und es ist eine offene Frage, ob er nicht allzusehr nun sich von griechischen Idealformen bestimmen ließ. Bei Schiller ist es ähnlich. Der Idealstil schwebt über der Fläche des Lebens wie eine Schwalbe. Der Realstil fährt hinein wie ein Leviathan. Der Idealstil will uns mit lauter Harmonien überrieseln und alles Harte verdecken, der Realstil faßt uns raub an wie das Leben. Der Stil, der von oben kommt, greift nur sanft in die Lebenswahrheit hinein. Der von unten nach oben gehende dagegen läutert aus der groben Wirklichkeit das Gold der Poesie hervor. Seine Berge sind rauher, aber ebenso hoch.

(Aus Alfred Rethel 1860, „Altes und Neues“
und den Shakespearevorträgen.)

Die Hauptstile im Drama

Unsere Aufgabe auf dem Gebiet des Dramas ist, offenbar in das Wort zu fassen: Shakespeares Stil, geläutert durch wahre, freie Aneignung des Antiken. In diesem Punkt oszilliert die neuere dramatische Poesie der Deutschen, wie die neuere Malerei um eine höhere Vereinigung des deutschen, niederländischen Stils mit dem Raffaelschen oder überhaupt italienischen. Goethe nimmt die Wendung zum klassifizierenden Stil in seinem Egmont; der naturalistische, charakteristische, in den seine Jugendpoesie sich geworfen, und der hohe, ideale sind in diesem Drama als zwei nicht wirklich verschmolzene Elemente merklich zu unterscheiden, wie oft eine Strecke weit die Wasser zweier vereinigter Flüsse. Von da an vertieft Goethe seine antik gefühlten Gestalten durch moderne Humanität und deutsches

Herz, aber er setzt sie nicht in die konkreten Farben der wirklichen Individualität und Naturwahrheit, schon darum nicht, weil es mehr Seelenbilder als männliche Charaktergestalten sind. Eine ähnliche Schwankung wie im Egmont ist in Schillers Wallenstein; im Lager, in manchen Szenen und Zügen der beiden Pikkolomini und des Schlußstücks der Trilogie, die selbst bis zum behaglichen Humor charakteristisch sind, in dem tiefen Gefühle, womit Physiognomie und Stimmung der Zeit erfaßt ist, erkennt man Shakespeares Geist, aber im Rothern des rhetorischen Pathos, in der Idealität, die in Charakterzeichnung und einzelner Darstellung doch wieder eine Welt von Zügen der strengeren geschichtlich naturwahren Haltung fernhält, vor allem in der Schicksalsidee tritt doch mit Übergewicht die klassische Stilisierung hervor. Von da an halten Schillers Charaktere „in einer Mitte zwischen der typischen Art der Alten und der individuellen des Shakespeare“, so sagt Gervinus (Neuere Gesch. d. poetisch. Nationallit. d. Deutsch.), geht aber offenbar zu weit; denn man wird dies Wort, das eine so bedeutende Gedankenreihe eröffnet, nur auf einige derselben, nicht auf alle anwenden dürfen. Die Schillersche Charakterwelt ist weit mehr antik sententiös, rhetorisch und hochpathetisch, als Shakespearisch naturwahr und in die Einzelzüge der Eigenheit hinausführend, es sind weit mehr Typen als Individuen, er generalisiert weit mehr, als er detailliert. Seine Schicksals-Idee behielt immer einen Rest ungelöster Härte, der an die neidische Macht des altgriechischen Fatums erinnert. In der Braut von Messina nahm er förmlich diesen Begriff auf und gab dadurch den Anstoß zu den sogenannten Schicksals-Tragödien, in welchen das Fatum nicht nur in antiker Weise ein Vorausgesetztes, sondern in krasser Trivialität sogar an ein bestimmtes Datum, an ein bestimmtes sinnlich Einzelnes

getnüpft ist. Von dieser Karikatur fern wollte Schiller ihm seine finstere Majestät sichern, jeden Schein abschneiden, als gelte es im Tragischen bloß der Erhabenheit des menschlichen Subjekts; er erkannte nicht, daß die absolute Erhabenheit des Schicksals sich nur vertieft, wenn es als immanentes Gesetz aus den Charakteren und der Handlung entwickelt wird, aber nach jener Seite ist doch Wahrheit und wirkliche Größe in seiner Schicksalsidee; bei einem Müllner und Grillparzer schlug diese ins Lächerliche um. — Wir erwarten noch den klassisch gereinigten, deutschen Shakespeare. Eine absolute Vereinigung der Stilgegensätze gibt es freilich nicht, soll es nicht geben, die Geschichte der Kunst ist ja gerade die Geschichte ihres Kampfes, und wir haben hier eine Beleuchtung vorausgeschickt, um darauf einen bleibenden Unterschied zu gründen, der sich durch die folgenden stehenden Einteilungen hindurchzieht; aber ein relativ Höchstes der Vereinigung mit reicher Umgebung von Modifikationen und Mischungsverhältnissen muß der Begriff sein, nach welchem wir steuern. Reiner Nationalität kann diese Aufgabe so gesetzt sein, wie der germanischen; ihr angelsächsischer Stamm, in England mit dem feurigeren normannischen gemischt, hat das wunderbare, aber noch mit nordischer Formlosigkeit behaftete Muster in Shakespeare dem deutschen hingestellt, das er mit dem andern ewigen Muster, dem klassischen, zusammenfassen soll. —

(„Aströth.“)

Die Stile in der Lyrik

Der Unterschied der Stile in der lyrischen Dichtung tritt nicht in der durchgreifenden Bedeutung auf, wie in der epischen. Die ideale, plastische Richtung wird allerdings den stammelnden, sprungweisen, andeutenden Charakter nicht in dem Maße

tragen, wie die naturalistische und individualisierende; allein es wird dies nur ein sehr relativer Maßunterschied sein, denn die spezifische Natur des Gefühls ist sich überall gleich: Sie kann sich eigentlich nicht in Worten ausdrücken, und wenn sie es doch versucht, muß sie es so tun, daß man den Worten ansieht, es sei immer noch mehr zurück, als ausgesprochen ist. Je mehr ich mein Gefühl zur klaren Gestalt, beredt und in flüssigem Zusammenhang herausbilden kann, desto mehr hört es schon auf, Gefühl zu sein. Wir haben gesehen, daß epische Anschauungs-Elemente, Gedanken und Willensbewegungen herbeigezogen werden, um einen Anhalt zu geben, an dem das Unergründliche zur Äußerung gelange; es muß aber eben zugleich die Unzulänglichkeit dieses Anhalts zutage treten, es sind Lichter, die das Dunkel nicht ganz erleuchten, sondern wieder zerrinnen und so ein Hell Dunkel erzeugen. Namentlich muß sich dies an dem indirekt bildlichen Elemente, den Tropen, bewähren: die lyrische Poesie wird die kühn verwechselnde Metapher dem begründenden, entwickelnden Gleichnisse vorziehen, das gerne dem Bilde die Ausführlichkeit einer über den Vergleichszweck hinausgehenden selbständigen Schönheit zuwendet. Es bleibt also dabei, daß das ahnungsvoll nach innen Deutende, Springende, Unentwickelte recht im vollen Gegensatz gegen das Epische den allgemeinen lyrischen Stilcharakter bildet. Man sehe darauf jenes Lied Gretchens in Goethes Faust „Meine Ruh ist hin“ an und beobachte, wie hier das echt lyrische Gefühl von jedem Versuche der Entfaltung, der Ausbreitung wieder in seine unerschöpfliche Tiefe zurücksinkt. Dies Stilgesetz wird sich am meisten da bewähren, wo es am meisten in Gefahr sein wird, nämlich in den Formen, die innerhalb der lyrischen Poesie episch zu nennen sind, also die Aufgabe haben, im Zusammenhange erzählend darzustellen; hier

wird der lyrische Charakter der scheinbar ablenkenden Aufgabe zum Trotz, also gerade mit doppeltem Nachdrucke sich geltend machen.

(„Aesthet.“)

Sprache und Dichtung

Nach Wortbildung, Wörterverbindung, Wortstellung, Periodenbau, Kraft, Lebendigkeit und Reichtum anschaulicher direkter und bildlicher Bezeichnungen verdankt die gewöhnliche Sprache dem stetigen Einflusse der Dichtkunst, noch mehr den plötzlichen und reichen Strömen, die in den großen Momenten ihrer Wiedergeburt hervorbrechen, unendliche Befruchtung. Man muß z. B. wissen, wie viele Ausdrücke, die wir jetzt als höchst natürliche und schlichte gebrauchen, Gottsched noch als ganz entsetzlich verwarf (wir nennen: das Sauchzen, das ewige Schaffen, das Lächeln, das Jugentliche). Mit Klopstock brach damals die schöpferische Sprachkraft herein, und Goethes jugendliche Poesie wimmelt von Sprachbildungen, in welchen die kühne und doch so warme, milde, weiche Gestaltungskraft sprudelt. Hat sich aber die Prosa diese Schöpfungen angeeignet, so werden sie allmählich auch verbraucht und fallen hinüber zu dem gemeinen Vorrathe der durch Gewohnheit abgeschliffenen Sprachmünze, die man verwendet, ohne dabei innerlich etwas zu schauen. Diese Abnützung ist von furchtbarer Stärke. Man bedenke nur, daß ja die Sprache ursprünglich keine unsinnliche Bezeichnung hatte, daß ein Wort um das andere seine sinnliche Bedeutung in eine geistige verwandeln mußte, gegen deren schöne metaphorische Bedeutung man mit der Zeit stumpf wurde. Wie dies im Ganzen und Großen geschah, so wiederholt es sich immer im Einzelnen. Der abreibende Verbrauch wird vermehrt durch eine höchst tadelnswerte Verschwendung, welche ohne Not Bezeichnungen

voll organisch anschaulicher Kraft für das Gewöhnlichste ausgibt. Wie schön ist das Wort Entwicklung und wie viele brauchen es, wo Werden, Wachsen, sich bilden und dergleichen vollkommen hinreichend wäre! Wie treffend ist Hegels: „von Haus aus“, und wie hat man es für alles und jedes Anfängliche verschwendet. Im ausdrücklich Bildlichen kommt dazu, daß so manche schlagende Vergleichung im ernstesten Sinn unbrauchbar wird, weil sie zu häufig komisch verwendet wird und die blöde, frivole, stumpfe Masse nicht fähig ist, den Vergleichungspunkt fest im Auge zu behalten und nach dem übrigen nicht umzusehen. Wir könnten keinen Helden mehr mit einem Eber, Esel vergleichen wie Homer, das Nibelungenlied, das Alte Testament, das Ramel haben uns die Studenten weggenommen. Shakespeare durfte ein sehr helles Auge mit dem der Kröte vergleichen und kein Lachen gebildeter Weinreisender befürchten, die wohl meinen, er habe nicht gewußt, daß die Kröte im übrigen häßlich ist. Die Stärke und Raschheit der Abnützung fordert allerdings stets aufs neue die Zeugungskraft der Poesie heraus, führt aber zugleich die Versuchung mit sich, daß der sprachliche Ausdruck sich überhize, übersteigere, um ja der stark und weit anwachsenden Prosa zu trotzen. („Asthett.“)

Das Wesen der Rede

Wer weiß, was eine wirkliche Rede ist, dem brauche ich nicht zu beweisen, daß hier die Form ebenso wesentlich als der Inhalt, ja gar nicht von ihm zu trennen ist. Form aber heißt nicht nur Aufbau, Darstellungsweise, Stil, sondern namentlich und recht ausdrücklich ist dabei an den Vortrag durch die lebendige Stimme zu denken. Eine Rede wirkt durch dies sinnliche Medium, sie lebt nur in ihm; alles muß darauf berechnet, von dem Gesichtspunkte aus überdacht sein,

wie es durch das Gehör in die Vorstellung, an Gefühl und Phantasie gelangen, wie es auf diesem Weg den ganzen inneren Menschen ergreifen soll. Sie darf daher nicht geschrieben und auswendig gelernt sein, geschweige denn abgelesen werden; es würde sie töten, wäre sie auch noch so gut angelegt; auswendig Gelerntes vortragen ist eben auch nur eine Art von Ablesen, das Blatt, von dem abgelesen wird, ist das Gedächtnis, der Zuhörer fühlt dies leicht durch, denn alles bekommt ein gewisses mechanisches Gepräge, und keine Bemühung des Redners kann diesen Stempel verwischen, doch es ist unrichtig, wenn ich annehme, eine Rede könne in diesem Fall doch gut angelegt sein; sie ist gar nicht lebensfähig empfangen, wenn nicht das Durchdenken des Inhalts von Anfang bis Ende von dem Gedanken geleitet wird: wie wird es erscheinen, wie wird es lauten, wenn du droben stehst und sprichst? Nur ein Unverständiger könnte hier einwenden, daß mit solchem Berechnen auf die Wirkung Frische und Wärme unvereinbar seien; Natur und Kunst, redlicher Eifer für die Sache und Absehen auf die Form können gar wohl zusammenleben. In dem Gespräch zwischen Faust und Wagner, wo der eine sagt: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen“ usw., der andere das Glück des Redners in dem Vortrag sieht, haben beide recht, und in der Trennung und Entgegenstellung beide unrecht. Kurz, daß der Redner mit seinem Innern, mit seinem ganzen Selbst sich in seinen Gegenstand geben, mit seiner Seele darin und dabei sein muß, daß der Zuhörer es gar wohl spürt, wenn derselbe sein Ich außerhalb der Sache hält und in diesem Fall immer kalt bleibt: dies ist eine Voraussetzung, die sich so von selbst versteht, daß ich mich bei ihr gar nicht aufzuhalten habe, und nur die andere Seite der Aufgabe, die Formfrage, mich hier beschäftigen kann.

Bleibt also Streben nach lebendiger Wirkung das erste Gesetz für den Redner, so ist doch schon aus dem bisher Gesagten zu entnehmen, daß ich dabei nicht an Improvisierende denke. In einer Debatte, in manchem bewegten Momente mag geflügeltes, nicht vorher überdachtes Wort wohl gelingen und wirken, eine eigentliche Rede aber, da sie Kunstform ist, will wohl überlegt und vorbereitet sein. Auch das Niederschreiben ist durch die obigen Bemerkungen keineswegs ganz ausgeschlossen. Einen logischen Bau bringt man nicht zustande, wenn dem Denken nicht die Feder, die Fixierung für das Auge zu Hilfe kommt. Der Redner wird sich eine sorgfältig gegliederte, mit Unterscheidungszeichen wohlversehene Disposition schreiben, die optische Fixierung wird ihm nachher im freien Vortrag wesentliche Dienste leisten; er wird sich mitten im Sprechen innerlich mahnen: Vergiß nicht, was auf der Disposition bei dem und jenem Zeichen steht! Man irrt sehr, wenn man meint, er bedürfe solcher Hilfen nicht, in jedem Momente ist er der Zerstreuung durch fremde Gedankenreihen ausgesetzt, die sich an die zufälligen Wahrnehmungen des Auges unter dem Sprechen knüpfen können. — Am Faden dieser geschriebenen Skizze wird er den ganzen Inhalt gründlich durchdenken, an den wichtigsten Stellen sich sogar auf die zu wählenden Ausdrücke besinnen und sich dieselben einprägen, er wird die ganze Rede mehr als einmal sich innerlich vorsprechen, doch ja nicht bis in alle Einzelheiten, vielmehr muß innerhalb des bestimmten Rahmens dem Einfall des Moments, dem frisch aus dem Innern quellenden Wort freier Raum in vollem Maße übrig bleiben. — — — Eine Rede ist ein für allemal keine Schreibe; sie will wirken, unmittelbar wirken.

(„Der Krieg und die Künste.“ Vorrede.)

Volk und Volkslied

Was heißt Volk, wenn man vom Volksliede spricht? Es ist ursprünglich, ehe diejenige Bildung eintrat, welche die Stände nicht nur nach Besitz, Macht, Recht, Geschäft, Würde, sondern nach der ganzen Form des Bewußtseins trennt, die gesamte Nation. Da ist kein Unterschied des poetischen Urteils; dasselbe Lied entzückt Bauern, Handwerker, Adel, Geistliche, Fürsten. Nachdem nun diese Trennung eingetreten ist, heißt der Teil der Nation, der von den geistigen Mitteln ausgeschlossen ist, durch welche die Bildung als die bewußtere und vermitteltere Erfassung seiner selbst und der Welt erarbeitet wird, das Volk. Allein dieser Teil ist das, was einst alle waren, die Substanz und der mütterliche Boden, worüber die gebildeten Stände hinausgewachsen sind, aus dem sie aber kommen. Von denjenigen, die in unbestimmter Mitte stehen, nicht mehr naiv und doch nicht gründlich gebildet oder durch Not abgestumpft und verwildert sind oder das Raffinierte der Bildung ohne ihr Gegengift sich angeeignet haben, ist nicht die Rede, sondern von der Masse, die in der alten, einfachen Sitte wurzelt, die ihre Bildung auch hat, aber eine solche, welche der die Klust bedingenden Bildung gegenüber Natur ist. Diese ganze Schicht lebt ein vergleichungsweise unbewußtes Leben, und weil die lyrische Poesie wesentlich ein Erzeugnis nicht des hellwachen, sondern des als Seele in Natur versenkten, ahnenden Geistes ist, so liegt gerade hier ein besonderer Beruf zu dieser Dichtart, dessen reichere Erfüllung nur wartet, bis die dämmernde Volksseele vom schärferen Geiste der Erfahrung angeweht wird, ohne doch ganz zum Tageslichte der Reflexion aufgerüttelt zu werden. In diesem Boden erwächst nun jene Kunst ohne Kunst, deren Grundzug die Schönheit der Unschuld ist, die „nicht sich selbst

und ihren heil'gen Wert erkennt". Sie ist nur möglich in unmittelbarer Verbindung mit der Musik, das Volkslied wird singend improvisiert, pflanzt sich nur mit seiner Melodie fort, denn hier wird nicht geschrieben und gedruckt. Der Dichter tritt nicht hervor, wird nicht genannt, niemand fragt nach ihm, er hat im Namen aller gesungen, das Subjekt isoliert sich ja auf der ganzen Bildungsstufe nicht, es gibt nur ein Gesamtobjekt, dies ist das Volk, und das Volk ist eigentlich der Dichter, es gibt keinerlei literarisches Interesse, Interessantsein und Interessantseinwollen, kein kritisches Urteil: was schön ist, erfreut, weil man es an der Rührung fühlt . . . Die Kunstdichtung, die nicht periodisch aus dem frischen Boden dieser Waldblume sich verjüngt, bildet nur seidene Blumen. Sie wird vor allem sich zu sehr dem entwickelnden, hellbeleuchtenden Stil hingeben, ausmalen, beweisen, rationell aufzeigen; dort lernt sie den echten, helldunkeln, springenden Stil, wie er freilich bis zum unkünstlerisch Verworrenen, Unverständenen, Zusammenhangslosen fortgeht, an spezifischen Taktlosigkeiten leidet, der Volkstracht ähnlich, die an so vielen Gegenden nicht weiß, wo die Taille hingehört, die aber auch nie gemacht, immer wahre Natur ist. Das Volkslied ist Gemeingut aller kulturfähigen Völker, namentlich die slawischen Nationen sind reich daran, die weichen und wehmütigen Klänge ihrer verschiedenen Stämme haben aber nicht das Mark der germanischen. Die Verjüngung der Kunstpoesie durch die Volkspoesie geschieht namentlich auch durch Wechselwirkung der Literaturen, durch die Erkenntnis, daß die Dichtkunst eine „Welt- und Völkergabe“ ist. Kein Moment der Einwirkung des Volkslieds auf die Kunstdichtung war so bedeutend als der, da Percys Sammlung in England, stärker und früher noch entscheidend in Deutschland zündete, die Göttinger Schule zu den ersten, frischen Lauten

geweckt wurde, Bürger die erste wahre Ballade dichtete, Herder die Stimmen der Völker sammelte und Goethes Genius sich zu diesem frischen Borne beugte, um zu trinken.

(„Aesthet.“)

Die Biographie

Die Biographie stellt das Individuum aus der Geschichte heraus auf ein eigenes Postament; indem sie es für würdig erkennt, daß sein Leben beschrieben werde, erklärt sie es zunächst für unendlich wertvoll, als eine Welt für sich, ja als Inbegriff der Welt, denn dies Herausgreifen des einzelnen ruht schließlich auf dem Bewußtsein, daß die Individualität die Form sei, in welcher der Geist des Weltganzen tätig ist und seine großen Zwecke verwirklicht. Nun gewinnen die kleinen Umstände und die Einzelzüge ein Interesse von der tiefsten Bedeutung, denn aus ihnen, wie sie sich mit dem rein geistigen Streben verschmelzen, setzt sich die unendliche Eigenheit zusammen, wie sie das Individuum von allen anderen unterscheidet und dadurch eben zum Individuum macht; ein Interesse, wie es die Geschichtschreibung ihnen nicht zuwenden kann, denn auf ihrem Standpunkte stehen die allgemeinen Mächte, steht das Gesamtwerk der unendlich vielen Individuen, wie groß ihre Vorkämpfer aus ihrer Mitte emporragen mögen, hoch über dem einzelnen Individuum. Liebende Versenkung, innige, vertraute Beziehung zu dem also wertvoll herausgestellten Individuum ist daher Basis und Grundbedingung der echten Biographie; es gibt jetzt, so lange diese Beleuchtung in Kraft ist, sozusagen keine anderen Individuen. Allein bei näherer Betrachtung wendet sich die Münze; das Individuum muß seinen Vorzug teuer bezahlen. Je interessanter es genommen, je genauer und schärfer es in seinen Einzel-

jügen und Heimlichkeiten belauscht wird, desto bestimmter erscheint seine Eigenheit, die unendlich wertvolle, zugleich als seine Endlichkeit. Die Geschichte, indem sie es nicht isoliert, sondern auf eine große Basis mit der bewegten Menschheit stellt, behandelt es im Freskenstile, der mit starker Faust nur die wesentlichen, durchgreifenden Hauptzüge ausführt, und so gewinnt es eine Großheit im gewaltigen objektiven Sinne des Wortes; die Biographie, indem sie mit dem feinen Pinsel des Porträtmalers ihr Staffeleibild zu voller malerischer Wirkung herausarbeitet, zeigt uns in scharfer Beleuchtung die zwischen den großen Zügen und geistvollen Lichtern hervorbrechenden Schwächen. Diese zeigt auch die Geschichte, aber nicht in solcher Spezialität, nicht in so eingehender Belauschung; je deutlicher die Lichtpartien, desto bestimmter und ausführlicher die Schattenpartien, und es kommt recht intensiv zutage, daß in eines Menschen höchster Kraft, gerade weil sie aus dem Ganzen der allgemeinen Menschenrechte selbständig heraustritt, auch seine Schwäche liegt. Allein weiter: es wendet sich unter der Hand auch das Beispiel vom Porträt. Der dunkle, halb erhellte Grund, auf welchen der Porträtmaler sein Bild setzt, verhüllt uns die übrige Welt, verdeckt uns, daß es noch andere, daß es hinter dem Berg auch noch Leute gibt. In der Biographie kann es bei dieser Verhüllung nicht bleiben; der graue Grund wird lichter und lichter, eine Figur um die andere tritt aus dem Nebel hervor und mit den Menschen gestalten eine reiche, umgebende Welt von Landschaft, Szenerien, Kulturformen jeder Art. Der Porträtmaler wird Genremaler, nur daß sein Werk entschiedener eine Hauptperson hat, als das Genrebild einer solchen bedarf. In dieser Umgebung bewegt sich nun die Hauptperson so frei und behaglich, als wäre sie dennoch ganz für sich. Der Biograph aber weiß es

anders: sie ist ebenso sehr das Produkt dieser Umgebung, als sie eingreifend auf dieselbe zurückwirkt. Er läßt sie aus den gegebenen historischen Bedingungen werden; sie ist ein sterblicher Durchgangs- und Sammelpunkt der geschichtlichen Mächte. Der Geschichtschreiber hat von Anfang an das Wort, behandelt seine Personen darnach, läßt ihnen nicht den Schein des Alleinseins und einer Art von absoluter Geltung mitten in der wogenden Menschenschar. Der Biograph aber spricht zu seinem Mann: Du glaubst eine Welt für sich zu sein und weißt nicht, wie der figurenreiche Hintergrund, auf den ich dich stelle, dich trägt und hält; du bist es auch, sonst würde ich dich nicht malen; aber so unendlich eigen und nur dir selbst gleich du, diese Konzentration der allgemeinen Menschenkräfte, auch sein magst, du bist dennoch nur ihre Konzentration, und daß es deren unzählige andere ebenso wertvolle, ja auch wertvollere gibt, wird vorerst nur nicht gestanden, wird nur zurückgestellt. Der Enthusiast wird darum ein sehr unzulänglicher Biograph sein, der Künstler braucht mehr. Er steht auf einem fernen Berge mit einem Fernrohr und beobachtet und lächelt: Er braucht ein durchdringendes Auge, das ruhig wie eine Sonne über seinem Gegenstand aufgeschlagen in jede seiner Falten scheint, ein Auge, das durchbohrt, aber ohne zu belästigen. Und dieses große, helle, ruhige Auge, diese Vernunftklarheit und das milde, feine, wohlwollende Lächeln, das bei dem Überschaun sich auf die Mundwinkel legt, wir finden es bei dem Biographen David Friedrich Strauß.

(Friedrich Strauß als Biograph. „Altes und Neues.“)

Künstlerische und photographische Wahrheit

Ein Bildhauer sagte mir einmal: „Mein Prinzip ist die Wahrheit.“ Ich meinte: „Ja, ganz gut! Aber was ist

Wahrheit?" Freilich die Frage im anderen Sinne gemeint, als in dem von Pilatus. Man prüfe daraufhin zum Beispiel eine Porträtbüste. Was ist die Wahrheit dieses Gesichts? Ist es das wahre Gesicht dieses Mannes, wie es in Wirklichkeit aussieht? Wird man photographiert, so befindet man sich in einem Zustande der Spannung, und diese bekundet sich im Antlitz. Man wartet, bis der Moment kommt, wo man geköpft wird. Nun fixiert der Mechanismus des Apparats dieses Gesicht; er kann fürchterlich genau treffen, eine entsetzlich scharfe Wahrheit geben. Aber diese photographische Wahrheit ist eine vollendete Unwahrheit, denn das Original hat in diesem Moment eben doch nicht sein wahres Gesicht gehabt. Der Künstler dagegen, der wahre Künstler kann und darf nicht ganz naturtreu sein. Warum? Eben weil er wahr und naturtreu sein muß. Wahrhaft getroffen ist nur das idealisierte Porträt, vorausgesetzt, daß es den in ihm dargestellten Menschen nicht im falschen Sinn idealisiert, nicht fad beschönigt zeigt. Das im Sinn des Photographen am besten getroffene Bildnis ist also eigentlich das am wenigsten getroffene.

Was ist Wahrheit? Der Künstler zieht aus einer Reihe von Momenten eine Quintessenz; er muß hinter die Oberfläche zurückgehen und den Kern erfassen. Diesen geistigen Akt kann eine Maschine nicht vollziehen. Will der Künstler die Wahrheit eines Gesichts, so kann er sie nicht in diesem einen Augenblicke schwebend finden, sondern er muß sie nach und nach erforschen und aus einer Mehrzahl von Eindrücken destillieren; so wird sein Gebilde nicht gemein wahr wie ein Lichtbild, sondern tief wahr. Dannecker hat Schiller im vollsten Sinne des Wortes idealisiert. Schiller sah gewiß in keinem Augenblicke seines Lebens so machtvoll aus, so stark blickte

das Mark seiner Persönlichkeit gewiß niemals aus seinen Zügen, und dennoch ist diese Büste Schillers ganz wahr. Als man Dannecker dazu aufgefordert hatte, schrieb er an Wolzogen: „Ja, ich will ihn machen wie lebendig, aber dann muß ich ihn kolossal machen.“ Die Übergröße des Maßstabs ist nicht naturwahr, sondern symbolisch, sie drückt aber so schlagend den mächtigen Geist aus, daß wir uns keinen Augenblick an ihr stoßen; ihre Unwahrheit erscheint uns höchst wahr. So hat Dannecker seinen Schiller hingestellt, wie er ist. Nicht leicht findet sich sonst ein Werk, worin mit solcher Genialität der Typus eines weltgroßen Mannes erschaffen ist; und kein Künstler kann etwas Besseres tun, als sich an Dannecker halten, wenn er Schiller darstellen will.

(„Das Schöne und die Kunst.“ Vorträge.)

Die Grundformen der Erdbildung

Das rechte Sehen ist ein inneres Nachzeichnen; man braucht dazu nicht Künstler zu sein, aber man muß sehen gelernt haben. Indem ich so die Erdbildungen sinnend nachzeichne, hebe ich sie eigentlich auf und schaffe sie neu; ich verstehe und ahne in ihren Linien die Gewalt, die sie einst aus einem Chaos wirklich schuf, und mitgerissen lege ich mich selbst in diese Gewalt und wiederhole ihren Prozeß. Die Feuergewalt höre ich wieder dumpf zischen, donnern und die großen Massen türmen, die Urwasser höre ich rauschen und sehe, wie sie die breiten Flächen hinwerfen, die Berge aufschichten; die großen Stromdurchbrüche reißen das wilde Thal, spülen das sanftere aus. Der Planet arbeitet mächtig, sich seine Gestalt zu geben; er ist als werdendes Individuum der ästhetische Gegenstand in diesem Schauspiele. Er schafft sich seine Rippen, sein Knochengerüste, er breitet seine gigantischen Glieder aus und

legt die weicheren Umhüllungen darüber. Wie wir in alles den Menschen legen, so hat im kleineren auch die Sprache für die Erdbildungen organische Namen festgesetzt: Kopf, Rücken, Kamm, Schulter, Arm, Fuß, Sohle bezeichnen die Teile der Gebirge, des Tales. Da nun hier alles in massenhaften, großen Verhältnissen besteht, so wird durchaus der Charakter des Erhabenen herrschen, doch tritt innerhalb desselben ein Gegensatz von Schönem und Erhabenem auf.

(„Ästhetik.“)

Der Hund

Der Charakter des Hundes zeigt sich in seiner ganzen Bestimmtheit im Gegensatz gegen die Rasse; diese Geschlechter stehen sich so feindlich wie Diplomat und Biedermann gegenüber. Er läßt sich weniger auf List ein, nicht nur weil er besser, sondern auch weil er gescheiter ist; wie denn auch das vernunftlosere Weib listiger ist als der Mann. Der Hund merkt und versteht unendlich mehr als die Rasse, sowohl Deut und Wink als Worte. Mädchenhaft ist die Rasse durch ihre Koketterie, Reinlichkeit, womit sie ihr Fratzengesicht ewig putzt, die sauberen Stellen ausfucht und die Pfote schüttelt, wenn sie in Kot getreten. Sie ist Nachtschleicherin, diebisch und liebt nicht sowohl den Herrn als das Haus. Der Hund wird persönlich Freund des Herrn und ist daher selbst das persönlichste Tier, weil er seine Persönlichkeit in Disziplin und Gehorsam gegen die menschliche aufgibt; dieser Bruch des ersten Instinkts durch einen zweiten höheren, der ihn fremder Vernunft gehorchen lehrt, fehlt der Rasse ganz; sie gleicht auch in ihrem Eigensinn dem Weibe. Gerade diese feine Eigenschaft wird in gewissen Redensarten: hündische Kriecherei usw., am meisten verkannt. Er läßt sich nicht von jedem, sondern

nur von seinem Herrn schlagen, weil er anerkennt, daß er Erziehung bedarf. Er trauert, wenn er mißhandelt wird, aber er trägt es nicht nach, während er für Wohltaten das treueste Gedächtnis hat. Der Hund hat solchen Ordnungssinn, daß er nicht nur den Dieb und Räuber, sondern auch den lumpig Bekleideten, selbst den Anständigen, der schlechten Gang und schlotternde Stiefel hat, den Rauschigen angreift. Um seiner schmutzigen Sitten willen hat er den Namen Synismus hergeben müssen. Nicht leicht ist ein Tier in der Berrichtung der Bedürfnisse, Anknüpfung der gegenseitigen Bekanntschaften daran und der Begattung so schamlos. Er hat freilich dadurch etwas Gemeines, Hausknechtmäßiges, weil er aber gut ist, gibt es zu lachen; dazu trägt er mit eigenem Humor, denn er spielt gern und treibt Poffen, so viel als möglich bei. Er ist nicht kokett, aber etwas Renommist: wo ausgegangen, geritten, gefahren wird, zeigt er mit prahlerischem Lärm an, daß er auch dabei ist; wenn er dem Herrn etwas tragen darf, starrt ihm der Schweif hoch, richtet sich der Hals vor Stolz auf. Wenn er aber Dienst hat, tritt die gemessenste Amtswürde ein. Auf die Liebe seines Herrn ist er mit Recht höchst eifersüchtig. —

(„Aesthet.“)

An der Nordsee

Auch der Norden Deutschlands hat seine Reize. Das saftige Grün der Wiesen und Wälder, das stattliche Vieh auf den malerischen Weideplätzen grasend oder gelagert und ruhig wiederkäuend, die niedrigen Backsteinhäuser mit den Strohdächern, von Ulmen, von Buchen überall freundlich umschattet, der grauliche Ton der feuchteren Luft, der schon in geringer Ferne alles umsäumt und beschleiert: das alles ist malerisch auf seine Art, fühlt sich wohnlich, gemütlich, heimlich, und

man begreift recht wohl, wie Menschen, die hier zu Hause sind, auch Heimweh leiden können, wenn sie in der Ferne weilen. Und die See bleibt doch immer See! Dies Unendliche, Unbegrenzte, stets Bewegte, Durchsichtige, kristallisch Sprühende stimmt doch immer weit und frei, führt die Seele hinaus, rollt ihr Bilder des großen Völkerverkehrs auf und macht sie lustig zu Gedanken der Kühnheit, der Unternehmung. Kurz, die See ist immer etwas Flottes; das Studententwort ist nicht umsonst vom ungehemmt Fließenden genommen; wohl gibt es auch an der See Philister, aber der Seephilister ist doch ein flotterer Philister als der eingeklemmte, klebrige Philister des Binnenlands. Ist die Nordsee nicht so einfach schön wie das Mittelländische Meer, so ist sie dafür dramatischer. Ebbe und Flut sind ihre Akte und Szenen, oder, wenn man will, auf Ruhe folgt wiederkehrend erschütternde Schicksalswendung und Katastrophe. Und selbst die Farbe! Ich habe Tage erlebt, wo auf diesem trüben Gelbgrau das sanfte Blau des nordischen Himmels bei hellem Sonnenschein sich so glänzend spiegelte, daß beide Farben reizvoll spielend ineinander schienen und stachen; es war wie schillerndes Atlas. —

(Ein Gang am Strande. „Kritische Gänge.“ Neue Folge.)

Leben und Kunst in Italien

In Italien ist das Heute durch ein lebendiges Band mit dem Ehedem verbunden. Hier im Norden gehen wir in eine Galerie, heben uns an den Werken der Kunst in den Himmel der Schönheit, und wenn wir herauskommen, ist der wirkliche Himmel grau, die Häuser sind meist meßkin und die Menschen, die uns begegnen, Philister. Daß die hohen Werke der Kunst und die gegenwärtige Umgebung der Wirklichkeit nicht einander widersprechen, sondern zusammenstimmen, darauf beruht

der ideale Zustand, in den uns Italien versetzt. Kommst du in Venedig aus der Akademie oder dem Dogenpalast oder einer der bildergeschmückten Kirchen, so siehst du nicht eine Welt um dich, welche die Kunstwelt, die dich entzückte, Lügen straft. Ringsum strahlt alles von Licht, blizend spiegelt sich diese Lichtwelt in den Kanälen, und die Schatten selbst sind von wunderbarer Klarheit und Durchsichtigkeit; die reine, feine Luft verjüngt deine Nerven; Palast steigt an Palast, Säulenhallen umgeben die inneren Höfe, so manche Plätze wie den unvergleichlichen Markusplatz. Nun tritt mit mir da in die nächste Trattoria; einige Signori sitzen am Tisch; sieh sie näher an: die alten Bilder leben in ihnen, das sind ja die Köpfe, die Giorgione, Tizian, Veronese, Tintoretto gemalt haben; oder willst du die Weiber dieser Meister und eines Palma Vecchio, eines Bordone, Pordenone wieder in Fleisch und Blut wandeln sehen? Komm mit auf den Markusplatz, die Musik spielt eben, die schöne Welt gibt sich ihr Stelldichein; da sieh nach den lichtvollen, vom südlich größeren Augenlid umschlossenen, von vollen Wimpern beschatteten Augen, den Gesichtsformen, woran nichts klein und gekniffen ist, dem lebendigen, beredten Spiel der Züge, dem schwungvoll aufgesetzten Halse; bemerke auch, wieviel Blonde darunter sind, selbst von der Farbe des sanften Nischblond, das man sonst nur im Norden sucht; das wird wohl von Goten und Longobarden stammen, wenn nicht die alten Veneti selbst schon manche Schönen dieser Farbe auf den damals wohl noch etwas mangelhaften Markusplatz spazieren führten, die Jahrhunderte aber haben den nordischen Menschenstoff ganz in die südliche Form geprägt und nur die Farbe gelassen; — genug, es sind die Modelle, es sind die reizenden, vollen, gefährlichen Schönen der alten Maler, und ob du sagst, ihre Bilder leben wieder

oder das Leben werde zum Bilde, beides ist gleich wahr. Geh nicht unaufmerksam an dem Barcarolen, dem Gondolier, dem Matrosen vorbei; vergoldet möchte man diese Seeleute nennen; die Luft des nordischen Meeres weht die Gesichtshaut zu einem glanzlosen Krebsrot auf, die Sonne des südlichen bleibt wie solide Feuervergoldung auf diesen Gesichtern liegen; es ist nicht übertrieben, wenn ich sage: sie leuchten im Schatten vom eigenen Glanze. Nun brauchst du nicht mehr zu fragen, wo die venezianische Malerschule von Giorgione, ja von Giovanni Bellini in seiner höchsten Reife an, ihr blutwarm glühendes Inkarnat geholt hat. Alle zusammen aber haben in festen Zügen, Locken, Mienenspiel, Bewegung und Tragung des Kopfs und Leibs einen gewissen Wurf, ein leidenschaftliches Etwas, das den Luft- und Lichtmenschen vom Stubenmenschen unterscheidet und jenes Gepräge der Verhärtung in der Besonderheit des Standes und in Pedanterie jeder Art ausschließt oder auflöst, das unsere Erscheinung in seinen eckigen Model preßt; du siehst z. B. kein Kanzleigesicht, das zu sagen scheint: wir haben heute wegen mehrerer Formfehler im Amtsbericht dem Herrn Rat oder Sekretär einen Verweis erteilen müssen; du siehst dem Weber, Schneider, Schuster, Schulmeister nicht auf den ersten Blick sein Geschäft an; der Typus des allgemein Menschlichen zerteilt siegreich den Typus der Spezialität. Dafür fehlt freilich der Blick der Gemütlichkeit, den wir überall zuerst suchen; wie der Ausdruck der Köpfe auch dem, der nicht als Neuling vom Norden aus Italien betritt, in den ersten Tagen immer gefährlich, unheimlich vorkommt, das ist unzähligemal gesagt. Ach, hier ist auch gar niemand, der dich ansieht, als wolle er sagen: sollten wir nicht Bettern sein, etwa durch die Humserischen oder durch Herrn Helfer Luitte aus der Promotion Beisele? Das ist schmerz-

lich, und mancher biedere Deutsche hat daher nach wenigen Tagen seiner Italiensfahrt Reißaus genommen und ist heimgezogen in die gemütliche Stube, ordentlich ausmöbliert, warm, sauber, mit genau schließenden Fenstern und Türen, an welche traulich heut abend noch der Nachbar, Drittelfindsverwandter, klopfen wird, ihn zum Löwen- oder Sternbräu, zum Weinwirt oder zum Tee bei Herrn Oberappellationsgerichtsrats abzuholen.

(Durchelander aus Oberitalien 1867. „Altes und Neues.“ Neue Folge.)

Leben in Rom

Lieber Bruder und Schwägerin, liebe Schwester nebst Kindern, Freunde und wer mir gut ist! Lest mit Verstand, ich schreibe aus Rom! Ich sitze so in meinem freundlichen Stübchen in der Via Sistina auf monte Pincio, dem alten collis hortulorum. Ein fürchterlicher Platzregen (wenn es in Italien regnet, so regnet's gleich recht) hat eben nachgelassen, und ein Gießbach, der sich in der Straße gebildet hat, macht der ganzen Nachbarschaft Unterhaltung. Ein halbnackter, teufelswilder Junge hat eine Mulde, oder was es ist, gestohlen, wadet bis ans Knie im Wasser und treibt sein Holz als Schiff hinunter. Unten ist die Passage gehemmt, da stehen nun die Passagiere wie die Ochsen am Berge, denn die Italiener sind schlechte Gymnastiker; probiert's hie und da einer und macht einen komischen Hopp, wie soeben ein langer Abbate, der dabei seinen schwarzen Kittel gar zierlich bis an den Pödel hinauffschob, so will die dunkelbraune, breitnackige, schwarzlockige Römerin, die da drüben im Fenster liegt, sich zu Tode lachen . . . endlich kommt ein blonder deutscher Maler und ist ohne Anstalt mit einem kräftigen Sprunge drüben: Ecco il tedesco! Che salta bene! Da haben sie doch Respekt. Ein alter Bettler mit langem, weißem Bart stürzt sogleich

auf ihn zu, als wäre er nur herübergesprungen, ihm einen Bajocco zu geben: Povero vecchio! povero vecchio, per carità! per la Madonna santissima! Aber der deutsche Bengel will nichts von der Madonna santissima und geht weiter, indem er einen wunderschönen Kerl, der faul an der Ecke lehnt, das klassische Gesicht in einem Walde schöngelockter, rabenschwarzer Bart- und Haupthaare, obendrauf eine rote Schiffermütze, scharf fixiert, ob er nicht etwa als Modell zu haben wäre. Ein kreischender melancholischer Ton von Schalmeien erhebt sich, es ziehen einige pifferari daher, Bauern aus den Gebirgen mit Wämfern aus Schafspelz und rot verbräunt, braune Mäntel darüber, spitze Hüte, Sandalen an den Füßen; sie kommen seit undenklicher Zeit um Weihnachten in die Stadt und blasen vor den Marienbildern und in den Trattorien. Zwei Landmädchen im besten Staate gesellen sich hinzu, der braune Kopf sticht trefflich von dem Dach aus schneeweißen Linnen, das ihn breit bedeckt, und der braune Hals von den schneeweißen Ärmeln ab, grüne Samtröcke und ein rotes Tuch, das als Schal und in anderen Gestalten dient, malerisch um die Hüfte geworfen und mit dem Arm in großen Falten aufgezogen; das sind zwei Figuren und Köpfe von altitalienischem Schlag, aus der tiefen Bräune der Haut blist auf schneeweißem, bläulich angeflogenen Grunde ein stolzes, sanftes, beer schwarzes Auge: Da tappt einer ungeschickt in den Bach, und plötzlich löst sich der Ernst in das lauteste Gelächter auf, wobei sie eine Kette von Zähnen zeigen, die niemals Bürste und Zahnpulver zerfressen hat.

So ist es freilich nicht immer und überall in Rom. Unten auf dem Corso ist man in einer rein modernen Stadt und wird von englischen, französischen, russischen Equipagen fast überfahren. Rom ist eine Stadt voll moderner raffinierter

Korruption: aber dazwischen sehen, wie in der Architektur, so in Sitte, Tracht, Gebärde, Haltung, Sinn, doch überall noch die Ruinen untergegangener Größe hervor, und der gemeinste Römer ist immer ein Römer. Was ist ein Klang in dem Wort! Roma! Da hört man den dumpfen Donner der alten Siegeswagen auf der *via sacra*, derselben, auf deren Resten ich jetzt wandle und wo man noch Spuren der alten Wagengeleise sieht, unter dem Triumphbogen des Titus durch, wo auf dem Relief der jüdische Tempelleuchter noch heute zu sehen ist, den die Sieger aus Jerusalem schleppten. — Es gibt Momente, wo man es nicht glauben kann, daß man in Rom sei, daß es möglich sei, hier, ganz ordentlich und eigentlich hier, wo all die großen und all die schrecklichen alten Männer wandelten, hier als ein spitznasiger, blond- und glatthaariger Deutscher mit Handschuh und Krawatte herumzugehen. Ehe ich hieher kam, hatte ich das entgegengesetzte Gefühl; jetzt glaube ich nicht zu sein und zu bestehen auf einem Raume mit diesen ungeheuren Erinnerungen; damals glaubte ich nicht recht, daß Rom existiere, versteht mich nicht falsch, meine Trefflichen, ich meine es ganz wörtlich. Ich hatte aus Büchern und Erzählungen als Mann von Kopf allerdings gemerkt, daß es eine solche Stadt gäbe, welche das alte Rom ist, daß Titus die Juden, M. Aurel die Quaden und Markomannen, Cäsar die Gallier besiegt hat und so weiter. Ich dachte aber als feiner Kopf, alle diese Sachen erzählt man zwar, aber ich bin nicht dabei gewesen; weiß der Henker, ob sie wahr sind; die Zerstörung Karthagos, Jerusalems, so viele andere ungeheure Schauspiele sind wohl nur große Schattenspiele der Phantasie. Aber siehe, da sind nun die handgreiflichen Reste: dieser Mörtel ist wirklich von Menschen aus jener Zeit angemacht, da stehen noch die Säulen, die Triumph-

bogen, in diesem Kolosseum erhob sich wirklich das Gebrüll der Tiger und Löwen, das Waffengeklirr der Fechter — da tritt aus dem Schulstaub, der die Klassiker dir bisher umgab, plötzlich die alte Welt vertraut und hell vor die Augen. Du siehst ihr ins Angesicht, sie lebt. Ich bin hier, das kann man auch sagen, wenn man in Degerloch, Lustnau, Deringen ist, nur nicht hinzusehen: Cäsar war auch hier, Pompejus auch hier, und dieser Fleck Erde hat einst die Welt erobert. — —

In der ersten schönen Woche meines Hierseins machte ich Ausflüge nach Ruinen, Villen, Punkten schöner Ausichten. Das Kolosseum sah ich besonders eines Abends in wundervoll warmer, goldiger Beleuchtung, das Blau drang so klar zwischen den altersgrauen Bögen hindurch, die Lichter der Abendsonne flossen an dem Efeu und anderem Schlingkraut wie flüssiges Feuer nieder. Fast hätte ich aber mein nicht mehr junges Leben eingebüßt, da wir über einen dünnen Bogen von Backsteinen in bedeutender Höhe kletterten und ein Stück unter meinen Füßen in die gewaltige Tiefe mit dumpfem Getöse rollte. Himmlische Ausichten auf die Campagna habe ich genossen. Diese weite Ode um Rom, teilweise von den Albaner- und Sabinergebirgen abgeschlossen, an den übrigen Punkten als unendliche Fläche sich im Horizont verlierend, bietet ein Farbenspiel, einen bläulich silbernen Duft der Ferne, der den Maler entzückt und dem Laien vielleicht besser als irgendein Fleck der Erde sagt, was Schönheit der Landschaft sei. Wenig Mittel, nichts Bestechendes, alles einfach, aber Größe und Stille der Götter. Wer einmal die Campagna gesehen hat, der eilt von den reichsten und glänzendsten Landschaften Neapels sehnsüchtig zu ihrer melancholischen Größe, ihrer ernstesten Einsamkeit zurück. Ja, meine lieben Freunde, ich lerne, ich lerne

viel; als ich kam, war mein Auge noch wie ein ungeschliffenes Glas, jetzt fange ich an zu sehen.

Die Kunstwelt Roms, der Statuenwald des Vatikans, die Stenzen und Loggien Raffaels eigne ich mir in kleinen, aber nahrhaften Portionen langsam an. Es ist so viel, man taumelt, man muß sehr diät leben. Endlich wird mir Raffael klar. Ich betrachtete ihn früher, weil ich ihn nur von dieser Seite kannte, bloß als religiösen Maler, und allerdings steht mir noch jetzt seine Sixtinische Madonna in Dresden am höchsten unter seinen Leistungen, dieses Wunder der Malerei, an das ich nicht ohne die tiefste Rührung zurückdenken kann, diese höchste Vereinigung heiliger und menschlich naturgemäßer Schönheit, Spitze und Abschluß der Malerei des Mittelalters. Hier in Rom lernt man aber Raffael erst kennen in der Composition figurenreicher, zu einer Handlung vereinigter Gruppen; wie er dort als Abschluß der Malerei des Mittelalters steht, so hier als Beginn der historischen Malerei, wie sie nur der neueren Zeit möglich, aber bisher freilich nicht erreicht ist, besonders in den wundervollen Tapeten. — Doch genug von der Kunst, denn wo aufhören, wenn ich recht anfinge? Der Winter macht sich beschwerlich. Es regnet und regnet immer, man hat beständig nasse Füße, und der Italiener ist auf den Winter gar nicht eingerichtet, auch viel härter und ausdauernder gegen Frost und Erkältung als der Nordländer. Dies wird Euch paradox erscheinen, aber es ist sehr natürlich. Jede Nation schützt sich soviel möglich gegen das Übel, das ihrem Klima eigen ist, und macht sich durch diese Schutzmittel gerade gegen dieses Übel empfindlich; wir verweichlichen die Haut durch unsere unsinnigen Federbetten und andere Wärmemittel, der Italiener fürchtet die Hitze, schützt sich vielmöglichst gegen sie, sucht daher besonders das Freie, und das härtet die Haut ab.

Alle Deutschen und andere Nordländer ertragen die Hitze Italiens leichter als den kurzen italienischen Winter, der Italiener aber klagt wie ein Kind über mäßige Hitze und erträgt die nasse Kälte leicht. Ich sah bei empfindlich feuchtkaltem Wetter halbnackte Kinder auf der nassen Chaussee, indem der Vater daneben arbeitete, fest schlafen, sah bei Florenz bei ähnlichem Wetter einen Mann ganz nackt bis auf einen Bund um die Hüften, Schiffe ziehen — eine ganz plastische antike Erscheinung.

Lebt wohl, behaltet mich lieb, fürchtet nichts. Von Terni hieher kam ich zum Teil bei Nacht durch die verrufensten Gegenden, wo gegen die Räuber Militärposten von Punkt zu Punkt an der Straße postiert sind; die beiden Pfaffen, die mitfahren, standen große Ängste aus, während ich auf dem Bock getrost meine Zigarre rauchte. Ich gehe an keinem gewaltfamen Unglück zugrunde, sondern stolpere über einen Strohalm — den Papst sah ich in den ersten Tagen. — Ubbio.

Rom, 5. Dezember 1839.

(Briefe aus Italien.)

Reiseeindrücke aus Italien

Schreien, Schreien ist oberstes Hauptvergnügen des italienischen Volks. Wie man es auch von früheren Reisen her kennen mag, dies furchtbare Geschrei ist dem, der Italien betritt, immer neu, erschreckt für den Anfang und gibt dann herzlich zu lachen. Man meint durchaus alle Augenblicke, es brenne oder es gäbe Mord und Totschlag, — man hört hin: was ist es? Pfirsiche, Feigen, Orangen, Fische, Krabben, Würste, Sündhölzchen, Fleckenseife, irgendein Basel von Warenausschuß wird mit einem Gebrüll und furchtbaren Auslaut der gequetschten, unverständlichen Worte feilgeboten, als gälte es, die Pforten der Hölle aufzureißen. Auch der Straßen-

verkäufer bleibt nicht gern bei der Abstraktion der bloßen Nennung des Begriffs, er entwickelt Prädikate, die Prädikate zu Sätzen, die Sätze zu gefüllten Monologen, wie ich mich denn eines solchen Dramatikers in Neapel erinnere, der über die Bratwürste, die er auf der Straße gebraten, mit einem Ausdruck von Entzücken sich beugte, die Hände andachtsvoll zusammendrückte und ausrief: *ma che salgigio! quanto son belle, buone, delicate* und so weiter. Dies Redenhalten und Schreien ist nun zunächst zwar wohl Mittel zum Zweck, wird aber mit so sichtbarem Behagen getrieben, daß es sich zur Höhe des reinen, uninteressierten, ästhetischen Genusses erhebt. Ich habe unter den Arkaden des Markusplatzes einst einen alten Mann gute drei Stunden lang, tief in die Nacht hinein umlatschen gesehen, der mit einem Geschrei, als brüllte Ujar die Scharen zum Streit oder wollte das Haus der Utriden, Labdatiden untergehen, alte Operntexte feilbot, Makulatur, die er irgendwo erwischt haben mochte; ich zweifle, ob er nur einen Centesimo löste, aber ich zweifle nicht, daß er nach dieser Leistung wütigen Brüllens zufrieden wie ein Schröder, wenn er den König Lear gespielt, und durch die zuträgliche Motion in seiner Gesundheit sehr gefördert sich zu Bette legte. Ein deutscher Rutscher fragt halblaut: *befehlen Sie keinen Wagen? oder: farma, Gnaden?* An den Gondelplätzen Venedigs erschreckt den Ungewohnten ein aufgeregtes, pathetisches, gestoßenes: *Gondola! gondola!* Wer sich Neapel nähert, hört von weitem schon den Lärm der Hauptstraße Toledo, so laut, so wild, daß er glaubt, es sei eine Revolution los. Einmal ging ich durch eines jener engsten Gäßchen Venedigs, wo zweie sich schwer ausweichen, ich hörte vom Ende desselben das ungeheure Gebrüll eines Verkäufers; gleich darauf kam der Schreikünstler mir entgegen mit einem Korb

voll Krabben, ich sah ihn, indem ich geduckt seinem Korb ausweichen mußte, lächelnd an mit einem Blick, der ihm sagte: nicht wahr, das Schreien ist halt ein Vergnügen, wir verstehen uns? Er sah mich ebenso lächelnd zurückend, mit innigem Ausdruck des Verstehens meines Verstehens an, ging weiter, und am Ende des Gäßchens hörte ich ihn schon wieder brüllen, daß Erebos in seinen Tiefen ertönte. Spielen sie nun erst Morra, dann hört alles auf; man glaubt, der Teufel sei ganz und gar los, stürzt hinaus und findet ein paar Kerle, die ihre Finger auswerfen und erraten, wieviel jeder gestreckt hat. Einem richtigen Deutschen, der zum erstenmal nach Italien kommt und dies aufgeregte Wesen, dazu die schwarzen, blitzenden Augen, dunklen Gesichter sieht, wird es im Anfang immer unheimlich zumute, er meint unter Räubern zu sein, dazu die ungemütlichen weitläufigen Wohnungen, leer, der freundlichen einengenden Fülle unseres Hausrats und Ausschmucks entbehrend, der Schmutz und die Prellerei auf Weg und Steg: Alles zusammen wirkt, wie wenn man zum erstenmal im Jahr in ein kaltes Bad steigt; mancher hat schon den Fuß zurückgezogen und ist umgekehrt. Überwindet man aber den ersten Schauer, so wird man bald heimisch in dem fremden Element und hat auf Schritt und Tritt reichlichen Spaß. Selbst die Prellerei verdirbt schließlich den Humor nicht, denn die Preller haben dieses Fluidums selbst eine hinreichende Quantität, um mitzulachen, wenn man ihnen zeigt, daß man sie kennt und zu behandeln weiß. Es ist ein antikes Erbstück der Italiener, die List gilt für eine Tugend wie im Altertum, wo Athene selbst den Odysseus lobt und Söhnen nennt, wenn er sie grün und blau angelogen hat. Es ist eben keine rühmliche Eigenschaft, aber doch nicht so schlimm, wie wenn man gleich wenig Ehrlichkeit bei Völkern fände, die nicht

ebenso bis über die Ohren noch im lieben Seidentum stecken. Die Venetianer insbesondere sind mit all ihren bösen Rindereigenschaften im Grund ein gutes Völkchen, weit verschieden von den schneidigen, herberen Mailändern, harmlos, fordbial, geschworene Plauderer und Lacher und doch stolz auf ihre alte, vornehme, Meere beherrschende, palastreiche, wunderbare Lagunenstadt, und doch im vollen Besitz jenes natürlich noblen Anstands, der auch dem gemeinen Italiener das stilvolle Wesen gibt, das uns scheinlose Nordländer so seltsam anmutet. Dieser Zug ist oft geschildert, mir fällt zu seinem Beleg noch eine venetianische Erinnerung vom Jahre 1857 ein. In der Galerie der Akademia fand ich damals täglich eine englische Familie; Mutter und Tochter hatten Staffeleien aufgestellt und kopierten. Die Mutter war halb lahm, unfähig zu gehen. Jeden Mittag um ein Uhr wurden sie von den Ihrigen abgeholt, unten wartete die Gondel, und der Gondolier kam mit herauf, um die Frau hinabzutragen. Gewöhnlich hatte er noch etwas zu warten und sah sich nun Bilder an, machte auch Bemerkungen darüber. Hemdärmelig, die sonnenverbrannte Brust ganz offen, die rote Schiffermütze in der Hand stand er unter der vornehmen Welt, sein Benehmen war bescheiden, ohne Schüchternheit, über die Bilder sprach er naiv ohne Beschränktheit, der Familie, der er wohl seit Wochen diente, zeigte er sich anhänglich wie ein Familienmitglied, ohne Aufdringlichkeit, und wenn es fortging, faßte er die Frau energisch, ohne Plumpheit um den Leib und trug sie hinweg. Man begreift oft, warum unser Volk den Italienern als „*razza inferiore*“ erscheint. Doch sah ich vor Jahren einmal unter den Arkaden einen deutschen Fuhrmann sitzen, blaues Wams, rote Weste mit Silberknöpfen, Lederhosen und hohe, weiche Stiefel bis in die Mitte der mächtigen Schenkel; er schien zum erstenmal

italienisches Wesen zu sehen, blickte ernst, ruhig, grob, trotzig auf die vorbeigehenden fremden Gestalten und schien zu denken: mit sechs mindestens von euch schwarzen Spitzbuben nehme ich's auf. Der breite, große Kerl hatte doch auch Stil; altdeutsch, reckenmäßig, nibelungisch.

(Aus: Eine Reise, „Kritische Gänge.“)

Körperhaltung der Griechen

Bei den Italienern und noch mehr bei den Griechen habe ich zuerst in meinem Leben gesehen, was es darum sei: edel und menschlich gehen und den Körper tragen. Wie ganz gemein, skurril und ärmlich erschien mir die träge, plumpe, schlaffe Art, wie wir unseren Körper einsinken und, von der gebietenden Seele gelöst, frei für sich als schwere Materie pendeln lassen, neben diesem stolz aufgerichteten Haupte, diesem edlen Schwunge des Halses, dieser herrlich hochgewölbten Männerbrust, diesen zurücktretenden Schultern, der freien, geraden Säule des Rückens, diesem elastischen, schwebenden und doch gravitatischen Gange! Und dies ist nicht Dressur wie bei unseren Soldaten, oder wie uns der Tanzmeister abrichtet, sondern es ist noch in der Rasse; nicht als brächte es der einzelne aus Mutterleib fertig mit, nein, er muß es hübsch lernen und sich früh abmüden und gewöhnen; aber das Gefühl, daß das so sein und daß das Kind früh darnach gebildet werden soll, ist noch als Instinkt im ganzen Stamme; daher wird diese Herrschaft der Seele in ihren Gliedern zur anderen Natur und erscheint in der höchsten Strenge zugleich als höchste Leichtigkeit. Die Griechen haben aber allerdings ein sehr grundsätzliches Bewußtsein über die äußere Würde der Erscheinung. Ihre Bewegungen sind selbst in der höchsten Leidenschaft anständig gemessen; es gilt für eine Infamie, betrunken

gesehen zu werden, und wenn einer fühlt, daß ihm das Taumeln nahe ist, so verdoppelt er mit der letzten Anstrengung die Spannkraft seiner Glieder, um ja nichts merken zu lassen. Ich sah eine Anzahl betrunkenener Burschen mit Gitarrenspiel und Gesang durch die Straßen von Athen so ernst und so gemessenen Schrittes ziehen, daß nur ein scharfer Blick ihren Zustand entdecken konnte.

(Aus einer griechischen Reise. „Altes und Neues.“)

Shakespeares Weltbild

Wer die Gemeinheit der Welt, den maschinenhaft rohen Druck der Verhältnisse in diesem stoßenden Gedräng, wo alles vom Interesse geschoben wird und dazwischen die eiserne Schraube der Notwendigkeit läuft, wer dies mit grausam täuschungslossem Auge gesehen hat wie kein anderer, das ist Shakespeare. Die Gröblichkeit der Welt nennt er's einmal. Alle tragische Literatur aller Zeiten gibt dies Bild nicht in so unerbittlicher Schärfe; mit Shakespeare verglichen, herrscht überall ideale Beschönigung, die nicht vollkommen ideal ist, eben weil sie noch beschönigt. Gegen diese Wildschweintwirtschaft der Welt brennt nun in ihm wie glühend Eisen der heilige Zorn, und läßt er in seinen furchtbaren Tragödien die himmlische Gerechtigkeit mit blickendem Flamborg durchhauen, und nicht von außen, sondern von innen. Er weiß sehr wohl, daß es so nicht wird in der Mehrzahl der einzelnen Fälle, im besten nicht so leuchtend; aber er vertraut und glaubt, obwohl er es so wenig beweisen kann als irgendein Sterblicher, er glaubt, daß ein solches Gesetz geheimnisvoll, weil ein nicht übersichtliches Unendliches beherrschend, unserem Auge oft verschwindend im Großen waltet, und als Dichter faßt er diese zerstreuten Strahlen in den Fokus eines einzelnen Falles, der dadurch,

wie durch jenes fürchterlich wahre Bild der Welt, hochsymbolisch wird. Dabei werden die tragisch Beteiligten und schuldig Gewordenen nicht, nur die Gesellschaft wird gerettet, die Wahrheit der über alles einzelne übergreifenden Mächte: Ehre, Liebe, Recht, Vernunft, Menschlichkeit; unter ihrem mit so teurem Blut begossenen Baum können nun Unzählige im Frieden leben. Diese Mächte bleiben, während das Endliche verglühen muß. Shakespeare will durch die Häufung von Leiden und Leichen in seinen letzten Akten den Eindruck der Götterdämmerung des Jüngsten Tags hervorbringen. Daher ruft Kent beim Anblick Lear's, der die tote Cordelia auf seinen Armen geschleppt bringt: „Ist dies das prophezeite Weltenende?“, und setzt Edgar hinzu: „Ist's ein Vorbild jener Schrecken?“ und Albanien: „Des allgemeinen Untergangs?“

(„Auch Einer.“)

Shakespeares Gestalten

Die Welt, in der die Gestalten Shakespeares leben, ist wild und barbarisch, aber noch nicht prosaisch wie der moderne Polizeistaat. Die Persönlichkeit in ihrer trotzigen Selbsthilfe kann noch das Ungeheure wagen und hat sich vor keinem Polizeidiener und Oberamtsrichter, sondern nur vor der ebenso ungeheuren Rache zu fürchten. Behaupten kann sich, wer auf eigenen Füßen steht, jeder ist, was er kann. Nicht die Erscheinung, schöne Menschlichkeit wie bei den Griechen, nicht die feierliche Würde der Römer: rohe, ungeschlachte Menschen, aber groß und tief. Auch die Frauen sind furchtbar, sie schimpfen, kränzen, beißen, spucken ins Gesicht, geben Ohrfeigen: dafür trinken sie aber auch keinen Kaffee, besuchen keine Töchtererziehungsanstalten, studieren keine Philosophie und haben keine Bleichsucht. Die Männer aber sind wie Granitbilder, Naturen aus einem Guß, ohne Glättung, ungeteilt in sich,

Gedanke, Entschluß und Tat sind ein Wetterschlag. Wohin sind denn die Nibelungenhelden entschwunden? Der grimme Hagen, der wilde Wolfhart, der flammenhauchende Dietrich? Was ist aus diesen Menschen, riesenhaft wie das Schicksal, geworden? Aus der deutschen Poesie sind sie verschwunden, in dem empfindsamen, phantastischen Ritter der höfischen Dichtung finden wir sie nicht wieder, in der neueren, in der Poesie der Bildung sind sie mit ihren langen Bärten und breiten Schultern nicht salonfähig, und doch gibt es in aller deutschen Kunst nichts Deutscheres, nichts was wir den Griechen so sehr als unseren Stolz entgegenhalten dürfen, als diese rauhen, gedrungenen, wortarmen, im Ernste einfach sittlicher Substanz fest beharrenden Gestalten; wehe den windigen Subjekten der neueren Verblasenheit, wenn sie ihnen zwischen die Finger gerieten! Wo sind sie? Hier bei Shakespeare sind sie vom Schlaf auferstanden, hier ist der grimme Hagen und auch die schreckliche Brunhilde und alle die großen Männer und Frauen. Sie haben reden gelernt, sie sind Christen geworden, aber sie gleichen noch wie einst furchtbaren Naturkräften und sind im Grunde des Herzens unverbesserliche Heiden. Hier tretet hin und lernt, was Charakter ist und was dagegen die blassen Schatten eurer geschwägigen Bildung sind. Wo der empörte Eigenwille die kolossalen Naturen bis zum Bösen steigert, da kann dieses furchtlos seinen höchsten Gipfel erreichen; denn wie von außen kein Mechanismus der Rechtspflege, so hemmt von innen keine Sentimentalität: nur die Tat richtet sich selbst und widerstrebend der eigene Geist. Allerdings aber ist die Subjektivität reicher geworden und bricht sich in bunteren Lichtern als die starre Einfachheit der altdeutschen Helden, sie hat sich ihre Besonderheiten und Eigenheiten angebildet und läuft zum Teil in krause Schnörkel aus; von der schroffen

Bestimmtheit der deutschen Ahnenbilder ist ihr jedoch der Eigensinn geblieben, diese ihre Launen und Absonderlichkeiten zähe festzuhalten und sich darin entweder einfach wohl zu fühlen oder mit dem erhöhten Selbstbewußtsein der Romantik humoristisch selbst zu belächeln. Shakespeare ist der erste Dichter, der in strengem Gegensatz gegen die antike Welt die Porträtphysiognomie der Individualität, diese unendlichen Abweichungen von dem allgemeinen Typus der Gattung, als berechtigte Züge in die Poesie aufgenommen hat, dessen Charaktere sogenannte Originale sind. Wenn er im Großen den griechischen Dichtern verwandter ist, als irgendein Neuerer, so weicht er hier fast so weit von ihnen ab als die niederländische Malerei von der antiken Plastik, und das ist es auch, was den pathetischen Schiller und den plastischen Goethe immer wieder von ihm abstieß. Dies ins einzelne und kleine Malen, dies mikroskopische Sehen geht durchs ganze Gemälde; daher wirft er mitten in die Sprache des Rothurns das Platte, daher ist sein poetisches Aufzeigen und Malen durchaus ein Spezifizieren ins einzelne hinein. In diesem individualisierenden Stil mit feinen Kontrasten liegt auch einer der Gründe, warum Shakespeare eine Verbindung des Tragischen und Komischen wagt, wie keiner vor und nach ihm. Man hat ihn mit Rembrandt verglichen; er ist ebenso Raffael, Michel Angelo, Tizian, Rubens, aber allerdings bezeichnet er nach dieser Seite denselben Eintritt der unmittelbaren Wirklichkeit in das Ideal wie die holländische Schule.

(Shakespeare in seinem Verhältnis zur deutschen Poesie.
„Kritische Gänge“, Neue Folge.)

Goethes Faust

Die deutsche Heldensage hat nicht das Glück genossen wie die griechische. Wohl hat eine Art von selbst noch naiver Kunstpoesie den Stoff in die Hand genommen, aber sie war

weder als Kunst so hell, noch als naive Kunst so naturvoll wie die homerische; hier ist nicht Homers Auge, noch der Strom seines Verses, die Naivität ist zu sehr auch Armut und Ungeschicklichkeit, um den Stoff, dessen Urgestein mit heterogenen späteren Kulturschichten durchschossen ist, von innen heraus zu einer Einheit zu durchdringen und neu zu beleben; große und stimmungsvolle Anschauungen fühlt man im Nibelungenliede durch, ohne daß man sie ans volle Licht gebracht fände. Dies Glück aber ist der deutschen Literatur geworden, daß spät, nach langem Versinken in die Annatur, langer Entfremdung vom eigenen Genius und langem Herausringen aus diesem Elend ein Dichter erstand, ein Kind der freien und wachen Bildung der neuen Zeit, und doch geheimnisvoll aus dem Schoße des eigenen Volksgeistes geboren mit Sinnen, die noch etwas vom Brausen des alten Wodan vernahmen, und doch zugleich mit Augen so klar wie die des Homer, ein ganz gelöster, ganz hellblickender Geist und doch ein Kind im Sinne der hohen Kindheit jener wenigen Erlesenen, die als eine zweite Art höherer Naturwesen unter den Menschen wandeln. Die Helden Sage aus dem Zauber Schlaf zu wecken, dazu war es zu spät; ihr konnte ein Seelenleben, das mit dem Geist des neuen freien Völkerlebens getränkt war, nicht mehr eingegossen werden. Aber eine Sage bot sich dar, viel älter in ihrem Ursprung als in der konsistenten Bildung, in der sie überliefert ist, noch umwittert vom Zauberhauch des Heidentums, in ihrer bestimmten Gestalt finster christlich, ja theologisch gefärbt, eine Sage von fürchterlichem Abfall von Gott, Bund mit dem Teufel und entsetzlichem Ende. Abfall von Gott und allem, was den Menschen heilig bindet: ahnungsvoll ergreift der junge Dichter dies Motiv, und der wilde, freche, dumpf-troßige Abfall der Sage wird zum Bilde des ungeheueren

Strebens der erwachten Menschheit, frei von sich selbst aus zur Wahrheit und zum wirklich Guten und zum wahren Guten durchzudringen. Man hat die Sage blind überschätzt. Die Nachklänge alter Mythologie, das Geisterhafte ihrer Stimmung: dies ist etwas ganz anderes als die Art von Tiefe, welche moderne Erklärer in ihr suchen. Eine Vertiefung ist ihr wiederfahren, die in allen Punkten eine radikale Umwandlung ist. Faust, der Teufel, der Pakt, das Ende sind von Grund auf andere geworden. Das Wunderbare ist, daß dennoch zugleich der dunkle, bange Stimmungshauch erhalten blieb, getragen durch die tiefen Zusammenhänge mit dem geheimnisvoll Selbst-erlebten im Dichter. Goethe spielt mit der Sage, er geht ganz frei weltmännisch mit ihr um, und der Faust, der über den Teufel, wie er endlich erscheint, gar nicht erschrickt, sondern nachlässig und bequem mit ihm plaudert, ist ja er selbst, der klare Weltmann, der an den Teufel gar nicht glaubt. Wir werden des näheren sehen, mit welchen ironischen Lichtern das Rationelle überall durch das Mythische scheint, die Illusion aufgehoben und wiederhergestellt wird. So ist auch alles mit Humor durchleuchtet, grobem und feinem, der sich anschaulich in der Handlung niederschlägt. Ein Kontrastleben, so scharf, so teck, so springend, wie es der gräßigte Goethe nicht wieder und der allzuspät zu seinem Faust Zurückgekehrte mit schwachem Erfolg wieder wagte, hebt mit blitzenden Schlaglichtern und scharfen Schlagschatten Gruppe von Gruppe, Gedanke von Gedanke, die doch alle wieder ineinander hinüber- und herüberdämmern, flimmern und glitzern. Hier ist alles in starke Teile, kantige Massen gesondert, und doch verschweben im Weiten und in den Ecken und Winkeln des Raumes die stehenden Scheine ungewiß in Dämmerungen, wo das Auge nichts mehr sieht und der Sinn umsomehr Unbekanntes ahnt. Lücken, Sprünge, zer-

worfene Formen beleidigen den Blick, der zusammenfassen möchte, aber das Geisterlicht beschäftigt alle Nerven und alle Gehirnschwingungen so, daß das Urtheil über die Kunstmängel entwaffnet wird. — Und doch ist auch dies nur wieder ein Teil der Betrachtung, wir müssen auf die Vergleichung mit Homer zurücktreten. Goethe schreibt über ihn 1787 aus Neapel an Herder, frisch aus den Eindrücken Siziliens, von denen er soeben herkommt: „Was den Homer betrifft, so ist mir wie eine Decke von den Augen gefallen. Die Beschreibungen, die Gleichnisse usw. kommen uns poetisch vor und sind doch unsäglich natürlich, aber freilich mit einer Reinheit und Innigkeit gezeichnet, vor der man erschrickt. Selbst die sonderbarsten, erlogenen Begebenheiten haben eine Natürlichkeit, die ich nie so gefühlt habe als in der Nähe der beschriebenen Gegenstände.“ Es scheint ein Abstand unendlicher Weite, der den rasch hinwerfenden, geistreich skizzierenden, magisch beleuchtenden modernen Dramatiker von dem behaglich verweilenden, ruhig nachzeichnenden epischen Dichter uralter, kindlicher Zeiten trennt, und doch — da Dichter Dichter bleibt — wer muß nicht an Homer denken, wenn er aus jenen geisterhaften Dämmerungen, phantastischen Bildern und gekreuzten Reflexen im Vordergrund die einzelnen Gestalten ganz taghell sich in einer Klarheit abheben sieht, daß er sie glaubt greifen zu können, während sie doch, wenn er sie greifen will, zurückweisend sprechen: wir sind nicht von dieser Welt! Und alles mit ein paar Pinselzügen, wie Rottmanns Erd- und Bergbildungen! Wir hören es tausendmal wiederholen, der Künstler müsse nur das Wesentliche geben, das Unwesentliche tilgen, so werde er das Reale ins Ideale verwandeln: Nun, hier ist es einmal geleistet, wenn man fragt: Was bedeutet realistischer Stil, der doch ganz idealistisch ist? — Hier hat man die Antwort. —

Bis hinaus in die feinsten Enden der Form ist also hier ein altes, wohl auch an sich stimmungsvolles, doch dumpfes und schweres Gebilde der Sage vom modernen Dichter verklärt worden. Man halte nun an alle diese Taghelle auf magisch helldunklem Grunde, all diesen Feuergeist, dies Mark des Lebens und diese Seele, bis an die Klang-, Akzent- und die Dehnungsverhältnisse der Sprache ergossen, noch einmal den zweiten Teil, und man wird begreifen, wenn ich nicht glauben kann, daß beide Teile einem und demselben Manne gefallen können! Nein, mich wird niemand, dem der zweite gefällt, überzeugen können, daß er den ersten Teil in seinem Wert kenne und fühle. Oft fällt mir bei jenem die Unbehaglichkeit ein, in der man sich befindet, wenn man nicht unterscheiden kann, ob es Wolken oder Berge sind, die man in der Landschaftsferne sieht. Doch es ist richtiger, das Bild vom Lesensollen einer halbverwischten Bleistiftschrift, das ich — aus anderem Grund — auch von der natürlichen Tochter gebraucht habe, angewandt auf den zweiten Teil Faust und verstärkt durch eine bekannte Traumfahrung festzuhalten. Das Alpdrücken kleidet sich oft in die Vorstellung, man solle notwendig etwas lesen und könne die Augen nicht aufbringen; jedermann weiß, was wir in solchen Traumqualen ausstehen; so und nicht anders ist wohl nicht mir allein zumute, wenn ich mit dem zweiten Teil Fausts mich abmühe.

(Goethes Faust. Neue Beiträge zur Kritik des Gedichts.)

Hermann und Dorothea

Es ist ein voller Zug metrischer, sprachlicher wie poetischer Schönheit, mit dem uns die Verse in Hermann und Dorothea VIII 1—4 erlaben:

Also gingen die zwei entgegen der sinkenden Sonne,
Die in Wolken sich tief, gewitterdrohend verhüllte,
Aus dem Schleier, bald hier, bald dort, mit glühenden Blicken
Strahlend über das Feld die ahnungsvolle Beleuchtung.

Der ganze Goethe ist in diesen herrlichen Versen: seine tiefbewegte Seele, denn diese gemessenen Formen sind ja durch und durch stimmungsvoll, sein Malerauge, sein Bildnermeißel und sein geheimnisvoll Sinn und Rhythmus in eins fassender Sprachnerv. Wer möchte, der Nachbildung antiker Verse feindlich, solche Perlen entbehren? Dennoch mag ein Zweifelgeständnis hier Platz finden. Dieses Idyll ist unbestritten Goethes vollendetste größere Komposition — fertig, rund, ganz. Durch die einfachsten Mittel zu epischer Großheit gesteigert und zugleich volkstümlich im Innersten, bürgerlich und zwar recht deutsch bürgerlich, dabei tief rührend, kaum anders als mit feuchten Augen zu lesen, mit bewegter Stimme vorzutragen. Die Luft zittert zwischen den Seilen. Und dies vollkommenste Werk Goethes kann nicht, nie populär werden. Darum nicht, weil der Hexameter nie sich so bei uns einbürgern kann, daß seine Form in weiten Kreisen gefühlt und genossen würde. Nur wer klassische Sprachen kennt und mit ihrer Metrik vertraut ist, dem bleibt er kein Fremdling, ja man darf hinzufügen: nur dem, der sich schon selbst in ihm versucht hat. Man kann die Einschränkung gelten lassen, wer nicht Griechisch und Latein kann, vermöge sich doch hineinzuarbeiten durch Belehrung über sein Gesetz und einige eigene Versuche in deutschen Hexametern. Wie wenige werden es aber sein, die sich das auflegen, und unter den Unzähligen, die es sich nicht auflegen, wie viele werden dennoch sein, die an sich recht wohl fähig wären, die innere Schönheit einer Dichtung mit

• ihrer metrischen Form innig zusammenzufühlen! Diese Form ist und bleibt wie alle Formen der rein messenden Sprachen nicht unser Landsmann, nicht unser Fleisch und Blut; und so fremdet auch diese herrliche Dichtung die Mehrheit der Nation — eben auch die bildungsfähige — ein für allemal an, sie kennen sich nicht darin aus, werden nicht heimisch. Man stelle sich doch nur vor, wie die meisten diese Hexameter lesen! Einfach wie Prosa, die Musik geht rein verloren. Dazu noch die Musennamen als Überschriften in Nachahmung Herodots! Mag sich nur selbst der Gelehrte gestehen, daß er umsoweniger dabei denkt, weil man doch die Refforts dieser edlen Jungfrauen immer wieder vergißt und verwechselt.

Also? Ich weiß kein Also. Also Hermann und Dorothea besser etwa in Trochäen (die wir heimisch geworden nennen dürfen seit dem Eid)? Aber wer kann wissen, wie das Gedicht dann klänge? Die Sache steht rein antinomisch. Wir können uns dieses Meisterwerk nicht anders denken als in Hexametern, wie es ist, und müssen gleichzeitig und jederzeit bedauern, betrauern, beklagen, daß inmitten unserer klassischen Poesie, ihrer Blüte, eine Dichtung steht, vollkommen, unübertrefflich, Stolz der Nation und bei dieser Nation unpopulär.

(Kleine Beiträge zur Charakteristik Goethes.
„Altes und Neues.“ Neue Folge.)

Goethe der Greis

Durchlärt steht Goethe der Greis vor uns, ähnlich — nach Abzug des Unterschieds der beiden Dichternaturen — dem gleichfalls nahezu verbitterten Shakespeare in seinem „Sturm“. Als dies Bild ist er uns geblieben und lebt in uns fort, wie auf silberner Wolke ruhig niedergelassen, überschauend mit durchdringendem und doch freundlichem Auge und mit dem

Lächeln des Wohlwollens. Ein höchst bejahender Geist. Es ist etwas Altperasisches in diesem, doch modernen Menschenkinde: Lichtdienst, reine Freude am Sein, am tüchtigen und gediegenen Dasein. Das Leben fördern, weil das Leben gut ist: das ist seine Stimmung. Nur vorübergehend konnte ihn Ahriman verfinstern. Sonnig, sonnenhaft, durch die schneidendste Negation, durch glühende Wallungen des Sinnlichen hindurchgegangen, kehrt diese Natur zu ihrem Wesen zurück. Er ist in aller Kraft sanft, mild; Gott ist ihm, wie dem Elias erschienen als starker Wind, als Erdbeben, als Feuer. Er ist ja nimmermehr bloß Dichter weichen Seelenlebens, er vermag die Seele in ihrer Tiefe furchtbar zu packen, zu schütteln; Beben, Schauer, Grausen steht in seiner Macht, ein Gorgonenhaupt kann er uns entgegenhalten. Doch schlägt er so tiefe Wunden, nur um sie mit linder Iphigenienhand zu heilen. Und er selbst hat gesagt, an einer ganzen Tragödie — man man muß sich eine denken, die alle tragischen Schrecken entläßt wie Richard III. und Macbeth — könnte er zugrunde gehen. So bleibt er, wie er auch stürmen mag, dennoch ein weicher Geist, und Gott erscheint ihm wahrhaft, er findet ihn wahrhaft wie der Prophet im stillen sanften Wehen. Bei den Worten im unvergänglichen Mignonlied muß ich immer an den Dichter selbst denken:

Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht.

(Kleine Beiträge zur Charakteristik Goethes.
„Altes und Neues.“ Neue Folge.)

Schiller und Goethe

Mitten unter herrlichen Entwürfen ging Schiller dahin. „Er hat als ein Mann gelebt,“ so sprach der trauernde Freund, „und als ein vollkommener Mann ist er von hinnen gegangen.“

Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vorteil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen, denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig.“

Der das sprach, hat den Geschiedenen lang überlebt, mit abnehmender Frische der Dichterkraft, mit zunehmender Selte und Weisheit ist er zu hohen Jahren gelangt. Und wenn ich das Bild der beiden sähe mit den Augen des Geistes, so ist mir, ich sähe den einen als heiteren Greis ruhig von oben wie von einem hohen Sitze niederschauen auf die weite Welt; mild und sicher und stet ruht sein Blick über dem Ganzen; vor diesem weichen und doch so klaren Auge liegt jedes Ding in der scharfen Deutlichkeit seiner Umrisse, und auch in das Innre der menschlichen Brust bringt es tief und mächtig, es scheint zu sagen: ich kenne deine Freuden und Leiden, ich habe sie selbst durchstürmt und bin zum Frieden durchgedrungen. Aber da ist eine Stelle, ja eine ganz große Sphäre, wo dies feste Auge unsicher wird und sich abwendet: es ist das Gebiet der Manneskämpfe im öffentlichen Leben. Das liegt vor ihm wie eine dunkle, verschlossene Wolke. Es zuckt, es blitzt in der Wolke; und da, mitten in dieser zuckenden Wolke, da sehe ich das Bild des andern. Er ruhet nicht, er schreitet, er schwebt. In seinen Locken wühlt etwas wie ein Wehen von oben, von seiner Stirn glüht etwas, von seinen stolzen Lippen droht etwas wie ein Moseszorn, da er vom Sinai kam und die Menschen tanzend fand um das goldene Kalb, aber es ist Zorn aus Liebe; in seiner Hand wogt etwas, es ist ein blankes, haarscharfes Schwert, zu zerschneiden, was der Menschen unwürdig ist, Lug und Trug und Wahn und schlechte Leidenschaft und Knechtschaft. So schreitet

er schwebend, schwebt er schreitend den Völkern, allen Völkern, seinem Volke vor allen voran, vorwärts zum hohen Ziele.

(Schillerrede 1859 in Zürich. „Altes und Neues.“ Neue Folge.)

Schiller und die deutsche Sprache

Was das Deutsche Schiller verdankt an Belebung, Schmeidigung und Erhöhung, ist nicht zu berechnen. Und mit seinen geflügelten Worten sagt er die Dinge so, daß wir rufen müssen: getroffen, uns von der Zunge genommen! Gelöst und heraus, was uns dunkel Herz und Geist bewegte, aber auf den Lippen stockte, und doch neu, doch niemals dagewesen! So gesagt, daß es für alle Ewigkeit gesagt ist, Losungswort für alle Zeiten, so daß, wo und wann immer es um dieselben große Dinge im Leben sich handelt, Schillers goldne Sprüche wie Flammenschrift heraustreten!

(Schillerrede 1859 in Zürich. „Altes und Neues.“ Neue Folge.)

Jean Paul

Unsere neuere Literaturgeschichte hat eine sehr empfindliche Lücke: es fehlt uns noch eine unparteiische, gründliche Analyse Jean Pauls. Formlos durch und durch, ein Tragelaph neben den geraden Gestalten unserer Klassiker, ist er doch viel zu bedeutend, um eine tiefgehende Zergliederung nicht zu verdienen, nicht verlangen zu dürfen. Jean Paul ist wohl eine pathologische Erscheinung, aber die Sektion wird wahrlich nicht bloß der pathologischen Anatomie des Geistes ein interessantes Material zuführen, sie wird auf große Organe stoßen, nicht nur auf ein ursprünglich schön gebautes, aber freilich krankhaft erweitertes Herz, auch auf ein ungewöhnlich mächtiges, wie wohl bizarr verschlungenes Gehirn und auf ein Nervengeflecht von der äußersten Feinheit und feurigsten Schwingung.

Jean Paul ist ein Rauz, ein Narr und doch ein Fürst an Geistesmacht, unendlich reich an Kräften. Er kann und will ihre Fülle nicht beherrschen und ordnen, aber sie ist vermöglich genug, um manchem Schlucker, der mit einem „Dah“ glaubt über ihn weggehen zu dürfen, noch mit einem ansehnlichen Kapital auszuweichen zu können.

Jean Paul hat Ansätze zur Größe; er ist nicht bloß sentimental und dann wieder Humorist, er ist auch im ernstesten Gebiet feurig, saftig, es fehlt ihm nicht die volle Sinnlichkeit, ohne die man kein Künstler und Dichter ist; nur leider glaubt er da, wo er dies Feuer in blassen Mondschein verdünnt, die Manneskraft des Kerns in grabessehnsüchtige Tränen, die brennende Farbe in blasses Lila verschwemmt, im Elemente seiner wahren Größe zu sein. Jean Paul ist aber eine historisch merkwürdige, integrierend in den Gang unserer Literatur sich einfügende Gestalt gerade dadurch namentlich, daß die Sentimentalität in ihm ihren Gipfel ersteigt. Eine Stimmung, die von so großer Macht war in England, Frankreich, Deutschland, die uns so lang beherrschte, verdient an sich schon eine eigene Untersuchung. Aber noch merkwürdiger ist der seltene und seltsame Mensch dadurch, daß diese weltflüchtige Stimmung in ihm mit so lebhaftem und energischem Purzelbaum wie doch gewiß in keinem seiner englischen Geistesverwandten und Meister in den Humor umschlug. Nicht daß sie im Umsprung verschwände, er bringt nicht Heilung; der Springer fängt, kaum auf den Füßen, gleich wieder an, mit nassen und verzücchten Augen nach Mond und Sternen und Milchstraße zu blicken, und hebt die Arme wie Flügel, um in die fernen Höhen zu schweben; doch nur, um dann gleich wieder ein Rad zu schlagen und die Sohlen derb auf die grobe Erde zu stoßen. Das Spiel beginnt immer

von neuem, es ist kein Aufheben des einen Extrems im andern, es ist ein unaufhörlich neues Nebeneinander. Nun aber, wenn und solange er mit festem Fuß auf dem Boden steht, welche Schärfe des Blicks in die Wirklichkeit, welches Falkenauge, welche schneidende Sachlichkeit! Und welcher Reichtum an Wis, an Gleichnis, an Phantasie, an Ironie, an Humor! Doch gewiß ungleich voller als bei den englischen Humoristen sprudelt in Garben von Strahlen der gedrängt aufschießende Quell! Freilich ohne Haushalt, freilich überfruchtet und doch auch gesucht, gemacht: aber wir reden von der Gabe an sich, und niemand kann ihre Fülle begreifen. Und etwas wollen wir nur sogleich hinzusehen: das Element ist reiner als im englischen Humor. Das Lüsterne in Sterne, von Smollet nicht zu reden, die Neigung zur feinen, nicht einmal immer feinen Note ist gerade im Humor ein störendes Element. Der Humor darf und soll keck, zynisch sein, aber eben weil er es soll und darf, so ist er, wenn echt, darin ganz unschuldig; er spielt nicht meckernd an, er setzt unsere Begriffe von Scham und Sitte nicht als gültig voraus, um sie pikant und aufreizend zu lüften und zu lockern.

Interessant aber und von historischer Bedeutung ist an dem wunderlichen Heiligen selbst seine Formlosigkeit. Sie ist belehrende Erscheinung einer alten deutschen Unart. Der Eigensinn gegen die Disziplin, die Eitelkeit, interessanter sein zu wollen durch Unordnung, durch Grillen, wilde Ranken, Schnörkel, Stöße, Stiche, Sprünge als durch Ordnung, Vernunft und Ebenmaß, die Verpuffung des Geistes in Irrwischen und romantischen Lichtern; das sitzt tief in unserem Wesen; die ältesten germanischen Zeichner sind Virtuosen in traumhaften Arabesken, lange ehe sie eine Gestalt richtig zu umschreiben vermögen; ein Fischart steckt in uns allen, und

wer war wohl je ein begabter Deutscher und jung, der nicht den Kitzel gefühlt hätte, lieber eine „affentheuerlich, naupengeheuerliche Geschichtsklitterung“ zu schreiben, als eine Geschichte? Der schnurrige Mainzer und Jean Paul: jawohl sie werden sich lustig begrüßt haben im Elysium! Im Grund handelt es sich bei diesem Hang zur Formlosigkeit, der so tief in uns sitzt, einfach um eine Verwechslung, eine Übertragung des Inhalts auf die Form: statt Nürrisches zu beschreiben, lieben wir nürrisch zu schreiben, statt den Rausch darzustellen, rauschig darzustellen, statt Krümmes und Hartes zu zeichnen, krumm und hart zu zeichnen. Jean Pauls Formlosigkeit leitet zur verwandten Willkür der romantischen Schule über, wenn wir bei ihm auch noch nicht das blasierte Spiel, die berühmte Ironie der Schlegel, Tieck und Genossen haben. Ein unartiges Kind ist er doch mit seinen Koboldsprüngen, und er hat es zu verantworten, daß wir von ihm den Anflug der Willkür datieren.

(Eine Schrift über Jean Paul. „Kritische Gänge.“ Neue Folge.)

L. U h l a n d s D i c h t u n g

Uhländs Poesie ruht auf einer Grundlage gesunder herber Nüchternheit. Nicht erst in der gemessenen Klarheit der Form ist diese zu suchen, man fühlt sie in dem spezifischen Duft, in der besonderen Blume durch, die in jeder echten Dichtung das Geheimnis der Persönlichkeit herausfühlen läßt, wie in jedem echten Weine den Erdboden, in dem er gewachsen. Es ist ein Geruch wie der des dampfenden, frischgepflügten, guten Ackers in der Morgen Sonne. Man mag vom Bilde des Ackers auch auf das Bild des Brotes kommen und sagen, man schmecke etwas heraus wie kernhaftes Roggenbrot. Damit soll unserem Dichter ein sehr hohes Prädikat gegeben sein. Der Gegensatz des Roggenbrotes wäre hier Biskuit. Es ist

so gemeint, wie Goethe es meint, wenn er will, daß der Mensch — es gilt wahrlich ebenso dem Dichter — mit festen markigen Knochen auf der wohlgegründeten dauernden Erde steht, auf daß nicht Wolken und Winde mit ihm spielen, wenn nirgendsmehr haften die unsicheren Sohlen. Nüchternheit, schöne kühle Klarheit, gesunder Sinn der Wirklichkeit, aber auch Bravheit, Treue, ursprüngliche, der Natur von Haus aus eigene, volksmäßige Einfachheit ist es, was in dieser spezifischen Witterung von Uhlands Poesie uns entgegenkommt. Dies hat ihn geschützt, daß er nicht den übrigen Romantikern gleich wurde, als er in seiner Jugend ihr Panier entfaltet sah und ihm huldigte, geschützt, daß er nicht Belladonna für Weintraube, Phantasieren für Phantasie, nicht das Geisterhafte für den Geist, nicht die Ironie, die ihr Feuerwerk auf dem Wasser verknallen läßt und lächelnd ruft: seht mich großen Feuerwerker!, für Humor nahm und gab. Die Gefahr ist dagewesen: ein Zeugnis ist mir das Fragment Fortunat, das ich nicht loben kann wie andere. Ich glaube, Uhland habe die Dichtung liegen lassen im richtigen Gefühl, daß sie seiner nicht würdig sei; ich glaube, daß der Geist ihn warnte, auf dem Wege Tiecks fortzugehen. Dieses Fragment ist eine Perle, wenn man die Kunstform vom Gehalte trennt. Die ariostische Manier des Springens ist an sich üppig, kitschlich, Geflunker und Geflacker; die stete Unruhe spricht aber zugleich aus, daß nichts ernst genommen werde. Dies hätte seine guten Wege, wenn nicht lächelnd hinweggesprungen würde über solches, was Ernst fordert. . . Die ganze Manier der Ironie des Epischen im Epischen mag am Platz sein bei kleinen, heiteren, novellenhaften Stoffen, wie Paul Heysses anmutiger „Braut von Cypern“, bei jedem Versuche sich zu einem Weltbild auszudehnen, erscheint sie als keltisch-romanische Ver-

blasung des Lebensgehalts. Wohl war es nicht Uhlands innerer Geisteskompaß allein, der ihn vom Abweg rasch zurückführte und zum Haupt einer zweiten gefunden Gruppe in der romantischen Schule erhob: ihn trug und führte auch die gute, richtig gemischte Luft seines Landes. Der Schwabe trägt die Kritik gegen schöngeistige Lügengaukelei im natürlichen Nerv, gegen Schaumtorten des wirren Traumspiels im Magen von Haus aus mit sich. Justinus Kerner, Mörike waren noch stärker gepackt vom Magnetismus der mondbeglänzten Saubernacht, vom Mohnschwindel der „heiligen Nacht“; aber der gläubige Magnetiseur schwebte doch gleichzeitig mit gesundem Humor über dem betäubenden Elemente, das rein Menschliche, Freie, Seltene brach immer wieder durch, und Mörike spielt wohl gern mit Geistern und Wundern des Märchens, aber seine besten Lieder, die ganze Gebirge der modernen Lyrik niederwerfen, sind rein empfundene Momente der Lebenswahrheit. (Eduwig Uhland. „Kritische Gänge.“ Neue Folge.)

Uhland im persönlichen Verkehr

Uhlands Benehmen ermangelte sehr fühlbar der Leichtigkeit. Er gehörte bekanntlich zu den „hartnäckigen Schweigern“. Zwar was Barnhagens bekannte Äußerung betrifft, so hörte ich ihn, kurz nachdem sie gedruckt erschienen, sagen: neben Barnhagen habe man freilich schweigsam erscheinen müssen, weil er so viel gesprochen habe, daß andern blutwenig übriggeblieben sei; indes, es ist wahr, Uhland gehörte zu einem Geschlechte von Menschen, das wohl in keinem Volk so häufig vorkommt wie im deutschen und, wenn ich recht beobachtet habe, in keinem Stamme wie im schwäbischen: tiefe, gehaltvolle, reichgebildete Naturen, denen ein Dämon, ein Tick die Lippen schließt; soeben will der Gedanke heraus, aber die

Schleuse ist zu, er kann nicht; sie sitzen in Gesellschaft, man wartet und wartet, daß sie ihr Scherflein zur Unterhaltung beitragen; sie möchten es auch, sie denken an tausend und tausend Dinge, von denen sie nun ganz füglich beginnen könnten, aber unter den tausenden welches wählen? Verzweifelt! Es ließe sich ja von jedem füglich beginnen! Oder sie haben endlich gewählt; aber wie anfangen? Man könnte so anfangen, aber auch anders und wiederum anders. — Was tun? Wie dies furchtbare Gebirge der getürmten Möglichkeiten übersteigen? Endlich Mut gefaßt! — Die Lippen öffnen, bewegen sich, ein Laut —, aber das Pulver brennt auf der Pfanne ab, der Schuß geht nicht los. Gewiß jedoch, wir würden Uhländ sehr unrecht tun, wenn wir in diesem Knoten, diesem Säudern der Natur, diesem wunderlichen Nichtkönnen den einzigen Grund seiner Schweigsamkeit suchen würden; nein, viel häufiger, als er nicht konnte, wollte er nicht. Da war es Extrem des Widerwillens gegen Geschwätz. Uhländ wollte nicht reden, wo er nichts Wesentlichen zu sagen hatte, er war ein Todfeind leerer Worte. Jenen, die eine Viertelstunde lang sprechen und am Ende derselben nichts gesagt haben, steht kein Recht zu, über ihn zu lachen. Uhländ führte keine geläufige abgegriffene Sprachmünze in der Tasche; er prägte sein Silber, sein Gold — ohne Kupferzusatz — erst im Augenblicke des Gebrauchs, und das kostete Arbeit. Er stotterte, wenn er anfing, längere Zeit; man sah, daß er nach Worten suchte, weil ihm die verbrauchten Formen nicht genügten, aber wenn er erst warm war, floss es beredt von seinen Lippen. Das geschah natürlich am meisten, wenn man ihn auf sein Lieblingskapitel brachte; wer etwa vom Volkslied, von der Heldensage einläßlich sprach, der war sicher, den wortkargen Mann aufstauen zu sehen; doch nicht, als wäre er ein Reiter

von Steckenpferden gewesen; ihn interessierte jedes Allgemeine, und er wäre kein Dichter, ja kein wahrer Mensch gewesen, wenn er nicht auch das Einzelne, Kleine, Enge an das Allgemeine geknüpft hätte; er war nicht auf das „Bedeutfame“ veressen, keiner von jenen, die da meinen, ein Gespräch müsse eine greifbare Summe von Belehrung abwerfen, er hatte den vollen Humor der Zufälligkeit, mit dem die Schwabennatur glücklicherweise fast allgemein gesegnet ist; aber er trat eben nicht ins Gespräch, ehe seine Natur und der Gesprächsinhalt einander positiv angenommen hatten, und dazu den Übergang zu finden, mochte er sich nicht mit vorläufigen Lückenbüßern von Redensarten behelfen. Allerdings erzeugte er auch seine Gedanken nicht leicht, wenn nicht der Genius der erregbaren Stimmung über ihn kam; am schwersten, wenn Zuhörer und vollends festlich Versammelte auf sein Wort schauten und warteten. Gewiß freuten ihn die Ovationen der Liebe und Verehrung, die ihm auf Reisen oft gebracht wurden; aber gewiß stürzten sie ihn auch in peinliche Verlegenheit, und wenn ich mich in ihn versetze, wie Hunderte ungeduldiger Bewunderer eine Stegreifrede von ihm erwarten, so bricht mir in der Vorstellung ein kalter Schweiß für ihn aus. Zum Repräsentieren war er ein für allemal nicht gemacht. Politische Reden hielt er nicht anders als wohl vorbereitet; doch in der kurzen Kammerdebatte improvisierte er, wenn er warm war, leicht und schlagend. Sein Vortrag war nicht schön, gestoßen, etwas bellend, die Endsilben verschluckt. Auch Schiller war ja ein sehr übler Deklamator; Naturen, bei denen der Drang von innen alles ist, Menschen, die sich substantiell ganz in die Sache legen, vermögen es selten, im Vortrag zugleich künstlerisch über dem Vortrag zu stehen und ihn danach zu modulieren. Ganz schweigend zog er sich in sich zurück, wo Nasen-

weisheit, Sudringlichkeit sich lästig machten. Besuchte ihn eine Figur vom Schlage der neugierigen Literaten, denen schon der Bleistift in der Briefftasche juckt und zuckt zu einem Artikel in dem und dem Blatt, um mit dem interessanten Dichterbesuch sich selbst ein interessantes Relief zu geben: oh, was machte der Mann für einen prächtigen, unbarmherzig stummen Holzbirnenkopf an die Kerle hin! Eitelkeit, Affectation, Geniesucht war ihm in den Tod zuwider; er war einfach vom innersten Grund seines Wesens auf die Oberfläche heraus, ein deutscher Mann im guten, alten Sinn des Wortes. Der Porträteur, Photograph, der nach seinem Bildnis jagte, fuhr mit den seltensten Ausnahmen auch übel ab; ich ließ mich in Frankfurt einmal von einem solchen beschwätzen, ihm zuzureden, daß er ihm sitze, und fiel glänzend durch, was mir auch ganz recht geschah. Wie steht der Mann da neben dem windigen Literatengeschlechte, das jetzt mehr und mehr ins Kraut schießt, den Zapplern nach unverdientem Ruhm, den Clique- und Claquemachern, den Lobrezensionenbestellern, den Anzettlern kleinlicher Schwägereien, Zänkereien und Stänkereien, die da Händel und Skandal suchen, um nur genannt zu werden, den Affen, die sich bald im Mutterleib schon für ein Titeltupfer werden photographieren lassen!

(Ludwig Uhland. „Kritische Gänge.“ Neue Folge.)

Uhland und Seine

Die Musen hatten einmal den sonderbaren, befremdenden Einfall, sich zu betrinken. Er wurde in einem rauschenden Bacchanal ausgeführt. Euterpe, die Muse der lyrischen Dichtung — ein andermal hat auch Terpsichore dieses Amt neben dem der edlen Tanzkunst — nun, Euterpe wußte in dem

Augenblick, wo wir nach ihr sehen, wohl selbst kaum noch, wie sie eigentlich heiße —, sie stürzt mit flammenden Augen und fausenden Locken aus dem Haine am Helikon, wo ihre Schwestern noch sangen, tanzten, musizierten und jubelten; der Rausch hat ihr einen verrückten Gedanken eingegeben: Sie hat sich in den Kopf gesetzt, den ersten, der ihr begegne, wer es auch sei, auf die Stirn zu küssen und ihm hiemit das Siegel ihrer Weihe aufzudrücken. Götter und Göttinnen, Genien und vollends betrunkene können mit Blitzeseile durch die Lüfte schießen. Blind, ohne Wahl der Richtung, fährt Euterpe dahin; schon befindet sie sich weit, weit weg vom Bereich griechischer Lüfte, über nebligem Lande, fern im Norden schwebt sie, nahe einer großen Stadt am Ufer der Elbe. Jetzt läßt sie sich nieder aus der Höhe, sie steht auf der Erde, hart vor einem jungen Schlingel, der mit üppig zwinkernden Augen, schlendernden Gangs eben aus der Stadt gebummelt kommt. Sie drückt ihm einen vollen, feurigen Kuß auf die Stirn und schwebt hinweg. — Des anderen Morgens finden wir sie auf einer Felsenspitze im Parnas, dort bei Delphi in der Schlucht, wo die kastalische Quelle rinnt. Sie stiert mit wildem Blicke vor sich hin; sie ist nüchtern geworden, sie ist zu sich gekommen und mit Entsetzen. Es bedurfte nicht der magischen Einwirkung der unter ihr rinnenden prophetischen Quelle, noch der mythischen Dämpfe, die dem Erdschlund im nahen Tempel entströmten, um ihr zu sagen, wer es war, den sie geküßt; der himmlische Geist, der ihr als Muse inwohnte, sagte es ihr von selbst. Aber der Kuß galt, er saß, und er galt. Mit einem weiten Blick übersah sie, was sie getan. Sie sah, wie nun die reine blaue Flammenzunge des Götterlichts zwischen Schmutz und gemeinem Erdenfeuer unbegreiflich hervorleuchten werde, stets entweicht und stets wieder entzündend. Nicht daß

dieser Mensch in der Verzweiflung scherzen, im Scherzen verzweifeln, nicht daß er dämonisch lachen und zugleich weinen werde, nicht an sich beklagte sie das; so lange nur die Verzweiflung wahr, die Träne echt, der Widerspruch erlebt, ließ sie es gelten; sie begriff, obwohl eine Griechin, die veränderten Zeiten, die tieferen Seelenklüfte einer Menschheit von so viel verwickelterer Bildung, den ungleich wilderen Stoß des Ideals auf die Realität. Aber daß dies zur eiteln Fraze werden, daß der verwöhnte Junge die leichten Triumphe haschen werde, die dem in die Hand fallen, der in die Poesie die Parodie der Poesie einzuführen die wohlfeile Frechheit hat, daß er wunderbare Sehnsucht, namenlose Wehmut, traumhafte Ahnung in jeder Seele wecken und dann wie Seifenblasen zerplätschen werde, daß er keinen Wiß werde verhalten können, wenn er auch eben nur taugte, ein paar alte oder junge Bocksgesichter an der Wirtstafel meckern zu machen, daß ihm sein wißiges Ich, alles verklärend und im Verklären unter Hohn zerfetzend, über alles sein, daß er schön, schmierig verleumden, lügen, sein Vaterland im Auslande dem Spott preisgeben, daß er, ein feiger Weichling, sich als Ritter und Freiheitskämpfer aufspreizen, daß er endlich fromm werden und unter des lieben Herrgotts rotem Mantel hervorlachen und fichern werde, verachtet, verabscheut und doch noch immer bestechend und zum Mitlachen kitzelnd, immer hinreißend, immer untwiderstehlich und immer unausstehlich, ein Wicht und der verbätschelte Liebling aller, ein Geschwür des Gestankes und von dem Dufte der Lorbeerblüte nie verlassen, ein geiler Affe und ein Musenjüngling mit einem Strahlennimbus ums Haupt, ein unerschöpflicher Honigkelch voll Gift für die Nation — oh, sie übersah alles, alles. Ihr Götter, was habe ich gemacht! rief sie, ihre himmlischen Locken raufend, ihre Hüften schlagend —

da plötzlich hielt sie inne, verstummte, ihre Blicke erheiterten sich, ein trostreicher Gedank schien ihr anzusteigen. Sie erhob und schwang sich in die Lüfte. Wiederum, doch diesmal wohlbedacht, führte sie ihr Flug nach dem Norden, aber nach dem Süden des Nordens. Es war ein klarer Frühlingsmorgen. Auf einem Rebhügel an einem schönen Flußthal, dessen Aussicht fernes, blaues Gebirge begrenzte, ließ sie sich nieder. Sie sah unverwandt nach dem Haus, an das der Weinberg stieß. Die Thür öffnete sich, ein Mann mit herben Zügen, über denen aber der Geist des Friedens, der stillen Kraft, der bescheidenen Tugend schwebte, ein Mann, dessen ganzes Wesen Einfachheit war, schritt heraus in den Rebengarten, der sein Eigentum schien. Weiter sah er nach dem Gedeihen der Schößlinge, dann schickte er die Blicke mit einem unaussprechlichen Ausdruck in das Thal hinaus, das in der Morgensonne strahlte, hinüber nach den duftigen Bergen. Oh, du bist es, sprach sie; dich hab' ich einst auch geküßt, ich weiß es wohl noch, es war an einem solchen Morgen, da du als Kind dort unten am Flusse spieltest; der Ruß war nicht voll, nicht glühend, nicht trunken, er war kühl, keusch, sanft, so wie Athene küssen würde, wenn sie jemals küßte, aber du, ja du bist gut, die Geschlechter werden mich segnen um diesen bescheidenen Ruß. Du wirst leben, unsterblich leben in der Nation. Ein Denkmal wird dir erstehen dort unten auf einem Hügel in der grünen Au am Fluß, ehern und gediegen, wie du selbst. Wohl dir, wohl mir, wohl meiner geretteten Ehre! Noch einmal ließ sie mit innerstem Wohlgefallen ihr Auge auf dem Mann ruhen, dann schwang sie sich wieder auf und schwebte dahin und kehrte frohen, verklärten Blicks zurück zu ihren Schwestern auf den Höhen des Helikon.

(Ludwig Uhland. „Kritische Gänge.“ Neue Folge.)

Gottfried Kellers Sprache

Im „Grünen Heinrich“ sind Fluß und Guß noch nicht gleichmäßig, der Stil wird stellenweise breit und eckig, hat Lagunen wie der Inhalt. Doch lese man nur einmal den Anfang, dann den Teil, der durch die Aufschrift „Jugendgeschichte“ abgehoben ist, namentlich auch da wieder den Anfang, den Eintritt aus dem Stadtleben ins Landleben: wie frisch, warm, saftig ist hier auch die Sprache, wie angegossen der beseelten Anschauung des klaren Auges! Den Geldwylergeschichten und Legenden sieht man an, daß Keller seinen Stil an alten Novellen, Chroniken, wohl auch am Lutherdeutsch fortgebildet hat; wo es der Inhalt bringt, wie in den Legenden, wie in „Spiegel das Rätzchen“ fühlt man bestimmtere Nachbildung des altertümlichen, naiven Tones. Doch was will das heißen: Fortbilden, Nachbilden! Keller schneidet aus dem frischen Holz der Sprache, Keller prägt sein Sprachgold selbst. Es handelt sich zuerst um Satzbau, Tonfall, Rhythmus, akustische Bewegung der Sprache. Wie sieht es in diesen Dingen jetzt aus um unsere deutsche Literatur! Wenn der Italiener, der Franzose sich einen niedergeschriebenen Satz noch einmal vorliest und hinhorcht, wie er läuft und klingt, so liebt es der Deutsche, nicht bedenkend, daß seine so viel härtere Sprache doppelte Übung und Erziehung des inneren Gehörs fordert, gleich mit den ersten Worten einer Periode so plump hineinzutappen, daß sie in der Geburt schon hin ist: „was nun die in dem unter der Voraussetzung, daß usw. geschriebenen Artikel enthaltenen Bemerkungen, sowie die in anderer Beziehung, obwohl mit Vorbehalt usw. aufgestellten Behauptungen betrifft“ usw. Von solchen Marterkonstruktionen, die wie eine Säge auf's Trommelfell losarbeiten, wimmelt es, wo man nur hinsieht, und nicht nur in der eiligen Tagesarbeit der Presse.

Wir sind schrecklich hart, ungelent, ein häßlich ölfoses Knarren ist unsere Sprache. Was uns am meisten verderbt hat, ist bekanntlich das Einschachtelungsprinzip des Latein; wir überbieten es noch und sind namentlich zu einer wahrhaft rohen Stumpfheit des Ohres gegen Häufung von Konsonanten und Aneinanderrücken von Zeitwörtern gelangt, welche Zwischensatz und Satz abschließen. Wer es zu einem Bewußtsein dieser Laster gebracht hat, verfällt nun umgekehrt leicht in ein Zuviel von Feile, die so fein glättet, daß der Satz allen Naturton verliert. Es kommt auf ein paar Nachlässigkeiten, Härten, auf ein Wörzchen nicht an, wenn nur der Satz rote Backen hat. Diese Gesundheitsfarbe aber haben Kellers Perioden. Es ist schwer, ja unmöglich, diesen Naturton getrennt vom Inhalt, von Blut und Nerv des inneren Lebens zu betrachten; wenn die Vorstellung, der Gedanke ohne Blut und Nerv sind oder krank an beiden, nervös, hysterisch, hämorrhoidalisch, wie soll die Sprache gesund wallen und atmen und marschieren? Aber bei Keller rinnt und quillt es von innen heraus, und daher auch behaglich, erquickend wieder hinein in das Ohr des Lesers. Man steht wie an einem vielröhrigen Brunnen in weicher durchleuchteter Nachtluft und hört plaudern, plätschern und rauschen, wiederhallen in tieferen Tönen, dann leise murmeln, die sprühenden Töne sind weich, stark, zart, geheimnisvoll, feierlich und wieder kosend und immer erfreuend, immer gefällig; oder, um das Bild fallen zu lassen, es ist nicht geschrieben, es ist gesprochen, man glaubt auf der Riva, dem Molo zu stehen und einige Volkserzähler wie in alten Zeiten fabulieren zu hören. Dabei kommt unserem Dichter zugute, was von körnigem Altdeutsch noch im Munde der Schweiz erhalten ist; er schöpft aus der Quelle, während tausend andere aus Behältern pumpen.

(Gottfried Keller, „Altes und Neues“.)

Eduard Mörike

Ein Geheimnis ist der Genius, in den dunklen Urschoß der Dinge, in unbegriffene Tiefen reichen seine Wurzeln, daher sieht er, wo uns die Augen versagen, und daher ist uns oft, als weilten wir andere nur am Rande des Kreises, während er in den Mittelpunkt blickt, er, der Liebling, der Vertraute des Weltgeistes. Und so mit der Natur einig, so immer rein, naturkeusch und naturvoll, so war auch deine Dichtung; wie sollte sie auch anders sein, die Dichtung eines Mannes, dem die Natur vergönnt hatte „in ihre tiefe Brust wie in den Busen eines Freundes zu schauen!“ Naturvoll und doch kunstvoll; denn hier war Natur Kunst, und Kunst war Natur. Ganz und wohlgegliedert sprangen deine Lieder aus deinem Haupte, innig empfangen mit und in dem Sinne Wort, Rhythmus und Klangfarbe des Lauts. Hastest du etwas auf der Welt, so war es das Gemachte, alles Gespreizte, ja gründlich verhaßt war dir die Muse, die sich vor dem Spiegel pudt. — Deine Muse liebt es, sich fernzuhalten vom lauten, drängenden Menschenozean, nicht ihre Art war es, große, mächtige Stoffe mit starker Hand zu fassen und zu gestalten. Das Leben, das wirkliche Leben, braucht ja noch andere Kräfte, nüchterne, eiserne, auch das Reich der Muse verlangt anders geartete Kräfte noch als die deinen, verlangt Kräfte mit Adlersehnen und mit breiterem Schwunge der Fittiche. Aber darum möchten wir nicht und könnten wir nicht missen die Geister mit weicher, träumerischer, mit sanfter Bewegung der Schwingen. Die Geister, deren Träume aber darum keine hohlen Träume sind, sondern tiefe Träume, die zurückgehen zu den alten Völkerträumen, den uralten Phantasien, womit ahnende Völker sich das Rätsel der Welt zu deuten gesucht. Wir können sie nicht entbehren, damit nicht alles sei der Drang, der Qualm, der

Lärm, der Dunst, die Hitze und das Geschrei des Marktes, des Tages, damit auch sei eine Stille, ein Friede, eine Betrachtung, eine Sammlung und eine Einkehr in die eigene Brust.

(Rede bei der Einweihung des Märtyrerdenkmales 1880. „Altes und Neues.“)

Michel Angelo

In Michel Angelos Jüngstem Gericht weht ein Gewaltensturm, urgebirgs-urweltkräftig. Wohl! Aber Michel Angelo ist eben nicht mein Mann. Verstehe zwar seinen hohen Zorn, das Herum- und Auffahren seiner Geistmenschen gegen die Welt, das Wetternde, Schmetternde; verstehe dies grundmächtige Urgefühl der organischen Form und Bewegung und der Leidenschaft; — Deckenbilder der Sixtina: — ich bin wohl nicht der letzte, der die wahre Großheit hier und das mystisch tief-aufglühende Feuer fühlt, dies abgrundtiefe Brüten, dies saufende Wehen, dies zuckende Außersichsein des tiefsten In-sich-seins der Ahnung. Aber — aber wie soll ich sagen? Michel Angelo genoss die Titanenehre, in den Rat der Götter gezogen zu werden; er war dabei, stand ganz nahe, als aus dem Urfeuerschoß die ewigen Formen erquollen. Aber da dies doch über Menschengrenzen geht, so brannte er dabei das Hirn etwas an, und das verrät sich in geschwollener Überstärke, wildem Herumwerfen, in zu sichtbarem Zeigen seines Könnens, einem Reißen, Stoßen, Schlenkern, Aufbauschen, Rollen und wie man sonst die Auswüchse nennen mag, an welche dann die Ausartung sich knüpfte. Kurz, ich bleibe bei meinem Raffael, obgleich ich seine Achillesferse nun auch kenne.

(„Auch Einer.“)

Albrecht Dürer

Nimm dem Albrecht Dürer seine Ecken, Knorren, wurmgeringelten Faltenmuster: gut, versuch's und sieh zu, wo du

durchschneiden kannst, ohne seine Eigenart gestrengen Charakters, sein Gefühl des warm Beschränkten und traulich oder herb Geschlossenen, seine treulich zusammengehaltene Empfindung mit wegzumähen. Hätte er den freien Fluß der Linie gehabt, den Löwen des heiligen Antonius schlank, rund, plastisch zu zeichnen, hätte er dann das Ganze gezeichnet, wie es ist bei dem Hieronymus im Gehäuse? So gutes, warmes Stübchen, Sonnenbild der runden Scheiben an der Fensterlaibung, Schere im Riemen an der Wand, Kürbis an der Holzdecke hängend, ganzer Raum so gemütlich ausgefüllt, Spishund so schmuckelig hingelagert neben dem zahmen Raubtier und den Heiligen so ehrlich vertieft?

(„Auch Einer.“)

Die Madonna in der Kunst

Die Mutter Jesu ist für uns nicht ein aus dem Naturgesetz herausgehobenes Wesen, nicht Mutter Gottes, nicht zum Himmel gefahren, nicht Himmelskönigin; dennoch müßte von Phantasie und Gefühl ganz verlassen sein, wer vor einem Kunstwerk wie Tizians *Assunta* unbewegt stände. Alles Erdenleiden, alles tiefe Weh, das ein Menschenherz durchwühlen kann, und alles Sehnen nach einem reinen, freien, seligen Dasein atmet und blickt aus jenem wunderbaren Frauenantlitz, ein Schwung der Freude herauszuschweben aus dem Qualm des Lebens, geht durch die bewegten Glieder, die Falten des Gewands; die zurückbleibenden, nachschauenden Jünger sind wir, sind unser Sehnen aus den schweren Erdenbanden; oben der greiflich menschliche Gott-Vater und seine Engel befremden uns nicht, sie sind nötig zum Empfang der Aufschwebenden, sind Verkörperungen schrankenlosen Daseins. — Oder treten wir vor Raffaels *Sixtinische Madonna*. Jeder Zug dieses Angesichtes scheint zu sagen: kein Wort, keine

Zunge nennt die Entzückungen der seligen Welt, aus der ich hergeschwebt komme, der großäugige, ahnungsvolle Knabe auf ihrem Arm träumt fort von diesen Himmelswonnen; ein sanftes Wehen von oben spielt in seinen Löckchen, von der Bewegung des Niederschwebens glaubt man das Gewand der Mutter rauschen zu hören; der heilige Sixtus zeigt heraus und hinab auf seine Gemeinde, für welche er die himmlische Erscheinung hergesteht hat, die heilige Barbara sieht glücklich über die Gewährung in reiner Mitfreude auf die begnadete Welt hernieder, und mit demselben Ausdruck herzlichen Gönnens im kindlichen Antlitz schauen die zwei anmutigen Putti, welche der Künstler erst später aufgemalt hat, als weitere Zeugen unaussprechlicher Himmelsfreude aus dem einzigen, visionären Bilde zu uns heraus. — Das Madonnenideal hat für uns überhaupt die bleibende Bedeutung eines Bildes der reinen Weiblichkeit. Als Mutter noch jungfräulich. Dies hat tiefen Sinn und Wahrheit ohne allen Kirchenglauben. Die Schöpfung dieses Ideals ist Werk und Ausdruck der erweichten Seele des Mittelalters, die im Weib alles Milde, Versöhnende, allen reinen Liebreiz sich erscheinen sieht — „das ewig Weibliche“.

(Das Symbol „Altes und Neues“, Neue Folge.)

Der Politiker und Erzieher

Der germanische Typus

Was den germanischen Typus betrifft, so sind die Körper stark, muskulös, bald stämmig untersezt, bald sehr groß, ausdauernd, aber linksch, schwerfällig, träg oder gewaltsam in Bewegungen, die Köpfe auf den ersten Anblick unedel und gemein in den Formen: das Rinn tritt zu sehr zurück oder zu knorrig hervor, großer Mund oder zu kleiner mit dünnen, eingekniffenen Lippen, rohe Kiefer sind das gewöhnliche, die Nase ist sehr häufig aufgestülpt oder, namentlich bei dem höheren und schlankeren Wuchse, der mehr den nördlichen Stämmen eigen ist, übergroß und in der Form der Ramsnase gebogen, die ganze Gesichtsförm in jenem Falle viereckig, in diesem zu lange gezogen. Einige ungeschickte Knorren und Ecken fehlen in keinem deutschen Gesichte, dazwischen langweilige Flächen und Entfernungen, „Brachfelder“, Unausgearbeitetes, zu schwach Ausgeladenes, wie z. B. die Augenlider weit entfernt sind, das deutliche Gesimse des Auges darzustellen wie in den antiken Köpfen. Aber der Ausdruck des hellen Auges und der gedankenvollen, meist hohen und kräftig modellierten Stirne, die häufig blonden, freilich größtenteils schwunglos schlichten Haare, die weiße Haut, das zarte Rot und der Duft der Farbenübergänge, das alles widerlegt

wie ein Lichtgeist das Gemeine, das Rohe der übrigen Züge. Die deutschen Physiognomien haben etwas vom Hunde, die griechischen vom Löwen, die orientalischen vom Adler; vom Hundsgesichte sagt man, es liege etwas Gemeines in ihm, aber es liegt auch der ehrliche und aufrichtige Charakter darin, wodurch sich dieses Tier vor allen auszeichnet. Dieser ganze Typus und Habitus zeigt, wie er selbst einen Charakter der Negativität hat, das Negative des inneren Naturells an. Von den Orientalen sagten wir ein dualistisches Temperament aus, in dem Sinne aber, daß die Seite der Ruhe und Sammlung ebenso wie die des Ausbruchs als eine Versenktheit in die Natur erschien; im deutschen Wesen aber ist Ruhe und Sammlung ein Verarbeiten der Dinge im Innern, Innigkeit, Anlage zur Unschlüssigkeit aus Reflexion und Zweifel, Streben, die Natur zu überwinden, und Nichtkönnen, dann folgt täppischer, praller, roher Ausbruch dessen, was heimlich im Innern gegoren. Das Leben zerfällt in strenge Arbeit und Genuß. Die Deutschen sind viel lustiger als die den Alten immer noch verwandten Romanen, ja ausgelassen in Lustigkeit; aber gerade das lustige Volk ist auch das harte und melancholische. Hier ist Idealität, die nicht heraus kann oder in Übermaß fällt, wortarmer, schwerer Ernst und Überschwang des Scherzes, hier ist Geist, der sich nicht bruchlos in seine Welt, sein Organ ergießen kann, hier ist nicht bloß Dualismus, sondern Widerspruch, ein Sich-selbst-nicht-gleichen, ein Hinaussein über die Natur und ein Rückfall in sie, der dann roh, wild, ausschweifend ist, ein Straucheln des Geistes über seine eigene Schwelle: die angeborene Weise eines Volks, in dessen Natur nicht glühende Hitze und Ode mit fruchtbarem Regen, üppiger, müheloser Produktivität, sondern starre Kälte, die nach innen wirkt, um den stillen Herd versammelt, dann zur rauhen Arbeit

ruft, mit dem milderen Frühling und Sommer wechselt, der aber ebenfalls immer noch viel Mühe und Fleiß erfordert, um das Hinreichende zu gewähren. Die Italiener nennen uns eine *Razza inferiore* und haben doch dunklen Respekt vor den innerlichen Tugenden, durch die wir unsere eckige Erscheinung, unsere Unbeholfenheit, die schlechte Ausbildung aller instinktiven Eigenschaften, die zur animalischen Seite des Geistes gehören, widerlegen; sie ahnen, daß hinter dieser grenzenlosen Prosa und Schwunglosigkeit, die wie ein ätzender Geist jede Fülle und Höhe der Form niederstreift, ein innerlicher Schwung verborgen sein müsse. Es erhellt von selbst, wie ein solcher innerer Zwiespalt unendlich neuen, tragischen und komischen Stoff in die Welt des Schönen einführt: Die Möglichkeit des tiefsten inneren Zerwürfnisses ist durch ihn gegeben, unendlich vieles wird erst komisch, da der Geist seines Leibes sich schämt.

(„Aesthetik.“)

Die Deutschen

Stumpf und spitzig,
Dummlich und witzig,
Kühl und hitzig.

Vernagelt und sinnig,
Grobkantig und minnig,
Blöckisch und innig.

Langsam und ungeschickt,
Fleißig und unverrückt,
Bis das Ding doch noch glückt.

Jetzt schwer wie Blei,
Jetzt geistig frei,
Im Dienste treu.

„Zu untertänig?
Mannstolz zu wenig
Vor Kaiser und König?“ —
Will man die wirklich freien Seelen
In jeglichem Lande richtig zählen,
Lasse man ehrlich hier und dort
Die Verneinungshelden, die Schreier fort,
Die Leute mit großem Maul und Wort,
Die vor dem Volke, das sie belügen,
Falsch und feige das Knie doch biegen,
Vor dem Bösen Mammon am Boden liegen;
Die Schmeichler an Thronen,
Die Kriecher vor Kronen
Rechnen wir gerne zu diesen Drohnen,
Zu diesen Wespen; allein die Bienen,
Die willig schaffend dem Ganzen dienen,
Seien gezählt. Dann kommt und seht,
Wie eure und unsere Rechnung steht!

Launisch und grillig,
Eigenwillig,
Gerecht und billig.

Ledern und hornig,
Griffig und dornig,
Allgemach zornig,
Dann bernische Dietriche,
Feuersprühende,
Hornhautverglühende
Berferkerwüttriche,

Dann besinnt sich der Wilde,
Wird klar, gut, milde.

Der Grazie bar,
Reizlos wahr.
In Gebilden hart und mager,
Zu klumpig oder zu hager,
Für Sprachklang schwerhörig,
Für Versfluß dickhörig.
Da brechen ins Dunkel Lichter
Sinnlich klar,
Erstehen Künstler und Dichter
Wunderbar,
In Formen und Tönen
Meister des Schönen.

Mode-Nachtreter,
Welschen-Anbeter,
Fremdwort-Kneter.
Doch wie oft er entgleist,
Empor sich ringender,
Nicht umzubringender
Ureigener Geist.

Zeitverschlenker
In Schlendrian,
Zerfer und Zänker
Um einen Span,
Geistverrenker
Mit irrem Wahn,
Tieffinnige Denker
Auf Sonnenbahn.

Träumer,
Versäumer,
Spätaufzäumer.
Tüchtige Reiter,
Meister im Fechten,
Schützen die rechten
Straffe Schreiter,
Nimmer verdrossen
In Frost und Brand,
Stramm geschlossen
Durch Mannszuchtband.
Und sieh da jetzt!
Zu guter Letzt
Doch bei der Hand,
Eatbereit
Zur rechten Zeit.

Als Trinker in aller Welt bekannt:
So sind die Leut' im deutschen Land.

Da hätt' ich indessen
Fast was vergessen:
Sie lachen gern —
Ihr bester Stern;
Sind helle genug, sich selbst zu kennen,
Lachend sich von sich selbst zu trennen.
Und so werden sie, hoff' ich, ihre Sachen
Zum richtigen Ende so noch machen,
Daß sie zulezt und am besten lachen.

Sind doch alle Völker ja nur so so,
Bin lieber bei meinem als irgendwo.

(„Austria.“)

Der deutsche Michel

Jede Nation ist sich ihrer Schwächen bewußt — nicht ganz bewußt, nicht so, daß sie ihnen im nüchternen Wort völligen Ausdruck geben könnte, wohl aber so, daß sie in den Werken der Phantasie, in Dichtung und Kunst, kurz im Bild das Unharmonische, das ihrem Wesen anhängt, in ausreichender, ja überschwelligender Bestimmtheit sich gegenüberzustellen vermag. Schon in seinen uralten Sagen schuf sich das deutsche Volk sein Konterfei in ungeschlachten, tölpischen, langsamen und doch kampfwütigen Riesen, ja auch dem edlen Heldenbild wurden einzelne Züge geliehen, worin der Volksgeist sich selbst und sein Wesen belächelte: nennen wir nur den Dietrich von Bern im „Großen Rosengarten“, dem der rechte Kampfmuth nicht kommen will, bis ihn Hildebrand verhöhnt und schlägt; jetzt nimmt er den Kampf mit Siegfried auf, aber erst wie Hildebrand sich totsagen läßt, entbindet sich seine ganze Kraft, und nun freilich geht ihm vor Wut ein Flammenodem aus dem Munde, daß Siegfrieds Hornhaut schmilzt. Dies ist ja doch der echte deutsche Michel. „Michel“, das Wort war ursprünglich nicht komisch, ist nicht Scherzform von Michael, sondern das altdeutsche Wort für Groß, wurde aber eben darum, weil man die Größten selbst mit einer gewissen Schwerfälligkeit, Langsamkeit, Unschlüssigkeit sich behaftet dachte, zum Spitznamen, den der Deutsche sich selbst gab.

(Über neuere deutsche Karikatur. „Altes und Neues.“)

Die Schwaben

(Aus „Auch Einers Tagebuch“.)

Meine sie nun zu kennen, diese Schwaben. Schwerblütig, unvermögend, sich aus sich herauszuleben. Wie leichtlebig dagegen selbst unsere mitteldeutschen Stämme! Und dabei merk-

würdig starkes Stammesgefühl. Meinen, ihre Eigenheiten seien bessere, eignere Eigenheiten als die Eigenheiten anderer Stämme. Meinen, sie haben die Gemütlichkeit gepachtet.

Gemütlichkeit? Es ist jeder Dialekt gemütlich, und behüte uns der Himmel vor Dialektlosigkeit! Sie mögen recht haben, daß sie durch alle Stände daran halten. Aber es ist auch Gefahr in diesem Hegen, es bildet sich ein behagliches Einander-Mögen und -Gernhaben im engen Kreise, ein Element, aus welchem schwer zum resoluten Aussprechen der Wahrheit aufgetaucht wird, wenn sie unangenehm ist. Die Bettermichelsgemütlichkeit liegt so nahe an der unwahren Höflichkeit, als der weltglatte Bildungsschliff, mag sie auch am unrechten Orte manchmal grob sein. Man sollte jedem, der unfrei am Dialekt hängt, auf zwei Jahre den Gebrauch desselben bei Strafe verbieten und nachher wieder erlauben.

Nachdenkliches Wesen, viel Talent, aber da stellt sich das T und U um: Talent bleibt latent. Sind so gescheit wie nur irgend jemand, haben aber wie die Schildbürger beschlossen, heimlich gescheit zu sein. Will nichts heraus. Kein Zusammenleben, keine Gesellschaft — denn verhochte Wirtshauskreise sind nicht Gesellschaft —, kein Gespräch. Man trifft freilich im kleinsten Winkel vereinzelt unterrichtete Menschen, wenn man sie anbohrt, oft und viel — guter Verstand überall. Aber kein Gespräch, will sagen kein geselliges, verbreitetes, Städte durchfliegendes Ventilieren neuer Dinge, die jedermann interessieren. Kein warmes Wort, kein lebendiger Ideenstreit über neue Bücher, Theaterstücke, Kunstwerke, aufregende politische Ereignisse oder Fragen. Scheint mir auch verstockter Eigensinn zugrunde zu liegen, machen Gesichter, die sagen: jetzt, weil jedermann davon spricht, weil alle Welt meint,

davon müßte die Rede sein, jetzt gerade erst recht nicht. — Sind übrigens auch fremdenscheu, fremdeln.

Auch Gutes in dieser Verstocktheit? Lassen windiger Volubilität? Flunkerhaften Leichtredens? Gewiß, und darin viel Recht. Begründeter, gerechter Widerwille gegen das Umsichwerfen mit vergriffener Sprachmünze bei so manchen Norddeutschen, gegen die Schwabvirtuosität und Wohlweisheit des Berliners. — Auch eine gewisse, edle Scham, das Innere nur so geschwind herauszugeben? Selbstgefühl, das sich gegen Modelehtag sperrt? Ja, auch davon ein Korn, im übrigen Phlegma, oder ist es anders zu bezeichnen? Man meint oft, diese Leute müssen ja Fischblut haben, wird irre, wenn man wieder den nachhaltigen Zorn sieht.

Die Schwaben sind zornig. Muß namentlich vom Neckarwein kommen, der böß macht; hab's in jenen Wochen an mir erfahren. Schiller hat diesen Zorn zum Zorn gegen das Gemeine veredelt. Das Volk sehr roh, soviel ich an Sonn- und Feiertagen auf der Eisenbahn bemerken konnte. Besonders wildes Fluchen. Auch wilde Tiermißhandlung. Beamter in Stuttgart, klarer Mann, fähig, aus Vogelperspektive zu sehen, sagte: was ein rechter Schwab ist, wird nie ganz zahm. — Sehr häufig die „oculi truces“ des Tacitus.

Formlosigkeit prinzipiell gemacht: sie gilt für wahre Natur; Form gilt für affektiert, vor allem: höher belebte Form, doch auch einfach richtige Form, zum Beispiel reines Deutsch. Wissen aber doch in Kunst und Wissenschaft sehr wohl, was große Form ist.

Vieles offenbar auch Folge der langen Abgeschlossenheit vom großen Verkehr. Weltlosigkeit, Versessenheit, Stagnation. Hauptstadt in einem Kessel, können nicht oben hinausschauen.

Entsteht ein deutsches Reich, so wird sie vielleicht die Luftdurchströmung wecken; wird etwa sein, als ob man einen großen Fluß durchleitete. — Doch gewiß langsam.

Halten sich in ihrer Selbstliebe für besonders ehrlich, solid, real, — während es mit der Gewissenhaftigkeit im Handel und Wandel, im Handwerk um kein Haar besser steht als irgendwo in unserer Zeit. Herrschend selbst in Städten, lange sogar in der Hauptstadt, lumpiger, fünf Zoll dicker Holzriegelbau, Nomadenzelte. Von diesen gefälschten Mauern muß ein Geist der Unsolidität in alle Geschäfte ausströmen. — Hören gern: „biedere Schwaben“. Der wahre Biedermann wird aber die Biederkeit haben, dies Prädikat nicht anzunehmen, weil es klingt, als ob die Leute anderswo nicht bieder wären.

Das viele Talent sichtbar in viel Humor. Aber dieser Humor öfters ins Kleine, eng Lokale verkräuselt. Lach- und Spottneigung: gefährlich, kehrt sich leicht gegen wahres, wie gegen falsches Pathos. Spottlust dadurch etwas entschuldigt, daß man sie selbst viel verspottet, und doch viel mit Unrecht. Auch ihren Dialekt verspottet man oft ungerecht; unter all seiner Unschönheit ist doch ein feiner Sprachsinn verborgen, ein Ohr, ein Nerv von viel Schärfe für Sprachfehler moderner Abschleifung, naturloser Sprachkultur. Habe zum Beispiel niemals den Akkusativ und Ablativ, nie das Her und Hin, Hier und Dort verwechseln hören.

Beamtenstand habe ich in Mehrheit sehr gewissenhaft gefunden. — Auch die Sitte im ganzen und großen noch etwas intakter als anderswo. Verkehrsanstalten exakter Dienst. — Viel Tüchtigkeit. — Schulwesen höchst solid. — In diesen Dingen mehr Ernst, Sorgfalt, Genauigkeit als bei den südöstlichen Nachbarn. Protestantisches Land.

Summa: Völklein schwer zu begreifen; Gutes und Schlimmes verknäuelst wie kaum irgendwo. Überrascht aus seiner engen Existenz die Welt auf einmal mit einem Schiller, Schelling, Hegel. Vielleicht kann man sagen: unter dem dichten, knorpeligen Schildkrötenschild ein stets gesparter, obwohl auch viel zu sehr gesparter Schatz von Talent und Kraft. Dies die mildeste Ansicht und billigste Entschuldigung. — Nur der Lebtag von der Gemüthlichkeit sehr verdammenswerth, erregt Überdruß.

Das ist übrigens auch wahr: keinen einzigen blasierten Menschen habe ich gefunden, und bin doch mit vielen umgegangen. Dies besagt nicht wenig. (»Auch Einer.«)

Nochmals die Schwaben

Die Schwaben sind ein Volk absonderlicher Art. Eine ungeahnte Fülle von Geist und Talent steckt in diesem Lande. Es ist unsere Liebhaberei und Kunst, es zu verstecken, daß man es nicht findet, namentlich auch gesellig: Der einzelne isoliert sich oder verschlüpft sich in kleine, klebrig zusammenhockende Kreise, die kein Fremder entdeckt. Dieser kommt und fragt: Wo sind denn die Leute? Wo finde ich Künstler, Literaten usw. vereinigt. Wer uns nicht kennt, dem müssen wir stumpf erscheinen; tausende halten es für unnatürlich, von solchen Dingen am Kaffee- und Wirtstisch zu sprechen, wo viele vereinigt sind; könntest du die Schweiger belauschen, wenn sie zu wenigen unter sich sind, so würdest du tausendmal staunen über die Klarheit, Freiheit, den Humor, kurz die Intelligenz ihres Urtheils. Es hängt mit unseren besten Eigenschaften zusammen; wir mögen die Geistheberei nicht, dem Gespräch soll seine Zufälligkeit, naive Behaglichkeit bleiben; aber gewiß, es ist der größte Fehler unserer Tugend, dieser Verstecktrieb, diese falsche

Scham und Scheu vor vermeintlicher Affektation und falschem Pathos. Wir wollen zu schlafen scheinen, während wir wachen. Es ist dem Schwaben wohl nicht recht, wenn man nicht merkt, daß er grundgescheit ist, und doch meint er, er wäre geziert, wenn er es sich anmerken ließe. Hat dieses Nichtsherauslassen etwas Schildbürgerliches, so muß man dem Stamme dafür nachsagen, daß er seinen geistlichen Schatz gut zusammenhält; wohlgesparter Fonds ist der Geistescharakter dieses Landes, daher überrascht es oft die Welt, wenn es den Behälter öffnet und sein Vermögen sehen läßt. Es wird kaum in irgendeinem so bevölkerten Lande so wenig blasierte Menschen geben. (Mein Lebensgang. „Altes und Neues.“)

Der Stiftler

Den Tübinger Stiftler kennt man leicht an einem blöden und unfreien Zuge, der ihm bleibt. Seine innere Bildung steht in einem großen Mißverhältnisse zu seiner äußeren; im Gefühle dieses Mangels zieht er sich auf den Wert seiner geistigen Bildung zurück, und hieraus entsteht nun ein ganz eigenes Geschmäckchen gegenüber dem Studierenden in der Stadt. Er ist sich bewußt, daß dieser den abgesperrten, strenge bewachten, immer noch in mehreren Beziehungen mönchisch gehaltenen Kommilitonen etwas über die Achsel ansieht, er sucht dafür eine Satisfaktion darin, daß er ihn seine, durch die viele wissenschaftliche Anleitung, die er genießt, meist gediegenere und umfassendere geistige Bildung fühlen läßt, und so entsteht eine eigene Mischung von Barbarei, von einem Gefühle des Gedrücktseins und von Bildungstolz, wohlweisem Wesen, welche den Seminaristen für seine Kameraden außer dem Seminar schwer umgänglich macht. Zu allem kommt noch die angeborene Schwerfälligkeit schwäbischer Natur, und

so bleibt von dieser Erziehung lebenslang ein Rest von Verschüchterung, der Geist ist bei allem Reichtum wie mit eisernen Reifen gebunden, er kann, wo es sich nicht um wissenschaftliche Mitteilung handelt, nicht heraus, nicht über die Schwelle, er stottert und stolpert. Ich weiß dies alles aus eigener Erfahrung, denn ich bin selbst durch diese Anstalten gegangen, und man mag aus diesem Geständnisse sehen, daß ich auch hier niemand verletzen will.

(Dr. Strauß und die Würtemberger. „Kritische Gänge.“)

Der Krieg

Der Krieg ist roh, schrecklich, wild und verwildernd, zerstört das Wohl von Tausenden und hat schon ganze Völker auf Jahrhunderte gelähmt, ja für immer gebrochen; der Krieg ist ein Ungeheuer mit bluttriefender Sense des Todes. Aber der Krieg ist auch ein Wecker von ungemeinen Kräften, die sonst geschlummert hätten. Er vermag die Völker zur höchsten Anspannung ihrer Kraft zu spornen, zu Leistungen, die im Frieden sie selbst sich nimmer zutrauten; er hebt die Geister wohlthätig aus der Niederung der Interessen, die sich an ehrenwerte Tätigkeit knüpfen, aber, wenn sie in langer Friedenszeit herrschend werden, Erschlaffung, Verweichlichung zur Folge haben, —

„Der Fröner, der sucht in der Erde Schoß,
Da meint er den Schatz zu erheben;
Er gräbt und schaufelt, so lang er lebt,
Und gräbt, bis er endlich sein Grab sich gräbt.“

Der Krieg weckt den Mut. Es gibt einen physischen Mut: er ist eine angeborene Naturkraft; es gibt einen moralischen Mut: er geht rein vom Willen aus, es ist der Mut des Charakters im Widerstande gegen Gefahren, wie sie täglich

auch das bürgerliche Leben bringen kann, und ferne sei es von uns, seine Ehre zu verkleinern; ein Luther, der nach Worms geht, und wenn jeder Ziegel auf dem Dach ein Teufel wäre, ist wahrlich auch ein Held; der Krieg aber gibt dem Willen in der stürmisch aufgeregten Naturkraft einen Bundesgenossen, er vereinigt beide zum physisch-moralischen Mut, und diesen nennt man im bestimmten Sinne des Worts den heroischen. Heroen schafft der Krieg; und nicht nur Heroen der That, sondern auch der Ausdauer; er lehrt Anstrengungen und Leiden ertragen, welche auszuhalten nur in so außerordentlicher Hebung und Erregung der menschlichen Natur möglich ist, so daß das Höchste und Äußerste dessen zur Erscheinung kommt, was wir im Begriff der Männlichkeit zusammenfassen.

Der Krieg will aber nicht nur Wagen, Schlagen und Tragen, sondern auch Denken; der Krieg ist im Fortgang der Zeit und Bildung eine Wissenschaft geworden, und so bringt er auch ungekannte Tiefen des Geistes zutage. — Die Lasten und Leiden des Krieges rufen in allen Ständen den schlummernden Opfer Sinn wach, fordern Mitleid und Menschlichkeit zu mehr als gewöhnlichen Thaten auf, und so hebt er auch nach dieser Seite eine Welt von sittlichen Kräften ans Licht.

Geschichtlich im großen hat der Krieg die Kraft der entscheidenden Tatsache. Schleichende, verjährte Reibungen, verschleppte Völkerprozesse bringt er zum Durchbruch und Austrag. Die Vergleichung mit dem Blitze, dem luftreinigenden Gewitter ist zu wahr, als daß man sie nicht immer wiederholen müßte.

„Mit ihrem heil'gen Wetterschlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Not an einem großen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt.“

Siegreich im gerechten Kampfe verjüngen sich Nationen durch ihn und haben mehr als einmal segensreiche Ordnungen, Bürgen einer großen Zukunft, auf die Erfolge des Schwertes gegründet. Es ist falsch, wenn man sagt, was der Krieg sei, das wisse nur der, welcher ein Schlachtfeld, einen Verbandplatz, ein Feldspital besuche; große Zeiträume, Jahrzehnte, Jahrhunderte muß man überblicken, um ein Urteil über die Wirkungen eines Krieges zu gewinnen.

(„Der Krieg und die Künste“, 1872.)

Der Hohenstaufen,

als ich am 3. Januar 1871 vorüberfuhr

Da steht er wieder, ernst und hoch und kahl!
Ein weißes Tuch umhüllet sein Gelände,
Der Winter Sonne später, bleicher Strahl
Fällt auf die weichgeschwungenen Bergeswände.

Vom Westen kommt dies geisterhafte Licht,
Weiß wie der Schnee, auf dem es widerstrahlet;
Doch schau', wie sich das Weiß ins Rote bricht!
Abhang und Gipfel scheint in Blut gemallet.

O wunderbarer Anblick! Blut, ja Blut
Von Westen her krönt deinen Scheitel wieder!
Ein Kaisermantel wallt in Purpurglut
Aufs neue dir um deine Heldenglieder.

O herzdurchschauend Bild! ich glaub' es kaum!
Mein Auge taut, ja fließet nur, ihr Tränen!
Ich darf's erleben! Wahrheit wird der Traum
Der Jünglingsseele, wird mein frühes Sehnen!

Nein, du mein deutsches Volk, du träumst nicht mehr
Von alter Herrlichkeit in kahler Blöße;
Wie kleidet er dich traurig schön und hehr,
Der blut'ge Festschmuck deiner neuen Größe!

(„Lyrische Sänge.“)

Anrede des Kandidaten Professor Vischer an die Wähler von Sorrhheim

Gehalten auf dem Rathhaus am 4. Dezember 1870

Meine Herren! Verehrte Mitbürger! Oder: ich darf wohl sagen: meine lieben Sorrhheimer, denn zu euch komme ich als alter Bekannter; ich bin ja vor vierzig Jahren euer Vikarius gewesen. Ich habe manchen von euch getauft, manchem von euch in der Konfirmation den Taufbund erneuert, manchem den Ehebund eingesegnet. Heute komme ich nun nach so langer Zeit wieder, um von einem ganz weltlichen Bunde zu sprechen, in den wir eintreten sollen; und doch könnte ich von diesem Bund mit bestem Gewissen auch im Kirchrock auf der Kanzel sprechen, so bestimmt bin ich überzeugt, daß es der Himmel ist, der ihn uns anrät. — Ich hoffe, meine Taufen, Konfirmationen, Kopulationen haben gut gebattet, aber der Bund, von dem ich heute spreche und der unser Vaterland einigen soll, wird, hoffe ich, noch viel besser, wird über Jahrhunderte batten. — Erlaubt, daß ich euch ein Geschichtchen aus meiner Vikarzeit erzähle. Ich war noch nicht lange im Pfarrhaus drüben, als ich hörte, man sage in der Gemeinde, es gehe ein Geist im Haus um; der Herr Pfarrer selber glaubte es, und ich vernahm nun, daß eine alte Magd, die einzige Person, die außer mir im oberen Stocke schlief, kürzlich um Mitternacht zur Pfarrfamilie hinabgestürzt sei und ausgesagt habe, sie könne nicht mehr oben

schlafen, es gehe um Mitternacht immer ein Höllenlärm los, wie ein Donnerwetter. Ich blieb nun mehrere Nächte bis Mitternacht auf, um dem Ding auf die Spur zu kommen, hörte aber nichts. In der Christnacht legte ich mich vor Mitternacht aus Müdigkeit zu Bett und schlief ein. Da erwachte ich mit Schlag zwölf Uhr an einem fürchterlichen Lärm, meine Bettlade wackelte, die Fensterscheiben klirrten, es war ein Gepolter und Geböckel in der ganzen Stube. Ich fuhr auf und schrie: Wer da? Da war alles still; ich machte die Türe auf und sah in den finstern, verbrannten, unheimlichen Gang mit ein paar rußigen Kaminen, der zur Vikarstube führte, konnte aber nichts entdecken. Erst lange nachher kam ich hinter die Sache. Ich erwachte tief in der Nacht wieder an einem solchen Lärm und erkannte nun, was es war. Des Pfarrers Spießhund schlief auf einem wackeligen Sessel unten an meiner Bettlade; der kratzte sich, davon wackelte der Stuhl, zitterte die Bettlade, klirrten die Scheiben und schien es, als werde alles in der Stube geschüttelt, denn das ganze Haus war eine alte Lotterfalle. In der Nacht kommt einem bekanntlich jedes Geräusch hundertmal größer vor, und so war das Rätsel erklärt. Meine lieben Horrheimer! Es geht jetzt auch ein Geist um in der Welt, in Deutschland, aber das ist ein anderer Geist, als der damals im Pfarrhaus spukte; es wettet jetzt auch, aber das tut nicht des Pfarrers von Horrheim sein Spitzer, sondern Jehova fährt daher auf dem Donnerwagen mit seinen Heerscharen, daß die Erde zittert von dem furchtbaren Schall, und er ruft im Sturm und Donner uns zu, es sei Zeit, uns ein neues Haus zu bauen.

Ganz Deutschland war eine solche Lotterfalle wie das alte Pfarrhaus in Horrheim. Das ist jetzt neugebaut. Von dem alten Haus Deutschland ist nur ein Stück neu und solid auf-

gebaut, der andere Teil, worin wir wohnen, ist noch eine Lotterfalle, kann dem Wind und Wetter und Feuer nicht widerstehen. Wir müssen uns also dem neugebauten Teil anbauen, mit ihm unter ein Dach und Fach kommen. Da sagen euch nun unsere Gegner, es koste zuviel Geld. Die raten euch das Sparen zur Unzeit. Gar mancher, der fünftausend Gulden auszugeben scheut zu einem Neubau und lieber am alten Lotterbau herumflücht, muß es nachher bitter büßen, wenn ihm dafür hunderttausend aus der Tasche gerissen werden, da ihm Hab' und Gut, alles zugrunde geht, weil er keine festen Mauern hat, hinter denen er sich schützen kann. Die Gegner sagen euch auch, wir sollen darum mit dem neugebauten Teil nicht unter ein Dach, weil darin ein tyrannischer Herr regiere, nämlich der Preuße. Glaubt mir, das ist nur ein Pelzmärte, mit dem euch die Hopsianer schrecken wollen. Der Preuße frißt uns nicht, wir bleiben ungeniert in unserem Hausteil, d. h. wir freuen uns nach wie vor des ganz behaglichen und anständigen Lebens in unserem Württemberg; der Preuße hat nur zu kommandieren, wenn es gilt das ganze Haus gegen feindlichen Anfall zu schirmen, und daß er dazu das Recht hat, das hat er in diesem Krieg gezeigt, in welchem wir nur durch seine Führung über einen furchtbaren Feind Herr geworden sind. — Jetzt sind unsere Söhne, Brüder, Ehemänner, Väter draußen im Feld; eben in diesen Tagen haben unsere Württemberger eine fürchterliche Bluttaufe bekommen; auch ich habe eine Nacht und einen Tag lang nicht gewußt, ob mein Bub noch lebt, mein einziges Kind. Wenn nun die nach Hause kommen und fragen, was wir getan haben, während sie hungerten, dürsteten, froren, auf die Bajonette, auf die Kanonen losstürmten, verwundet und verstümmelt wurden, — wenn sie nach uns sehen und finden uns

in einem Schmollwinkel, in einem Trugwinkel, wie ein Nickel von unartigem Buben, der beißt und kratzt und staucht, wenn man ihn hervorziehen will, — oh, seht, vor meinem eigenen Sohne müßte ich mich schämen, wenn ich bei den Nickeln, statt bei den vernünftigen Leuten, bei den Bauleuten gewesen wäre, wenn ich geholfen hätte zu scheiden, statt zu verbinden! — Ihr wißt, daß ich mich nicht aufgedrängt habe zu eurem Abgeordneten. Ich habe mich lange besonnen, als man mich einlud, mich zu bewerben, weil meine Zeit von anderen, ernstern Pflichten in Anspruch genommen ist. Nun ich aber ja gesagt habe, muß ich mich auch umtun, um gewählt zu werden, und so darf ich euch wohl gestehen, es würde mich besonders freuen, wenn ich mir vorstellen dürfte, wie ein Hurrheimer seinen Wahlzettel mit meinem Namen in die Urne gibt und im Heimgehen denkt: so, jetzt habe ich beigetragen, daß unser alter Vitare in der Kammer hockt und Deutschland konfirmieren hilft.

(Aus dem „Beobachter“, 1870.)

Epigramme aus Baden-Baden

Sinnentäuschung

Einmal wollte ich doch das Bild mir wieder betrachten,
 Das dem Auge sich heut hinter den Tischen des Spiels,
 Und ich erfuhr dasselbe, wie schon vor Jahren; die tiefe
 Stille, die ringsum herrscht, ward mir im Ohre zu Lärm.
 Tigergeheul und Affengeblöf und Schrei der Verzweiflung,
 Horch, und ein Richern bringt zwischen die Töne der Wut!
 Jesu ward das Gesicht von demselben Sauber befallen,
 Bestien sah ich umher fletschen das weiße Gebiß;
 Von Dämonen gepeitscht, mit kleinen, zierlichen Krücken,
 Rannten und sprangen sie auf, grauenhaft war es zu seh'n.
 Aber kein Wort beschreibt, wie scheußlich das schöne, geschmückte,

Lächelnde, spielende Weib in der Verwandlung erschien,
Schamlos nackt und die Formen verwelkt und die blühende Farbe
Schillernd in Blau und Grün, wie die Verwesung es bringt,
Doch es bewegte die Glieder noch frech wollüstiges Zucken,
Während über die Stirn streiften die Schauer des Tods.

Haß und Liebe

Volk, o deutsches Volk, im Kerne doch mehr, als sie alle,
Weil du ein Mischmasch nicht, weil du ein Volk ja doch bist,
Weil eine Sprache du hast, nicht häurische Trümmer von
Sprachen,

Wie sie zum süßlichen Brei nieselnd der Franke vermantscht,
Wie sie mit Fröschegequak und Zischen und Prusten und
Blasen

Britischer Mund kurios gurgelt und strudelt und quirlt,
Volk, o deutsches Volk, dem auf der Stirne das Siegel
Leuchtet, welches da heißt: Ruhe der klaren Vernunft,
Daß du verachtest mit Recht den vörschnell fertigen, seichten,
Leidenschaftlichen Stoß, welcher dem Franken gefällt,
Daß du verachtest mit Grund des Briten blinde, beschränkte
Sicherheit, die es noch nie gründlich zum Zweifel gebracht,
Volk, o deutsches Volk, dem seine Vernunft sich in Trägheit,
Zähen und klebrigen Schmutz, faulenden Käse verkehrt,
Armes, verachtetes Volk, die müssen am größten dich schelten,
Die dich im Herzensgrund immer am meisten geliebt.

Nichts Neues

Aus dem Spielsaal kamen sie her; es fragte das Dämchen:
„Avez-vous gagné?“ „Oui“, sprach der geschniegelte Fant.
So im Vorübergehn vernahm ich die Worte in dunkler
Stunde der Mitternacht, just nach dem Schlusse des Spiels.

Froh des Dunkels und müde des Tags und müde des Saumels,
 All des Lärmens um nichts suchte das Lager ich auf.
 Plötzlich knallt es; ein Schuß aus stark geladener Waffe
 Führt wie ein jäher Blitz wild in die Stille der Nacht,
 Hart am Hause; ich eile hinab, die Bewohner, die Nachbarn
 Kommen mit Kerzen herbei, leuchten im Finstern umher.
 Siehe, ein sterbender Mann! Ausatmend streckt er im Blut sich,
 Und an der Mauer hinauf klebt das verspritzte Gehirn.
 Neben dem Leichnam fand sich ein Blatt, mit zitternden Zügen
 Gab es Kunde vom Loß, welches den Armen ereilt.
 Bürger war er im Nachbarland und nährte sich redlich;
 Da zu verfluchtem Tisch lockt ihn der türkische Reiz.
 Sein Erspartes verspielt er, den letzten Pfennig verspielt er,
 Weib und Kinder daheim läßt er als Bettler zurück.
 Schauernd stand ich, sie sahen mich an; das ist ja nichts Neues
 Hier bei uns, so was, sagten sie, sind wir gewohnt,
 Schickten zur Polizei, damit sie fürs Weitere sorge,
 Suchten die Achseln, und dann stiegen sie gähmend zu Bett. —

Kein Deutsch

Essen verlangt' ich. Ein Kellner erscheint. Der schmierige
 Schlingel
 Im verschliffenen Frack stellt sich, als könnt er nicht Deutsch.

Der Dank

Ärmlicher deutscher Tropf! das steht geschrieben auf jeder
 Von den Nasen umher wältschen und britischen Schlags:
 Tanzplatz unserer Lust ist dein gebogener Rücken,
 Lohnbedienter, das warst, bist du und wirst du auch sein!
 Dazu bist du uns gut, du edles, moralisches Deutschland,
 Daß du uns alles erlaubst, was man zu Haus uns verbeut!

Dennoch

Blähe dich auf wie ein Pfau und locke mit Augen und Farben,
Dennoch bleibt es dabei, daß im Spital du krepierst.

(„Mortua.“)

Kulturgefindel

Aus dem Selbengedicht Ischias

„Armselige Menschlein, Weib und Mann,
Stellet euch nicht so, tut nicht so!
Wir kennen es, euer Ach und O!
Lügner vom Wirbel zur Seh!
Da rufet ihr Au! Da rufet ihr Weh!
Wenn ein lustiges Vogelwesen
Aus der Grundkraft Hand sein Schicksal befährt!
Raffinierte Bestien, die ihr zehrt
Von der gebundenen,
Geschundenen,
Um ihr bißchen Glück betrogenen,
Befesselten, ausgefogenen,
Der überlisteten Kreatur! —
Empfindsam ist die Kultur,
Tränen der Rührung läßt sie fließen,
Um das Mitleid süß zu genießen, —
Ja, ja! Empfindsam und grausam zugleich:
So steht's in eurem moralischen Reich! —
Ihr schwätzt vom Naiven,
Vom Primitiven,
Und tritt es herein,
So heißt es gemein.
Naturwüchsig heißt euer Modewort,
Und kommt die Natur, so stoßt ihr sie fort!

Das Naive — kokett muß es sein,
 Dann leuchtet's euch ein.
 Theater wird alles.
 Die Stürze des Wasserfalles
 Müßt ihr bengalisch euch illuminieren,
 Die Natur erst schminken und auffrisieren,
 Dann stehen und gaffen
 Die Becken und Affen
 Und klatschen und rufen: da capo! Heraus!
 Als säßen die Laffen im Schauspielhaus.
 Einsam sein
 Mit der Natur allein:
 Mit der keuschen, wilden, es macht euch Graus,
 Einen Lebttag müßt ihr machen daraus.
 Zu Hunderten drängt ihr euch herum
 In Frauentleibern frech und dumm
 Um das feierlich stille Heiligtum
 Und belügt einander im lauten Gewühl,
 Ihr habet Gefühl,
 Und waltet im Schwarm zum „hôtel“ zurück,
 Gespannt auf des Roches Meisterstück,
 Die Pastete, des Tisch-„menu“ Krone und Glanz,
 Aus der Leber der krankgestopften Gans,
 Denn eures Gefühles wahre Welt
 Ist Magen und Geld.
 Alles fälschet ihr: Milch, Brot, Wein,
 Und am Ende noch Wasser und Sonnenschein,
 Ihr fälschet der Sprache goldenen Hort,
 Verdrehet im Kerne das ehrliche Wort,
 Ja selbst des Buchstabs bestimmter Laut,
 Weil vor dem Klaren und Festen euch graut,

In seinem Bestande wird er gefälscht,
Von der schlüpfrigen, glitschigen Zunge verwelscht.
(„Lyrische Gänge.“)

Der deutsche Krieg 1870/71
Ein Heldengedicht

Krieg anfangen ist bekanntlich
Ohne Ursach immer schandlich;
Geht es dem, der anfängt, schlecht,
So geschieht es diesem recht.

Aus den Zeitungen ergibt sich,
Daß es schon vor Anno 70
Drüben in der Seinestadt
Allerdings gepfupfert hat,

Da im 66er Kriege
Man die vielen Preußensiege,
Gar voll den von Sadowa
Ja natürlich ungern sah.

Auch hat es sie sehr gegiftet,
Daß der Nordbund war gestiftet,
Denn man sah darin mit Neid
Den Beginn der Einigkeit.

Die Franzosen sind zu eitel,
Möchten, daß der alte Speidel,
Der uns auseinander trieb,
Nur auf immer stecken blieb,

Daß es noch zu dieser Stunde
Wäre wie im Deutschen Bunde:
Da ging's zu — o Schand und Spott!
Der rief hist und jener hott.

Daß es nun auf deutscher Erde
Vielmehr noch viel besser werde,
Macht der Herr es einfach so:
Er verstockt den Pharao.

„Halt! jetzt weh' ich aus die Scharte!“
Denkt der Kaiser Bonaparte,
„Da kommt ja ein Vorwand mir
Wie geschlichen vor die Tür!

Soll denn gar ein Hohenzoller“ —
Spricht er in verstelltem Roller,
In Hispanien König sein?
Oha! Ich befehle: nein!“

Auf der Emser Promenade
Lauft ein kleiner Diplomate.
Mändle, sag, was willst in Ems?
Du bist eine freche Brems!

Nach der unverschämten Mucke
Hat mit einem kleinen Rucke
König Wilhelm nur gepatscht
Und sie auf der Hand verklatscht.

An dem Schöppchen Wein sich labend,
Laß an einem Sommerabend
Schartenmayer im „Merkur“
Die besagte Prozedur.

Und er sprach mit vielem Feuer:
„Ei! hier ist es nicht geheuer!“
Doch die andern alten Herrn
Merkten es auch nicht von fern.

Richtig hat es eingeschlagen,
Und es schreit nach wenig Tagen
Der großmaulige Franzos:
„Feuerjo! Der Krieg ist los!“

Dann bei Saarbrück an der Grenze
Gab's die ersten kleinen Länze,
Wo von Deutschen vorderhand
Nur ein kleines Häuflein stand.

Doch der Feind sich zahlreich sammelt
Und auf einem Berg verrammelt,
Von wo er dann mitleidslos
Wie zum Spaß die Stadt beschosß.

Sieh, da kommt mit stolzem Schritte
Er, Napoleon der Dritte.
Wer ist bei ihm? Zweie sind's.
Dieses ist der kleine Prinz.

Und was tut der Mensch, der böse?
Führt an eine Mitralleuse,
Kugelspritze auch benannt,
Seinen Buben an der Hand.

Zeigt ihm, wie man es muß machen,
Daß die vielen Schüsse krachen;
Das Kommandowort ergeht:
„Feuer!“ — und der Luile dreht.

Ist nun das nicht eine Sünde
An so einem jungen Kinde,
Das noch nicht ist konfirmiert,
Daß man es zum Blutdurst führt?

Kann man das Erziehung nennen?
Muß mein Abscheu nicht entbrennen?
Spricht dagegen nicht zumal
Christentum und auch Moral?

Wäre ich dabei gewesen,
Hätt' ich ihm den Text gelesen:
„Dreh' nicht an der Kurbel, Lui!
Laß es sogleich bleiben! Pfui!

Übrigens ward dann gelogen
Und ganz Frankreich ward betrogen,
Daß ein Sieg gewonnen sei;
O die Lügenbeutelei!

Häuser einer Stadt verbrennen,
Ist denn das ein Sieg zu nennen?
Eine solche Feuersbrunst
Ist wahrhaftig keine Kunst!

Nun das große Kesseltreiben
Dort bei Sedan zu beschreiben
Unterlass' ich, sag in Ruh:
„Generalstab, schreib es du!

Besser als ein Mensch, der dichtet,
Seid ihr dort ja unterrichtet
Klar in jeglichem Betreff,
Moltke ist ja euer Chef.

Den man Schöpfer nennen könnte
Unfers Siegs, da bis zum Ende
Er von Anbeginn erfann
Den gesamten Feldzugsplan.“

Aber kurz zu übergehen,
Was bei Sedan noch geschehen,
Wäre für mein altes Haupt
Doch in Wahrheit unerlaubt.

Vorsehung, aus deinen Werken
Kann man doch dein Dasein merken;
Öfters bist du dunkel zwar,
Hier dagegen offenbar.

Sieht ein denkender Präzepter
Sinken ein so hohes Septer,
Findet er den Satz bewährt,
Daß Geschichte sehr belehrt.

Kaiser will dem König wehren,
Daß er steigt zu Kaiserehren.
Wie merkwürdig das nun klappt:
Kaiser wird und Kaiser schnappt.

Wilhelm hat dich jetzt in Händen,
Kann dein Schicksal schrecklich enden,
Wenn er dir gerecht vergilt,
O du bleiches Sammerbild.

Ich will dir es nur entdecken,
Setzt in deiner Haut zu stecken,
Wär' mir grad so angenehm
Als in der des Helfers Brehm.

Doch er übt statt Rechtes Gnade,
Sänftet deines Schicksals Pfade,
Schickt dich zur Gefangenschaft
In nur zu gelinde Haft.

Nämlich ich will zwar nicht sagen,
Daß man ihn noch solle plagen,
Schwer genug ist ja sein Weh
Droben auf der Wilhelmshöh'.

Um die Ehre zu bewahren,
Soll mit Anstand man verfahren,
Grade wenn man Sieger ist,
König, Ritter, Mensch und Christ.

Doch nach solcher Katastrophe
Auch noch Röche von dem Hofe?
Noch Musik und Ehrenwacht?
Dieses find' ich übermacht.

Es genügt nach solchen Streichen,
Diesem Mann verabzureichen
Eine gute Hausmannskost,
Sonntags Wein und Werktags Most.

Spätzlein sogar meinettwegen
Kann zum Sauerkraut man legen,
Blutwurst auch sei zugefellt,
Wenn er ordentlich sich hält.

Wer es hat auf dem Gewissen,
Daß so viele hungern müssen,
Tragen Hiß und Frost und Durst,
Da ist fast zuviel die Wurst.

Aus der Schlußpredigt Schartenmeyers zum
deutschen Krieg:

Schartenmeyers Seele trauert,
Daß er fast sich selber dauert,

Weil soviel Verderbenheit
Um sich greifet weit und breit.

Wie vermehrt sich das Gesindel,
Das da lebt vom Mammonschwindel,
Aktien- und Gründerpack
Mit dem Gaunergeldschnappack!

Wucher hat es stets gegeben,
Schelmen werden immer leben.
Aber sonst hieß Lug doch Lug,
Und das Wort für Trug war Trug.

Kein honetter Mensch verkehrte
Sonst mit dieser kräh'gen Herde,
Jetzt aber heißt's: Herr von!
Ehrenplatz dem Geldbaron!

Für den Schmu, für die Geschäftchen
Trägt er Orden an dem Häftchen;
„Johann!“ ruft er, „eingespannt!“
Und mit vieren wird gerannt!

Haben darum drangegeben
Unsre Söhn' ihr junges Leben,
Daß in ihrer Siege Schuß
Blühe solcher Stank und Schmutz?

Alle, die verächtlich sinnen,
Ohne Arbeit zu gewinnen,
Die mit Künsten eines Nichts
Summen bau'n aus Luft und Nichts:

Stellt den ganzen Menschenkutter
Vornhin als Kanonenfutter,

Wenn der Kriegstrompete Stoß
Wieder schmettert: es geht los!

Daß an die gefallen Brüder
Sie doch endlich denken wieder,
Daß die niederträcht'ge Brut
Selber schmeckt, wie sterben tut.

Und die Wirt' und Handwerksleute!
Schlechte Ware, heißt es heute,
Und dafür enorm die Sech!
Wer ein Haus hat, steigert frech.

Lache mich nur aus und grinse,
Der du schraubest in dem Sins
Stille Hausleut' ohne Not,
Deine Seele ist von Rot!

Zu den Surrogatbemäntlern
Unter Brauern, Weinehändlern
Wend' ich jeso ärgerlich,
Ja mit wahren Abscheu mich.

Der du mit am Siegesfeste
Zogst im Frack und seidner Weste,
Denkend: wohl mir edlem Sohn
Dieser edeln Nation!

Dann zu Hause an Drogisten,
Apotheker lange Listen
Schriebst um all das schnöde Gift,
Das im Wein und Bier man trifft,

Belladonna, Gockelkörner,
Beilchentwurzelauszug, ferner

Sacharin und Glycerin,
Aloë und selbst Strychnin.

In dem Zuchthaus, du Vergifter,
Schwindel-, Kopfweh-, Lähmungstifter,
Wär', ich sag' es kecklich dir,
Von Rechtswegen dein Quartier!

Was hilft Eisen, Blei, Kanonen,
Wenn das Mark der Nationen
Angefressen ist vom Wurm
Und nicht standhält in dem Sturm.

Schwindet einem Volk die Tugend,
So verlottert auch die Jugend,
Faulenzet, kartelt, simpelt, träumt,
Vom gefälschten Bier verschleimt.

Menschen nun mit solchem Magen,
Können die den Feind dann schlagen?
Mit dem Gockelstorn im Hirn
Mutig bieten ihm die Stirn?

Bohret immer die Kanonen,
Füllet wieder die Patronen,
Stecket aber also doch
Etlich' Brauer erst ins Loch!

Schartenmayer über die „Kirchenparade“ in der
Schlußpredigt:

Frei soll es dem Menschen stehen,
Ob er in die Kirch' will gehen,
Hält er nicht die Predigt aus,
Bleibt er besser doch zu Haus.

Stwar wird in den Himmelshöhen
Ohne Zweifel gern gesehen,
Wenn ein Kriegsmann ruhmgeziert
Auch die Predigt frequentiert.

Doch man legt an dieser Stelle
Sicherlich auf solche Fälle,
Wo er ungern kommt und hört
Weiter keinen großen Wert.

Auch ist da doch nicht zu leugnen:
Es kann öfter sich ereignen,
Daß in einer Predigt man
Langeweile fühlen kann.

Nun darf man zu manchen Dingen
Doch zur Langenweil nicht zwingen;
Drückt also zur Kirchentür
Nicht hinein den Offizier!

Man sollt' meinen, es genüge,
Führte einer nur die Züge,
Und man übergäb dies Amt
Einfach einem Leutenampt.

Doch den anderen Offizieren
Lasse man zum Respirieren
Nach der Woche Müh' und Plag'
Ihren Sonntagvormittag!

Ohne schwarze Kanzeltücher
Können durch vernünft'ge Bücher
Sie indessen ja zu Haus
Ihr Gemüt sich bilden aus.

Beispielsweis der Hauptmann bilde
Durch „Der Andacht Stunden“ milde
Auserbauend Geist und Herz,
Öfters blickend himmelwärts.

Ferner in derselben Richtung
Schlag ich Liedes edle Dichtung,
Die Urania, noch vor
Einem fühlenden Major.

Schleiermacher etwa labe
Alt're Herren von dem Stabe,
Jener Theologe, den
Jüngre Chargen schwer verstehn.

Philipp Ulrich Schartenmayers Abschied vom Leser

Gib, o Himmel, meinem Liede,
Daß trotz Standesunterschiede
Es doch ringsum wirke frei,
Daß es wahrhaft bildend sei!

Nur dem Wahren und dem Guten
Widmet es die Dichtergluten,
Es bekämpft das Niedere,
Es kämpft für das Biedere!

Da nun meine Kräfte schwinden,
Werd' ich bald die Stätte finden,
Wo in kühler Grabeshut
Mein erschöpfter Körper ruht.

Wenn im Freundeskreis ich fehle,
Denkt, daß zwischen Leib und Seele,
Wie ich es bereits geahnt,
Endlich die Verbindung schwand.

Doch es stehet ja zu hoffen,
Daß die Anstalt sei getroffen
Schon in einer bess'ren Welt,
Daß das Band wird hergestellt,

So daß dann die beiden Teile
Mir zum wahren ew'gen Heile
Auf die Dauer sind vereint,
Wo man keine Träne weint.

Wenn indes die ird'sche Hülle
Man hinausträgt, folget stille
Ihr zu der Beerdigung,
Meine Freunde alt und jung!

Eine Grabred' soll man halten,
Welche mit dem toten Alten
Streng nicht gehet ins Gericht,
Vielmehr billig von ihm spricht.

Eine Trauertweide setzet,
Von des Mitleids Tau geneset,
Über dessen Ruhestatt,
Der dies Lied gedichtet hat,

Daß sie ihre grünen Zweige
Wie mit Wehmut niederneige,
Und an meines Grabes Ranz
Gleichsam flüstre: ruhe sanft!

(„Allotria.“)

Ph. Ulr. Schartenmayers Heldengedicht
„Der deutsche Krieg“

Nichts Schnapfiges ist am ganzen Mann,
Er dichtet trocken, so gut er kann, —
Nicht allzutrocken: vom Neckartwein
Schenkt er sich gern ein Schöppchen ein;
Hält ehrlich Prosa — ist nur der Reim
Nach einiger Schwierigkeit im Leim, —
Für apollinische Poesie.
Dafür stolziert er mit Phrasen nie.
Er ist wohlmeinend, von Herzen gut,
Rein falsches Uderchen hegt sein Blut.
Er hat eine Freude an seinem Machen,
Man sieht ihn zufrieden schmunzeln, lachen,
Ein redliches Auge sieht man rollen,
Wenn er predigen muß und grollen.
Er ist nie pikant, doch auch niemals schief,
Er ist nichts weiter als grundnaiv.
Und daß er geschnitten aus solchem Holz,
Darauf, er gesteht's, ist der Autor stolz.

(„Allotria.“)

Eierquälerei in Italien

Grausamkeit gegen das Tier ist ein leidiger Zug im gesamten italienischen Charakter. Pferd, Maultier und Esel werden als eine Maschine behandelt, der man mit Schlägen soviel Leistung abnötigt als möglich ist, bis sie zusammenbricht. Wenn ich auf der sizilianischen Reise mein Maultier bestieg, bäumte es sich jedesmal; ich untersuchte es im Stall, da es abgefattelt war, und fand den ganzen Rücken aufgeritten, lauter rohes Fleisch; wenn der Sattel aufgelegt war, klebte er auf

der eiternden, großen, tiefen Wunde an, bestieg man das Tier, so riß das auf, und man kann sich denken, mit welchem Schmerz; als ich dem Maultiertreiber Vorwürfe machte und Pflege der Wunde gebot, lachte er mich aus und sagte, das sei bei keinem Reit- und Lasttier anders, sprach sogar etwas von herzweichen Deutschen, was nur mit einem harten Faustschlag erwidert werden konnte. Ich habe in Neapel kraftlose Pferde gesehen, die einspännig an einem Corricolo zogen, auf und an das sich bis achtzehn Menschen gepfropft und gehängt hatten; die ganze Brust, über die der Zugriemen läuft, war eine offene Wunde, und das Blut floß dicht auf die staubige, in Sonnenhitze glühende Straße, unbarmherzige Hiebe trieben das Tier vorwärts, bis es zusammenfiel. Die Eselstreiber halten sich gerne eine offene Stelle im Felle des Tieres, um es da empfindlicher stechen und antreiben zu können. In Verona nun ist die Grausamkeit besonders augenfällig; auf Schritt und Tritt begegnet man überladenen Zugtieren; betrachte sie näher und du siehst, daß ein solches armes Vieh nie gewaschen, gebadet wird, die Insekten haben sich auf seiner Haut so eingefressen, daß sich Beulen gebildet haben, in denen sie nun ihre Stätte zum Wühlen, Nagen, Stechen aufschlagen. Es wird in Verona mehr als sonst in Italien geritten, meist auf abgeschundenen Mähren, aber galoppiert muß sein, die letzte Kraft des Tieres wird mit Peitsche und Stecken aufgeboden, gefahren wird stets in scharfem Trab, nur immer heßen, heßen! Nicht besser geht es in Italien der kleineren Tierwelt!

Die Gassenbuben in Rom machen sich einen Kapitalspaß daraus, einem Hunde zuerst ein Bein lahm zu werfen, dann ihn zu steinigen, nageln Nägel an den Füßen auf ein Brett und werfen sie ins Wasser. In Mailand hielt man früher

auf dem Vogelmarkt am Dome zu den Nachtigallen den glühenden Draht bereit, um sie, wenn eine verkauft wurde, gleich zu blenden, weil man meint, sie singen dann schöner. Ich habe mit gebildeten Leuten darüber gesprochen und bin mit Blicken angestarrt worden, die mir zu sagen schienen: Sind Sie denn aber auch ganz abgeschmact? Überall werden die schönsten Singvögel zur Lust und freilich auch zum Essen weggefangen; wie man dadurch die Unmasse schädlicher Insekten pflegt und mehrt, bedenkt niemand; die Möwen, nicht eßbar, werden zur Kurzweil geschossen, Kinder läßt man mit Vögeln spielen, denen ein Fuß an einem Faden befestigt ist, so daß sie wegflatternd stets zurückgerissen werden können, und den armen Käfern macht man es ohnedies nicht besser. Allerdings haben die Italiener auch Humor für Tiere, für solche nämlich, mit denen sich spielen läßt; wie allerliebste und gemüthlich sagt Bocaccio bei der Rückkehr eines Hausherrn von einer Reise: *e venne il suo cagnolino e gli fece festa!* Allein dieser Zug ist von keinerlei Konsequenz und macht, ehe man sich umsieht, der Grausamkeit Platz. Wenn ich an diesen schwarzen Schatten im italienischen Charakter denke, vergeht mir alle Freude an so manchem Schönen und Liebenswürdigem, das ich nie an ihm erkannt habe. Die Nation hebt sich jetzt aus langer Gefunkenheit, ich glaube es gern, ich will trotz jenem und anderem, was man ihr längst vorwirft, nicht an ihr irre werden, aber daß sie sich wirklich aufgerichtet hat, davon werde ich mich früher nicht überzeugen, als bis eine große Dampfprügelmaschine erfunden und im Gang sein wird, unter welche die sämtlichen Tierquäler der Reihe nach gelegt, abgedroschen und so bis zu dem Grade durchgeweicht werden, daß die Menschlichkeit in ihnen gepflanzt werden kann. Das Tier mißhandeln ist tierisch. Die Natur ist erbarmungslos, das

edlere, stärkere Tier quält das schwächere und spielt mit seinen Qualen, der Adler mit dem zappelnden Hasen, die Katze mit der Maus usw. Man muß erst aus dem Tiere heraus sein, man muß sich ihm gegenübertwiffen, um sich in es hinüberzuversetzen; Mitgefühl mit dem Leiden des Tieres ruht auf dem Denken, das den inneren Zustand eines fremden Wesens sich vergegenwärtigt. Völker und Einzelne, die es dahin nicht gebracht haben, stehen noch im Animalischen, sind nur edlere Tiere. Alle romanischen Völker zeichnen sich vor dem deutschen in dem Gebiete derjenigen Formen und Geisteskräfte aus, die nach dem Animalischen hin liegen; sie sind raffemäßiger an Gestalt und Bewegung, gewandter, lernen Schick, Griff, Takt schneller, sind feuriger, entschlossener; hier aber ist eine, nur eine der dunkeln Rehrseiten dieser Vorzüge. Auch der Franzose hat kein Gemüt für das Tier, der Reiter z. B. liebt sein Pferd nicht. Wo das rein und wahrhaft Menschliche beginnt, da beginnt der Vorzug des Deutschen.

(Eine Reise. „Kritische Gänge.“ Neue Folge.)

Die Note

Gewiß enthält das Geschlechtsleben des Menschen reichen Stoff des Komischen. Es wäre abgeschmackt, diese Quelle für Lachen und Wisz verpönnen zu wollen. Wo fängt nun aber das Gemeine, das Wachtstubenmäßige an? Was ist die Grenzlinie? Habe oft darüber nachgedacht, es ist schwer zu finden. Ungefähr so: Das Gemeine beginnt, wo der Stoff nicht mehr durch zufälligen komischen Kontrast oder durch erzeugten, das heißt durch Wisz, verflüchtigt wird, sondern wo er als Stoff schon komisch interessant sein soll. Es muß ein Plus von komischem Kontrast oder Wisz über dem puren Stoff dasein. Wie ekeln mich die Kerle an, die meinen, es sei an sich schon

wißig, wenn man dies oder jenes auf das Geschlechtliche bezieht? Dann das Augenzwinkern, Zunicke: weißt, wir verstehen, wir kennen das! Dann das stinkige Bocksgelächter! Schamlos; es sind Dreckseelen. — Man kann die Menschen nicht keusch machen, aber die Schamhaftigkeit sollten sie sich erhalten, Mann wie Weib, Keuschheit verloren ist noch nicht Scham verloren, sonst wäre ja die Ehe etwas Schamloses. Schamhaftigkeit zum Teufel, so ist die Schwungfeder zu allem Idealen in der Seele zum Teufel. — Das Geschlechtsleben an sich ist ehrwürdig, heilig. Der unverdorrene Jüngling verehrt unbewußt in der Jungfrau das geheimnisvolle Gefäß von Menschenkeimen. Das Geschlechtliche steht also an sich schlechtweg in keinem Kontrast zum rein Spirituellen in der Liebe. Der tiefste Geist kann so Tiefes nicht erfinden wie das Wunder der Zeugung. Natürlich jedoch müssen Beleuchtungsmomente eintreten, wo scharfer Kontrastschein entsteht. Höchsten ethischen Zwecken, Gefühlen gegenüber fällt auf das Sexuelle das Schlaglicht des Tierischen, ja Mechanischen. Man hat über diesen Kontrast gelacht, solange die Welt steht, auch das reinste Weib. — Gut, dann lacht! Sucht es aber nicht, macht nicht Jagd nach solchen Beziehungen, meint nicht, es sei schon wißig, anzudeuten, daß euch der Geschlechtsprozeß und seine Lust bekannt sei; das ist ja Rot! Das heißt ja: sich freuen, Tier zu sein, unter dem Tier, das Tier reißt keine Toten!

(„Auch Einer.“)

Gegen die Anstandsheuchler

Ich habe mich gegen die Schamlosigkeit der jetzigen weiblichen Mode überhaupt, gegen die frechen Entblößungen auf Bällen usw. im besonderen gewendet. Ich sehe darin ein anstandswidriges Handeln und habe diesem Handeln die Namen

gegeben, die ihm gebühren. Nun bemerkt man die merkwürdige Verschiebung des Begriffs, die in den Köpfen vor sich ging und einen verworrenen Lärm gegen meine Ausführungen hervorrief. Man geht von dem Satze aus: gewisse Dinge sollen nicht genannt werden. Nun geschieht Anstandswidriges, tritt faktisch auf in der Form des Tuns; es kommt einer und nennt dies faktisch Anstandswidrige anstandswidrig, und die Folgerung ist: du hast den Anstand verletzt! Also ergäbe sich: das Unanständige besteht darin, daß man das Unanständige unanständig nennt. Eine schöne Logik das! Weil es für das Unanständige keinen anständigen Namen gibt, soll die Schuld auf den Namensgeber fallen. So wird der Anstand zum Freibrief für den Unanstand! „Wir dürfen's treiben, wie wir wollen, niemand darf es nennen, also lustig darauf losgehaust!“ — Nein! nein! auf den Handel kann sich ein Mann nicht einlassen, er ist zu krumm, ist zu ungleich. Ihr, verehrte Mitglieder des schönen Geschlechts, schießt uns die Spitzkugel des Unanstands in die Augen, und wir sollen nur blind laden! Ja freilich, man hört oft genug sagen, auch von den Frauen selbst: es wird zu arg mit der Mode, es ist Zeit, draufzuschlagen! Schlägt aber einer zu, so heißt er ein Flegel. Auf das muffige Fleisch gehört Pfeffer, man gibt es zu, aber er soll nicht brennen, — auf die gichtische Stelle Rantharidensalbe, aber sie darf nicht ziehen, — auf den Karbunkel Höllenstein, aber er darf nicht fressen. Dagegen meinen wir einfach: wenn es dahin gekommen ist mit dem Anstand, daß er ein Schild, ein Lügendeckel und ein Sporn wird für den Unanstand, so ist es Zeit, den Anstand zu bekriegen, im Kriege aber — „schießt man mit Fleiß auf die Leute“; unser Pfeffer soll brennen, unsere Käfersalbe ziehen, unser Höllenstein beißen.

(„Mode und Zynismus.“)

Modetorheiten

Die Krinoline ist eine Übertreibung, welche einen falschen Begriff des weiblichen, des menschlichen Baues gibt. Geopfert, in Mißform verkehrt wird durch sie ferner der unendliche ästhetische Vorteil der weiblichen Gewandung überhaupt, der im Faltenflusse des langen Kleides liegt. Der ungebrochene Zug der reichlich ergossenen Falten läßt die Gestalt größer erscheinen als sie ist, wirkt wie ein erhaltener Rest der stilvollen antiken Gewänder, hat daher einen idealen Charakter und ist nicht die kleinste der Ursachen, warum das Weib dem Manne zum Symbol des Harmonischen, zum Idealbild wird und ihm festlich, wie ein Geist aus milderer und reineren Regionen vor Augen tritt. Das lange Kleid verhüllt nun zwar die Formen, aber nicht ohne sie erraten zu lassen; bei manchen Bewegungen und Stellungen prägt sich die Bildung der Hüfte, des Beines im Gewandstoff aus, und hat ein Weib den rhythmischen, schwebenden, musikalischen Gang, das unbeschreibliche Neigen und Beugen, das sich so rührend in Sinn und Phantasie einschleicht, so erscheint der große, schwungvolle Faltenzug wie eine poetische reizende Fortsetzung und Erweiterung des schönen Bewegens der Glieder, wie eine Variation über das Thema. Und die Krinoline! An die Stelle des schwungvollen Faltenflusses nach der Tiefe setzt sie die Aufbauschung in die Weite, an die Stelle des Hohen das Runde und Breite, die Ausspannung nach allen vier Weltgegenden, an die Stelle der schönen Natur das Faß, den Hühnerstall, die Glocke. Keine Form kann sich darin ausprägen, weil keine an das weite Gehäuse zu liegen kommt, und natürlich fällt auch das schöne Echo der Gliederbewegung im Gewande weg. Das Kleid folgt nicht nur nicht dem Leibe, sondern ist zum selbständigen Mechanismus geworden, schwingt sich nach seinen eigenen Gesetzen hin

und her. Wir halten uns nicht weiter bei dem Lächerlichen dieser Kreisbewegungen auf, sondern schreiten zu unserem zweiten Satze fort: Die Krinoline ist impertinent. Impertinent natürlich schon wegen des großen Raumes, den sie für die Person in Anspruch nimmt. Allein das ist noch viel zu allgemein und abstrakt gesprochen, nein impertinent wegen der ungeheuer herausfordernden augenfälligen Beziehung auf den Mann. „Willst du“, so spricht die Krinoline zum Individuum männlichen Geschlechts, das ihr in die Nähe kommt, „hinunter übers Trottoir, oder willst du's wagen, mich anzustreifen, zu drücken? Willst du neben mir auf dem Parkettstisch mein Kleid auf den Schoß nehmen, oder darauf sitzen? Fühlst du die eisernen Reife? Fühlst du die uneinnehmbare Burg, den Malakoffkranz, den entsetzlichen Gürtel der Jugend, der an deine Wade drückt?“ — Wir werden frivol? — Oh, reizende Leserin, für so unschuldig wirst du selbst uns dürre Gelehrte nicht halten, daß du glaubest wir wüßten nicht, was Kleider bei dem schönen Geschlechte sind und bedeuten, wir meinten, sie könnten ja etwas anderes sein als eine Welt von Beziehungen, Andeutungen, eine schweigend beredte Sprache, eine Rüstkammer sanfter Fragen, furchtbarer Abweisungen, rührender Bitten, grausamer Drohungen, glühender Geständnisse, kalter Verschließungen, oder es wäre uns verborgen, welche unter diesen Rüstzeugen die mehr verführerischen seien, die entgegnetkommenden oder die abschreckenden, wir zweifelten, was den Mann kühner machte, wenn man ihn lockt oder wenn man ihn in eine Ecke drückt. Doch machen wir hier vorerst halt und fragen uns, wie eine solche Mißgestalt aufkommen und sich solange halten konnte. Heraus denn mit dem Worte: Die Schuld liegt nicht am Weibe, sondern am Manne. Die Männermode war weibisch geworden; da wurde die Weibermode männlich. Der Mann bot die Blöße,

öffnete die Bresche, in welche das Weib mit Pomp und Triumph, mit fliegenden Fahnen, aufgebauht, aufgebläht, ein wandelnder Luftballon, eine geschwollene, rasende Dampfknudel eindrang. So ist die Krinoline ein Bild vom Geiste der Reaktion, des Imperialismus, vom Überwachsen des Weibes bei dem blasierten Erschlaffen des Mannes, ein Bild der höfischen und aristokratischen Tendenzen. Sie schien eine Grille des Augenblicks, und sie hat sich für eine Periode festgesetzt wie der 2. Dezember. Nett wär's doch, wenn beide Luftballone miteinander verplazten.

(Vernünftige Gedanken über die jetzige Mode. 1859.
„Kritische Gänge.“ Neue Folge.)

Die Simpelfransen

Das Weib — will hier, das Mädchen — ist in einer üblen Lage, das muß man billig bedenken. Sie will einen Mann, das ist doch wahrhaftig in Ordnung, ist Naturordnung und sittliche Ordnung. Werben darf sie nicht. Sie muß sich finden lassen. Ob einer, ob der Rechte sie findet, wer kann es wissen? Diese Ungewißheit, diese Abhängigkeit vom Zufall, der doch über ein ganzes Lebensschicksal entscheiden soll, trägt einen Zustand der Fraglichkeit, daher notwendig der Unruhe, der Aufregung ins weibliche Leben, vollends in den Jahren, wo es hohe Zeit ist. Allein auch im Lenz des Lebens. — Man muß doch etwas tun, um sich leichter finden zu lassen, muß doch dem dummen Zufall etwas nachhelfen. Ganz und gar nicht zu verargen ist's, wenn der Gedanke sich dahin erweitert: und wie nett wär's, wenn mich viele fänden! wenn ich nur so wählen dürfte nach Lust und die übrigen so ein bißchen zwicken und zerren! Merkwürdig nur, daß zu genannter Nachhilfe nie und nimmer die Schönheit als genügend gilt. Und ginge es auf ihre Kosten, der Puz muß es tun! Genug,

es ist nur ganz natürlich, daß also eines der Findung wünschenden Wesen etwa denkt: halt, ich mache meinen Kopf höher, da noch eine Masche, hier ein Band angenadelt, dort einen Lockenhügel erhebt, auf den Hut noch dieses Büfett: da rage ich hervor, so findet man mich leichter. Das sieht eine zweite und denkt: das kann ich auch und besser, treibt's um einen Zoll und etliche Besätze weiter, die dritte noch mehr, und der Teufel ist los. In der That, die Wut des Überbietens im Mannfang (das Wort ist nicht so übel gemeint, als es scheint, wir wissen nur kein anderes, das nicht zu lang wäre für den Sinn: Anstaltensystem sich finden zu lassen —) sie ist vielleicht der stärkste unter den Holzbränden, die den Wahnsinn der Mode, ihres hirnlosen Wechsels, ihrer furiösen Neigungen, ihres wütenden Verzerrens zur Siedehitze schüren. Goethe sagt, die Weiber puzen sich noch mehr füreinander als für die Männer. Aber was in diesem Satz unterschieden wird, kommt logisch auf ein Kausalverhältnis hinaus: Die Weiber puzen sich ursprünglich für die Männer, darüber geraten sie in einen Wettstreit, welche sich besser puzen könne zu diesem Zwecke; und so kommt es zu einem entbrannten Kriege der Eifersucht in der Puzkunst zwischen Weib und Weib, einer Fehde, in welcher mindestens ebensoviel Leidenschaft, ja Haß und Wut auflodert oder still glüht, als in der direkten Jagd des Mannfangs. So nun wird einmal ein liebes Kind gedacht haben: mir fällt was Neues ein, darauf ist noch keine gekommen, ich lasse mir eine Zeile von Locken auf die Stirne hereinfallen. Vielleicht hatte sie antike Büsten, Statuen, pompejanische Gemälde gesehen und wußte, daß die Frauen des Altertums es gerne so hielten; sie vergaß nur, daß man damals keine Damenhüte trug und das, was zum freien Haupte paßt, nicht auch mit diesem Deckel

sich vereinigen läßt; oder sie kannte van Dycks Porträt der Gemahlin Karls I., deren weißer Stirne diese spielende Beschattung so lieblich ansteht, und übersah nur auch hier, daß der Kopf unbedeckt ist. Es gibt gewisse naturfreie Formen, die mit Zutaten, wie sie die moderne Puzmacherin schneidert, schlechterdings nicht stimmen, und dazu gehört das Hereinwallen der Haare über die Stirne. Von den Alten weiß man, daß ihr Schönheitsbegriff ein Vorherrschen der Stirne über die anderen Teile des Angesichts ausschloß, daher liebten sie auch diese Haartracht. Man weiß aber auch, daß das Ganze ihrer Kleidung auf freien Fluß der Formen ging: wie die Falten, so durften auch die Locken fallen; auch nach dieser Seite stimmt doch ein solches Motiv mit dem modernen weiblichen Modesystem nicht zusammen wie mit dem antiken. — Genug, besagte Schöne kam auf den Gedanken der stirnumkränzenden Lösschen und sagte sich vor dem Spiegel: es sieht so halb träumerisch, halb wild, eben gar so nett bubig aus, ist lange nicht dagewesen, oh, das muß wirken! Dem ist doch kaum zu widerstehen! Sie macht's noch gnädig, beläßt es bei einer Lösschenreihe, worunter die Stirne noch aufkommen kann. Sie zeigt sich, eine zweite sieht's und denkt: oh, so? Das kann unsereins auch! Bubig? Ich mach's noch bubiger! Und sie läßt sich nicht Locken, sondern straffe Borsten oder einen weichselzöpfigen Haarwald auf die Stirne hängen, die dritte macht den Überhang noch dichter und länger, der vierten fällt nicht ein, daß sie eine sehr niedrige Stirne hat und sich mit dieser Verdunklung vollends ganz zum Bild eines Simpels, Fexen, Trottel's, Dackels macht, und so steht denn der Kretinismus in Blüte; der Blödsinn, das Schönste am Menschenantlitz, den Tempel des Gedankens mit Haar zu verfinstern, ist Mode.

(„Mode und Synismus.“)

Unduldsamkeit

Die Menschen wissen nur von Partei, und keine versteht die andere. Ich fasse mich am eigenen Nasenzipfel. Neulich hörte ich einen husten, und zwar auf sonderbare Art. Ich ärgerte mich. Er darf husten, aber er soll husten, wie ich huste. So ist es auch mit Speisen. Da ißt einer ein Gericht, das ich nicht mag, und mit Appetit. Esel! denke ich und spüre Lust, ihn zu injurieren. In einer sehr soliden Wirtschaft auf dem Lande ward neulich der Wirt sehr unangenehm, da ich sein Sauerkraut nicht mochte, das er mir höchlich anrühmte. — Wenn es nun so steht mit leidlich vernünftigen Menschen, wie kann man sich verwundern, daß vollends Halb- und Ungebildete sich nicht in den andern versehen können? Da diese Kunst, sich in die Menschen versehen, so selten, so schwer ist, wie begreiflich der blinde Haß, die Extremreiterei der Parteien! — Wenn sie nur nicht so schädlich wären! („Auch Einer.“)

Gefellige Unterhaltung

Jedes Gespräch, das nicht durch Austausch nach Erkenntnis strebt, ist dumm. Halt! Da muß aber „Erkenntnis“ in fast unerlaubt weitem Sinn verstanden werden. Ich bin ein nur zu großer Freund von rein närrischen Gesprächen. Sie sind höchst erlaubt, ja von Zeit zu Zeit Pflicht, Pflicht gegen sich selbst, Pflicht gegen andere, denn Phantasie will leben. Und spielend muß alle Unterhaltung guter Gesellschaft sich bewegen. Doch jede, auch die närrische, führt auf manchen Punkten immer zu dem Bedürfnis, diesen oder jenen Begriff klarzustellen. Da gibt es nun aber Naturen, die sich dagegen sperren, davor bekreuzen wie vor dem Gottseibeius. Nur nicht in dem Nebel der Flachheit umrühren, nur auf nichts tiefer eingehen, nur

nicht das Messer des unterscheidenden Begriffs an Gemeinplätze legen! Nur alles in der Brühe, in der Sauce der Unbestimmtheit belassen! — Die stumpfe Denks Faulheit der Menschen. Aber auf diesem Wege verkommt man. Gesellige Unterhaltung von Menschen ohne Erkenntnisdrang ist Sumpf. Das Forschen ist es, was den Menschen zum Menschen macht, ohne dieses auch keine Moral. Forschen ist die Stahlfeder im menschlichen Wesen. Was die Franzosen in ihrer lieblichsten Zeit aufrechterhalten hat, das waren jene Salons, wo die Gespräche gepflegt wurden, in denen unter Scherz, Reiz des Weibes, Würze der Phantasie nach Erkenntnis, nach Quellen der Wahrheit gebohrt wurde. (Auch Einer.)

Gespräche

Zu acht an einem Tisch, eine Zahl, durchaus nicht zu groß, um recht gut noch eine gemeinschaftliche Unterhaltung zu erlauben. Beginnt folgendes liebe Spiel:

A eröffnet mit C ein Sondergespräch, dann E mit G, dann H mit F, und D foltert mich B, ich soll mit ihm eines führen. Da jedes dieser vier Sondergespräche das andere übertrummelt, so fangen alle das Schreien an, und nun hört man das eigene Wort nicht mehr. Ich suche auszuwickeln, suche laut ein Gespräch für alle aufs Tapet zu bringen, — vergeblich, niemand begreift mich.

Nicht genug, weiter! Sie fangen übers Kreuz an: A mit D, C kräht nach mir (B) herüber, E mit H, G mit F. Nun ist z. B. in einer der lieblichen Gruppen von Preußen und Bayern die Rede, in der Diagonale schlagen den zwei Politikern die Namen Dante und Petrarca, von anderer Seite Savelatwurst und Ganslebertwurst, in der dritten Kreuzung scheußlicherweise auch noch die Begriffe Aktien und Prioritäten,

in der vierten die Streitfrage über die Sängerin Blözte und Grilli aufs Trommelfell.

Noch nicht genug. Eine kurze Pause tritt ein. D fragt A. welcher Altdeutsch versteht, nach einem verwickelten Punkte, nämlich: wann das e geschlossen, wann offen zu sprechen sei. Man sieht, es ist ihm wirklich darum, belehrt zu werden, den andern ist es auch von Interesse, mir nicht weniger, und alle horchen. Während nun der A eben recht im Zug ist, den Punkt auseinanderzusetzen, bricht ihm der D, der ihn ja eben selbst gefragt hat, in die Rede mit der Frage, ob er gestern im Konzert gewesen sei, gleich darauf fängt der C mit mir vom Theater an, und so läuft es fort. Jeder hat vergessen, daß er soeben sich für einen Zusammenhang interessierte.

Ich schoß auf und fort, zermartert, zerschunden, zerfetzt, zersägt, zerrieben, zerdroschen, zertwirbelt, zerraspelt in allen Nerven kam ich nach Hause. Das war meine Abenderholung: nach schwerer Tagesarbeit noch schwerere am Abend! Möchte das arme Hirn entlasten und muß mir alle seine Saiten zerreißen lassen.

Die Mehrheit der Menschen besteht nicht gerade ganz aus Betrügnern, Räubern, Dieben, Mördern, aber aus sozialen Ungeheuern, und zwar durch alle Stände und beide Geschlechter, die Weiber treiben's ärger, aber die Männer kaum um ein Haar besser. Was habt ihr dumpfen Geschöpfe nur für eine Vorrichtung in den Hörwerkzeugen, daß ihr das eine Gespräch gegen die andringende Lautmasse der fremden Gespräche in eurer Auffassung zu isolieren vermögt? Einen eisernen Rollladen? Einen Ofenschirm von Erz? Ei was! nichts habt ihr, grobe, stumpfe, abnorme Sinne habt ihr, und konfus im Kopfe wollt ihr sein und bleiben, alles schlechterdings nur halb denken und mich, der ich normale Sinne habe und klar sein will,

mich haltet ihr für ein Monstrum! Ihr wollt sprechen und gehört sein, ihr wollt hören, und im Augenblick vergeßt ihr wieder, weil euch noch viel lieber als Sprechen und Hören das Wirrsal, weil der Durmel euer Element ist. Für richtige Sinne und für wirkliche Bildung gibt es an einem Tisch, wo nicht so viele sitzen, daß ein gemeinschaftliches Gespräch unmöglich wird, durchaus keinen Einzelnen. Neben einem plätschernden Brunnenrohr kann man sich unterhalten, denn es spricht keine Worte, welche die Gesprächsworte durch Bezeichnungslaute aus einem andern Zusammenhang kreuzen, neben einem Separatgespräch ist es unmöglich. Ein Mensch, der gesunde Natur, Disziplin des Denkens und der Form hat, wird sich also im genannten Fall nie, absolut nie an einen Einzelnen wenden, wissend, daß, sobald er's tut, die Lösung zum allgemeinen Gesprächschaos gegeben ist, er wird immer nur nach der Mitte ins Ganze hineinsprechen. Da nun die Menschen auch hierin wirr, wild, willkürlich und disziplinos sind, was folgt? Das folgt, daß sie nicht einmal der Gesprächsfreiheit im Privatleben wert sind. Das folgt, daß man sie auch hier in das Joch der parlamentarischen Ordnung einspannen sollte. Das folgt, daß eine Gesprächspolizei organisiert werden müßte. Macht mich zum Vorstand, und ich verspreche euch, ein Tyrann erster Klasse, ein Nero, Caligula, Attila, Dschengis-Chan, Tamerlan der Gesprächszucht zu werden! Aber Strafgewalt müßt ihr mir geben! Mit Geißeln und Skorpionen will ich sie züchtigen, die Gesprächs-Buschklepper, Gesprächs-Strauchdiebe, Gesprächs-Räuber, Gesprächs-Mörder, Gesprächs-Neuterer, in die Wasser der Urflut will ich sie zurückstoßen, diese Gesprächs-Schthyo-sauren! Und nie werde ich meine Vollmacht mißbrauchen, nie mir zum Vorteil anwenden, nein, anderen soll sie zugute kommen auf meine Kosten! Ein

Leben, das der Gerechtigkeit gewidmet war, sei Zeuge für meine Beteuerung! Ach Gott, es ist ja auch dies nur ein schöner Traum! Ich weiß ja: ein Unsinn! Da aber der Zustand, wie er besteht, auch ein Unsinn ist, so bleibt's eben dabei: gerade so unfähig, wie einen vernünftigen Staat zu bauen, ist die Menschheit auch, eine Gesellschaft zu bauen, oder umgekehrt, wie man will!

O Einsamkeit, wie gut bist du!

(„Auch Etner.“)

Der Dichter und Humorist

Das graue Lied

Warum wird mir so dumpf und düster doch,
So matt und trüb um die beengte Seele,
Wenn ich an einem grauen Nachmittag
An meinen Büchern mich vergeblich quäle, —

Wenn wie ein aschenfarbiges Gewand
Der Himmel hängt ob den verschlafnen Auen
Und weit und breit von dem geliebten Blau
Nicht eine Spur das Auge kann erschauen?

Ein Geiglein tönt aus einem fernen Haus,
Man hört es kaum, gefühlvoll tät es gerne,
Gezognem Weinen eines Kindes gleich
Mit dünnem Klang langweilig in die Ferne.

Kein Lüftchen geht, kein Grün bedeckt die Flur,
Der Lenz ist da, doch will's ihm nicht gelingen,
Die alten Streifen winterlichen Schnee's
In Wald und Graben endlich zu bezwingen.

So öd und still! Das schwarze Vöglein nur,
Das frierend sitzt auf jenes Daches Fahnen,
Sieht langgedehnten traur'gen Laut hervor,
Als wollt' es an ein naheß Unglück mahnen.

Ich weiß es wohl, solch grauer Nachmittag
Ist all mein Wesen, all mein Tun und Treiben.
Nicht Wehmut ist's, nicht Schmerz und auch nicht Lust,
Das Wort spricht's nicht, die Feder kann's nicht schreiben.

Mir ist, als wär' ich selber Grau in Grau,
Zuviel der Farbe scheint mir selbst das Klagen,
Ob Leben nichts, ob Leben etwas ist,
Wie sehr ich sinne, weiß ich nicht zu sagen.

(„Eyrtsche Gänge.“)

Faust'sche Stimmen

Frage

Einst wird die Weltposaune dröhnen,
Und mächtig aus des Engels Mund,
Ein lauter Donner, wird es tönen:
Du Erde, öffne deinen Schlund!

Sie schüttelt träumend ihre Glieder,
Und alle Gräber tun sich auf
Und geben ihre Toten wieder,
Die kommen staunend Hauf zu Hauf.

Dann, wenn, den großen Spruch zu sprechen,
Der Ew'ge sich vom Stuhl erhebt
Und stockend alle Herzen brechen
Und Todesangst die Welt durchbebt

Und laut ertracht des Himmels Krone —
Dann ringsum Schweigen fürchterlich —,
Dann will ich stehn vor seinem Throne
Und fragen: Warum schuffst du mich?

(„E. G.“)

Scheinleben

Und seit des Nichts unsäglicher Gedante,
Ein wilder Bliß, mir in die Seele schlug,
Ist Schein geworden all mein Tun und Wesen,
Ist all mein Leben eitel Lug und Trug.

Am Richtplatz sah man: wenn das Haupt gefallen,
Auffährt der Rumpf und bebt zwei Schritte fort,
Das Auge zuckt und will die Welt noch sehen,
Die Lippen stammeln noch ein leises Wort.

(L. G.)

Trinklied

Laßt mich trinken, laßt mich trinken,
Laßt von diesem Feuerwein
Immer neue Fluten sinken
Mir ins durst'ge Herz hinein!

Jedes Ende sei vergessen!
Wie's im Innern drängt und schafft!
Sagt, wer will mir jezo messen
Grenz' und Schranke meiner Kraft!

Stellt mir schwere, weite, blanke
Becher ohne Ende her,
Füllet sie mit diesem Tranke,
Und ich trink euch alle leer!

Bringt mir Mädchen, schöne, wilde,
Noch so spröb und noch so stolz,
Schickt die schreckliche Brunhilde,
Alle trifft der Liebesbolz!

Stellet mir die schwersten Fragen!
Wo das ew'ge Rätsel ruht?
Feuerhell und aufgeschlagen
Schwimmt es hier im roten Blut!

Gebt mir Staaten zu regieren!
Kinderspiel soll es mir sein!
Gebt mir Heere anzuführen,
. Und die ganze Welt ist mein!

Burgen möcht' ich jauchzend stürmen,
Ihre Fahnen zittern schon,
Felsen, Felsen möcht' ich türmen
Und erobern Gottes Thron!

(L. G.)

Wunder

Daß die Lerchen wieder singen,
Daß die Schmetterlinge schwingen,
Gelb und schwarz mit goldnem Saum,
Daß sich grüne Gräser treiben,
Auch nicht eins zurück will bleiben,
Man glaubt es kaum.

Daß sie bricht, die starre Binde,
Daß die lauen Abendwinde
Knospen ziehn aus Busch und Baum,
Daß die Amsel tiefe, volle
Töne durch die Wälder rolle,
Man glaubt es kaum.

Daß man durch die Luft, so milde,
Kinderscharen, liebe, wilde,

Jauchzen hört im fernen Raum —
Lang im dumpfen Haus gefessen,
Über schnelle, schnell vergessen —
Man glaubt es kaum.

Und es will mich immer fragen,
Mir ins Ohr ein Wörtlein sagen,
Und es ist mir wie im Traum,
Daß ich selbst vor Jahren, Jahren
Spielte mit den Kinderscharen,
Man glaubt es kaum.

(L. G.)

Pastors Abendspaziergang

Das Abendrot brennt an des Himmels Saum,
Ich schlendre so, als wie im halben Traum,
Zum Dorf hinaus auf grünem Wiesenwege
Am Wald hinunter, wie ich täglich pflege.

Rings auf der Wiese wimmelt es und schafft,
Vom frischen Heu kommt mit gewürz'ger Kraft
Ein süßer Duft auf kühler Lüfte Wogen,
Mein alter Liebling, zu mir hergezogen.

Rot, Blau und Gold, ein ganzes Farbenreich,
Betrachtet sich im spiegelhellen Teich,
Wildenten sieht man durch die Wellen streben
Und hoch in Lüften Weih und Sperber schweben.

Ein flüsternd Wehen geht im dunkeln Wald,
Die Vögel rufen, daß es weithin schallt,
Die Unke will sich auf der Flöte zeigen,
Die Grille zirpt, und auch die Schnaken geigen.

Studieren wollt' ich einen Predigtplan,
Nun hör' ich selbst die große Predigt an,
Voll Kraft und Mark, ein Menschenherz zu stärken,
Die große Predigt von des Meisters Werken.

(.L. G.)

Die Hyazinthe

Ich grüße dich, du wunderbarer Duft,
Der sich in diesen garten Kelchen wieget,
Du Schiff, worin durch dunkelblaue Luft
Die Seel' entzückt nach fernen Ufern flieget.

Das Steuer ist ein alter, alter Traum
Von andern Zeiten, himmelschönen Auen,
Gold ist der königlichen Ströme Schaum,
Und hohe, schlanke Palmen sind zu schauen.



Die Lotosblume schwimmt auf blauer Flut,
Die Welle scheint mit holder Scham zu fragen,
Welch Wunder ihr im keuschen Schoße ruht?
Doch nur die Kinder wissen es zu sagen.

(.L. G.)

Palermo

(Am Hafen, nach Anblick des Sargs Friedrichs II. im Dom)

Rauh sind die Berge der Alb, sargförmig gestreckt und ge-
brochen,

Harte, gediegene Kraft, selten ein Adel der Form.

Aber der Staufen, in schönengeschwungener Linie steigt er

Auf zum Gipfel und sinkt in die Gelände herab. —

Wenn du zum Hafen schrittst, in die lachende Bucht von
Palermo,

Mächtiger Kaiser, du sahst wahrlich ein schöneres Bild!

Klaiber, Friedrich Theodor Vischer

17

257

Lichtgetränkt erglänzte die Welt, ein himmlisches Blau lag
 Über Tiefen und Höh'n, auf der beruhigten Flut,
 Berg Pelegrino stieg und senkte zum Meere sich nieder,
 Gleich als wäre sein Bau nach Melodien gefügt.
 Dennoch schwebet mir vor, es seien auch Stunden gekommen,
 Wo verbleichte Gestalt leis in die Seele dir schlich —
 War's am Abend etwa, wenn in der Dämmerung Schleier
 Sanft und stille verschwamm alle die sonnige Pracht —
 Burg der Väter und Berg, wohl unter grauerem Himmel,
 Doch mit rötlichem Licht krönt sie der neigende Tag;
 Rauheres Volk umher, doch braves, — verlaßnes, auf seinen
 Kaiser harrend und trüb fragend: wo weilt er so lang?
(L. G.)

Ein Tag in Sorrent

Vom Ufer hieher an der Klippe Rand,
 Wo an der wellenbenagten Wand
 Aufrauscht mit Wut
 Die gepeitschte Flut,
 Hieher mit mir in behendem Sprunge
 Schwinge dich, schlanker Schifferjunge!

Das ist ein Toben, das ist ein Grollen!
 Wie sie sich krümmen, wie sie rollen,
 Wie sie schäumen,
 Wie sie sich bäumen,
 Wie sie donnern und schreien,
 Heulen und klagen,
 Stoßen und speien,
 Hauen und schlagen,
 Zu erobern endlich im Sturmesgraus
 Der Erde uraltes, festes Haus!

Sie versuchen es schüttelnd und zausend
Von Jahrtausend zu Jahrtausend,
Und können nicht;
Sie laufen an und wehen ihr Horn,
Doch es zerbricht.
Drum schrecklicher Zorn
Stachelt sie immer
Mit Geächz und Gewimmer,
Mit Heulen und Fluchen,
Mit wahnsinnigem Spotte —
Aufs neue den Sturm zu versuchen.

Wilder Bestien eine Rotte
Mit fletschenden Zähnen,
Mit fliegenden Mähnen,
Mit Hufen und Klauen
Glaub' ich zu schauen.
Dort stürzt ein Eber im Sprung heran,
Grunzend weht er den geifertriefenden Zahn.
Dort schwimmt ein Polype, mit scharfen Zangen
Umklammernd nimmt er ein Felsstück gefangen
Und will es zerbeißend erdrücken,

Aber die Zangen brechen zu Stücken;
Aufgelöst in flockige, weiße,
Sineinandergezogene Kreise,
Fließt das Untier zurück ins endlose Meer.

Da tappt schwarz und schwer,
Brummend ein mürrischer Bär
Und umarmt mit den Tazen in sicherem Griff
Ein Felsenriff

Und will es zerquetschen an zottiger Brust, und dumpf
Brüllt er, doch stumpf
Fallen die Tazen herab, und hinaus
Zu den andern sinkt er ins Wogengebraus.

Jetzt naht eine lange,
Spizige, tückische Wasserschlange;
Auf dem Haupt eine silberne Kron' ihr sitzt,
Die von lauter schäumenden Perlen blist.
Geschlungen, geringelt
Leckt sie und züngelt
Hier und da, und da und dort,
Doch zurück und fort
Drängt sie mit dröhnendem, klapperndem Schall
Der unabsehbliche Wogenschwall.

Sieh da, in der Untiere Troß
Ein weißes feuriges Roß!
Seine Mähne fliegt,
Es schlägt hinaus, es steigt,
Es wiehert und lacht;
Doch es zertracht
An der Klippe, zackig und rauh,
Der edel gestaltvolle Gliederbau.
Aber als Löwe mit funkelndem Blick
Rehrt es zum Kampfe zurück;
Laut brüllt er auf,
Doch mitten im Lauf
Hat er zerbrochen
Die mächtigen Knochen.

Dort zürnt, dort stößt ein mächtiger Stier,
Und ein Hirsch, ein herrliches Tier
Mit zwanzigend'gem Geweihe
Beschließt die Reihe.

Doch nein, da kommt gestampft ein Gigant,
Ein großmächtiger Elefant,
Und mit unendlichem, schrecklichem Prall
Wie der Boden zusammenschüttert!
Wie der Fels erschrickt und zittert!
Halte dich, Knabe, ein Fehltritt, ein Fall
Und ich sehe dich niemals wieder —
Doch zerschellt, zerknallt sind des Ungetüms Glieder,
Und eine Riesensäule von Schaum,
Sein zerstäubter Körper, sucht Raum
Und findet ihn nicht, und hervor
Aus dem Geflüst und empor
Himmelan stürmt er,
Hoch, höher sich türmt er —
Sieh, da ist er herübergeschossen
Und hat uns mit salzigem Naß übergossen,
Und fortgeschwungen
Seh' ich meines guten Jungen
Rote, spitze
Neapolitanermütze
Schwimmen dort in der untwirklichen Flut. —
Mut, Mut!
Weine nicht, Paolo, eine andre,
Schönere kauf' ich dir; Mützen gibt's immer,
Doch so lang ich wandre,
Sah ich nimmer und nimmer
Ein Schauspiel, so göttlich groß!

Aber zurück in den nassen Schoß,
 Rückspeiend den Salztrunk, den sie getrunken,
 Ist die bäumende, schäumende Säule gesunken.
 In schweren Tropfen, wie nach Wetterschlägen
 Ein klatschender, fatter Gewitterregen,
 Peitscht sie weit hinein die grünlichen Wogen.
 Und das Roß mit des Halses zierlichem Bogen,
 Und der grimmige Keiler, der mähnige Leu,
 Und der Stier und der Hirsch mit dem reichen Geweih,
 Der Polype mit greulicher Zange,
 Die gift'ge gewundene Schlange,
 Der tappende, brummende Bär,
 Der Elefant, bergeschwer,
 Wie sie nur heißen, die Wütenden alle,
 Richten sich auf von dem schütternden Falle,
 Und voll wütender Reue
 Ob dem Mißlingen, aufs neue
 Beginnen den Sturm sie, und wieder
 Sinken geschlagen sie nieder,
 Und fort und fort ohne End' und Ziel
 Erzeugt sich das wilde, das herrliche Spiel.
 Setzt sind sie vermengt,
 Überwälzen sich, eins ans andere gehängt,
 In Klumpen zusammengeballt:
 Du willst fassen eine Gestalt,
 Und sie verschwindet im Schwallen,
 Du suchst das Ganze: getrennt sind sie alle.

Und was von schrecklichen Stimmen nur
 Hat aufzubieten die ganze Natur,
 Element und Rehle der Kreatur,

Ich höre sie alle
Verdoppelt im Halle:
Ein Brummen, ein Knurren, ein Brüllen,
Ein Zischen, ein Lachen, ein Schrillen,
Ein Gähnen, ein Knirschen, ein Pfeifen —
Nicht kann ich's mit Worten ergreifen!
Selbst des Schlachtengeschosses dumpfe Schläge
Hör' ich aus unterwühltem Wege,
Wo in zerfressener Felsen Bucht
Tief einbrandet der Wogen Wucht.
Hinweg! es vergeht mir Gehör und Blick!
Zu der Menschen traulicher Stätte zurück!
Mir kreiset das Haupt!
Ein Schwindel raubt
Mir die Besinnung! Du bist mir zu groß,
Du All, du unendlicher Kräfte Schoß!

Komm, mein Paolo, komm ans Land,
Dort hinaus auf den weichen Sand
Herzhaft mit einem guten Sprunge!
Fasse mich an! Wohlauf, mein Junge! —
Da sind wir schon!
Mußt blinzen, mein Sohn?
Kannst aus den Augen sehen kaum,
Weil hineingespritzt der salzige Schaum.

Ich vergesse ihn nicht, wie er vor mir stand
Und ich das heißende Naß, den Sand,
Der mit dem Naße sich lästig mischte,
Aus den Augen, den Locken ihm wischte.
Er war bildschön; so rührend gut,
Zufrieden meiner Pflege und Hut,

Sah aus der langen Wimpern Glanz
 Zu mir auf und, getrocknet bald,
 Leuchtete aus der Locken Wald
 Die bräunliche Stirn, die faltensfreie.
 Daß unser Werk nun weiter gedeihe,
 Brachte ich ihn auf seine Bitte
 Hinüber zur nahen Fischerhütte,
 Seinem Vaterhaus am Landungsstrand,
 Wo ich heut morgen den Knaben fand
 Mit Kameraden im Moraspiel
 Und ihn, weil er so gut mir gefiel,
 Erkor zum Führer und Cicerone,
 Wiewohl er jeglicher Bildung ohne.
 Seine Sonntagsjacke wollte er holen,
 Die Mutter hatte es so befohlen.
 Wie sie ihn sah, so ganz übergossen,
 Wurde umfassender Wechsel beschlossen,
 Sie zog auch Hosen und Hemd ihm aus,
 Zerrissen, durchlöchert, es war ein Graus.
 Ausgenommen waren die Socken,
 Sie waren nicht naß und waren nicht trocken;
 Denn es gab sie nicht. —
 Jetzt wie ein Gesicht,
 Ein erstandenes Wunder aus Griechenland,
 Wie ein Grossebild von Praxiteles' Hand,
 Stand lächelnd der nackte Knabe da.
 Nicht schöner, nicht anmutleuchtender sah
 Einst Vater Zeus von Olympos Höhen
 Am Ida den Hirtentnaben stehen.

Indessen die Mutter geschäftig wieder
 Einhüllte den Bau der schlanken Glieder,

Schrieb ich mir in mein Tagebuch
Die ersten Verse von diesem Versuch,
Dem unzulänglichen, arm bemühten,
Zu schildern des Meeres Toben und Wüten;
Schon hatte begonnen im Kopf die Musik.
Und sie sahen mit starrem, staunendem Blick,
Der Vater, die Mutter, der Sohn, die drei,
Daß ich der Schreibkunst mächtig sei.

Der Knabe stand fertig und bereit,
Die Mütze fehlte zum festlichen Kleid.
Barfuß durfte man wohl ihn sehen,
Doch ohne Mütze durft er nicht gehen.
Zu ersetzen vorerst den traurigen Schaden,
Ging's in der Stadt zu einem Laden,
Wo von den Mützen aus roter Wolle
Eine Auswahl hing, eine reiche, volle;
Ihr kennet sie: hoch, vorn überzuschlagen,
Die Phrygier haben sie so getragen.
Und ich kaufte ihm eine solide, feine,
Und wer war glücklicher als der Kleine?
Und wie aug-erfreuenden Anblick bot
Auf den dunkeln Locken das helle Rot!

Wie wir nun durch die Straßen wandern,
Drängten sich einer um den andern,
Ciceroni heran, wie die Kletten zäh,
Und wollten nicht lassen und wollten nicht weichen,
Bis ich am Ende gewitterjäh,
Mit geschwungenem Stock, mit wuchtigen Streichen
In den zerstäubenden Haufen fuhr,
Laut ausrufend: Der eine nur,

Der kleine Paolo ganz allein
Soll heut in Sorrento mein Führer sein!

Nach diesem luftreinigend starken Blize
Erug Paolo stolzer die rote Mütze
Und war mein Führer mit großem Ernst
Und zeigte mir eifrig dienstbereit,
Von aller Gelehrsamkeit fern und fernst,
Was er wußte von Sehenswürdigkeit.

Zum Pranzo ließ ich uns beiden decken,
Die Makkaroni ließ er sich schmecken,
Er aß mit entschiedener Magenkraft,
Denn er nährte für sie als treuer Sohn
Seiner gesamten Nation
Eine tiefe, romantische Leidenschaft.
Doch wie gelüftig er speiste, wie munter
Die Nudeln er mit der Gabel hob
Und in den Mund sich von oben schob,
Nichts Unanständiges lief mitunter,
Seine Sitte war rein und ohne Tadel,
Als wär' er gebürtig von altem Adel.
Und abends führt' ich ihn wieder nach Haus.
Das Meer war ruhig, der Sturm war aus.
Ein tiefes Schweigen war in den Lüften,
Durchwürzt von feinen Orangendüften.
Hinab war die Sonne, doch goldnes Licht —
Des Malers Pinsel erreicht es nicht —
War noch über die Welt ergossen,
Ram auf den sanften Wellen geflossen,
Sie schlugen nur leise ans Ufer an,
Fern sang ein Fischer in seinem Rahn.

Wir standen und sahen still hinaus
Bei den Klippen, wo wir im Sturmesgraus
Umgähnt gewesen vom nassen Grabe.

„Quanto è calmo!“ sagte der Knabe. (L. G.)

Auf der Eisenbahn

Jetzt schnaube nur, Dampf, und brause!
Jetzt rolle nur, Rad, und fause!
Es geht nach Hause, nach Hause.

Du kannst nicht jagen, o Wagen,
Wie meine Pulse mir schlagen!
Zur Geliebten sollst du mich tragen!

Vorüber, ihr ragenden Stangen!
Verschwindet, ihr Meilen, ihr langen!
Wer ahnt mein Verlangen und Bangen!

Auf den Bänken wie sie sich dehnen!
Wie sie schwazen und gaffen und gähnen!
Es ist nichts, wonach sie sich sehnen.

Dort raset der Sturm durch die Tannen,
Zum Dampfe noch möcht ich ihn spannen,
Daß er rascher mich reiße von dannen!

Sintweg aus dem plappernden Schwarme,
Oh, hin an die Brust, an die warme,
In die offenen, die liebenden Arme! (L. G.)

Im Hochgebirg

Steig, o Seele, mit diesen
Trübsigen Urweltriesen!

Recke dich!
 Strecke dich! —
 Wie ihr entschlossen
 Seid emporgeschossen,
 Das Steinherz in der Brust,
 Das zu sehen ist Lust.
 Ihr seid nicht höflich und fein,
 Ihr lüget nicht, weich zu sein,
 Euch macht nicht Sorge und Rücksicht bang,
 Ihr bückt euch nicht, ihr fraget nicht lang,
 Die Losung heißt: Durch! Die Losung heißt: Kraft!
 So habt ihr euch Platz in der Welt verschafft. —
 Es wird Nacht!
 Fort ist die Farbenpracht.
 Finster und schwer
 Stehn sie umher,
 Schwarzblau, mit düsteren Stirnen;
 Selbst die weißen Firnen
 Leuchten nicht mehr.
 Aber o sieh, schau empor!
 Ein Haupt ragt vor
 Über alle und taucht
 In des Lichtquells letzten fliehenden Schein
 Den Scheitel ein,
 Satt milchweiß und rosig angehaucht.

(.2. 6.)

Nunc pluat!

(Nach einer alten Devise)

Ein Adler flog empor
 Hoch, höher, bis hinan, wo fürchterlich,
 Aus ew'gem Schnee

Die letzten wildgezackten Alpenhörner ragen.
 Da sah er hangen über sich
 Ein zweites, schrecklicher getürmtes
 Gebirg von Wetterwolken,
 Schwarz, dicht und breit und schwer, zum Bersten satt.
 Es drohet Stürme, Güsse, Ströme, Stürze
 Von Regen, Hagelkieseln, die das Haupt,
 Die breiten Schwingen ihm zerschmetterten,
 An die Felsennadeln ihn spießen oder halberfest
 Zu Tal ihn schleudern werden.
 Er sieht's und schießt hindurch,
 Steil, kerzengrad, dem Pfeile gleich,
 Von straffer Sehne stracks emporgeschneilt.
 Schon schwebt er über der schwarzen Wand
 Im Blau, im strahlenden Äthermeer,
 Er schaut der Sonn' ins blitzende Flammenauge,
 Er schaut hinab und spricht:
 Nun mag es regnen!

(.2. 6.)

Zu spät

Sie haben dich fortgetragen,
 Ich kann es dir nicht mehr sagen,
 Wie oft ich bei Tag und Nacht
 Dein gedacht.
 Dein, und was ich dir angetan
 Auf dunkler Jugendbahn.
 Ich habe gezaudert, versäumet,
 Hab' immer von Frist geträumet;
 Über den Hügel der Wind nun weht:
 Es ist zu spät.

(.2. 6.)

Das ersehnte Gewitter
 Es glüht das Land, es lechzet
 Die ausgebrannte Au,
 Jedwedes Wesen ächzet
 Nach einem Tropfen Tau.
 O Himmel, brich! Entschließe,
 Dies Blau aus sprödem Stahl
 Nur Regen, Regen gieße
 Herab ins schwüle Thal!
 Er hört. Im Westen webet
 Und spinnt ein grauer Flor:
 Er ballt sich, schwillt und schwebet
 Als Wolkenberg empor.
 Jetzt mit den Feuerzügeln
 Fährt auf der jähe Bliß,
 Und auf den luft'gen Hügeln
 Löst er sein Feldgeschüß.
 Heut hat man baß geladen,
 Es zuckt wie gestern nicht
 In fahlen Schwefelschwaden
 Ein stumm verglühend Licht.
 Wild schießt der Strahl, der grelle,
 Aus dichter Wolkenwand,
 Rings lodert Geisterhelle,
 Der Himmel steht in Brand.
 Es kracht. In Ketten wandern
 Die dumpfen Donner fort,
 Von einer Wacht zur andern
 Rollt hin das Schlachtenwort.

Was atmet, rauscht und fauset?
Frisch auf! der Sturmwind naht,
Der Wald erbebt und brauset,
In Wogen geht die Saat.

Schon dampft ein Meer von Würzen
Aus der behauchten Welt,
Und satte Wetter stürzen
Auf das geborst'ne Feld.

(.e. G.)

Die Nagelschmiedin

Was klopfet, was schmiedet das reizende Weib?
Zum Amboss gebeuget den schlanken Leib,
Einen zierlichen Hammer sie schwinget;
Dunkle und helle,
Süße und grelle
Lieder zum Takt sie singet.

Das Feuer, es sprühet in blutrotem Schein,
Mitunter wohl sprizet sie Wasser hinein,
Doch schnelle zum Blasebalg wieder
Hebt sie das linke
Füßchen, und flinke
Tritt sie ihn auf und nieder.

Wie strahlet, wie blißet ihr Auge dazu!
Es stähl' einem Engel im Himmel die Ruh'!
Auf der lächelnden Lippen Grunde
Glänzen und gleißen
Schneehell die weißen
Zähnen ihr aus dem Munde.

Es rollen die Locken ihr übers Gesicht,
Wie blinket und züngelt ihr goldenes Licht!
Das sind ja die funkelnden Schlangen,
Die mit den Ringen,
Die mit den Schlingen
Zauberisch mich gefangen.

Was beugt sich, was lächelt, was strahlet und blist,
Was klopft, was hämmert, was glühet und spist
Die Geheimnisvolle, die Urge?
Große und kleine,
Grobe und feine
Nägel zu meinem Sarge. (L. G.)

Ein Fang,

oder: Was sich bei Cannstatt am Neckar im Jahre 1796 zwischen einem
kleinen französischen Schützen und einem österreichischen Reiter begeben

Bei Cannstatt an der Brucken
Da war das Schießen groß,
Als aufeinander stießen
Östreicher und Franzos.

Haubizen und Granaten
Brummten den Bass mit Macht,
Und das Musketenfeuer
Dazwischen klatscht und kracht.

Bei den Franzosen drüben
Ein kleiner Schütze war,
Der zielte wie ein Falke,
Er fehlte nicht ein Haar.

Er schoß, er lud, er spannte,
Legt' an und drückt' und traf,
Und mancher von den Feinden
Sank in den Todesschlaf.

Ein kaiserlicher Reiter,
Der nahm ihn recht aufs Korn:
„Mannl, dich muß ich kriegen!“
Dacht' er in stillem Zorn.

Um Abend ward es stille,
Das Schießen hörte auf,
Da nahm das kleine Schützlein
Zum Neckar seinen Lauf.

Es putzte seine Flinte
Dort an dem Wasser klar,
Dieweil sie von dem Schießen
Gar sehr verrußet war.

Der Reiter, nicht verdrossen,
Erspäht es auf der Stell',
Sagt's keinem Kameraden,
Setzt sich zu Pferde schnell.

Er ritt am Fluß hinunter,
Kam an einen Ort allda,
Wo er konnt' übersehen,
Daß es der Feind nicht sah.

Wie er herüber geschwommen,
Kam er ganz leif' heran,
Wie eine Katze schleicht,
Die eine Maus will fah'n.

Das Schüzlein stand gebückt,
Nur auf sein' Arbeit sicht,
Es puht an seiner Flinte,
Und puht und merkt es nicht.

Der Reiter stieg vom Pferde,
Schlich an des Ufers Rand,
Das Schüzlein nahm er am Kragen
Mit seiner schweren Hand.

Es schreit, es flucht, es zappelt,
Der Schrecken, der war groß;
Hat alles nichts geholfen,
Er zog es auf sein Roß.

Hielt es allda recht feste,
Reit't fort, so schnell er kann,
Setzt wieder übers Wasser,
Kommt wohlbehalten an.

Er nahm das Schüzlein kleine
Daselbst in sein Quartier,
Gab ihm für seinen Schrecken
Von seinem Wein und Bier.

(.e. 6.)

Kurze Freude

Die Erde bleibt doch für alle Zeit
Ein schlimmer Ort.
Wird man endlich ein bißchen gescheit,
Muß man fort,
Und jenseits? Nein,
Wird's auch nichts Rares sein.

(.e. 6.)

Anwendbar

Ein weich verpackter,
Ein fein befrachter,
Nicht sehr intakter
Charakter.

Den Vers, den hab' ich im Vorrat gemacht,
Ganz ohne Objekt; ich hab' halt gedacht:
Ich mach' ihn einmal, er wird schon passen,
Man kann ihn brauchen in allen Gassen.

(„E. G.“)

Die Beichte

Die Beichte
Ist eine leichte
Und feichte
Manier, sich der Schuld zu entladen.
Man packt zusammen den Schaden
Und wirft das Paket zum Spedieren,
Zum Forteskamotieren
Hinüber dem ehrwürdigen Sündenbittel,
Dem Herrn im langen, schwarzen Kittel,
Der so willfährig tritt ins Mittel.
Aber man muß seine Sachen
Mit dem lieben Gott selbst abmachen,
Denn es ist doch klar:
Er hat keinen Vikar.
Und übrigens ist's eine Lügenschule,
Dieweil man dem Herrn, der sitzt im Stuhle,
Wie wißbegierig er horcht und fragt,
Doch nimmer die ganze Wahrheit sagt;
Da kann es denn schließlich auch nicht fehlen:
Man lernt vor sich selber lügen und behlen,

Man macht's dem Gewissen, daß gar so bitter,
Just wie dem Pfaffen hinter dem Gitter;
Ein Beichtkind ließe sich eher verbrennen,
Als es lernt, sich selber prüfen und kennen. (L. 3.)

Ein Moralischer

Wir sprachen von Hamlet, von Tasso
Und ihres Lebens Fracasso,
Von Hölderlin, von Heinrich Kleist,
Wie sie der Wahnsinn packt, zerreißt,
Kurzum von tragischen Seelen.
Da begann er gestreng zu schmälen,
Mit Salbung sprach er von Maß und Pflicht,
Bemunft und moralischem Gleichgewicht,
Saß breit auf stattlichem Gefäß
Und aß behaglich ein gut Stück Käse. (L. 3.)

Natur

Natur, du seltsam Ding!
Am einen Ende gemein,
Am andern seelisch fein
Und doch geschloss'ner Ring. (L. 3.)

30 f. R. g. L. ins Stammbuch
Die gute Frau, wem ist sie zu vergleichen?
Dem Stückchen Zucker, das ins Wasser fällt
Und keine Kraft der Kraft entgegenstellt,
Die ringsum eindringt, ganz es zu erweichen.
Es schmilzt, wird nichts. O unerquicklich Zeichen
Der Schwäche, die nicht Wehr und Waffen hält!
Gibt es ein ärmer Wesen auf der Welt?
Und dem willst du ein Frauenherz vergleichen?

Geh' hin, vom Glas zu kosten und zu trinken!
Dann sage, wer den andern hat bezwungen,
Wer unterlag im Kriege ohne Krieg!

Ein Wirken war das willige Versinken,
Ganz ist der Trank von Süßigkeit durchdrungen,
Das ganze Opfer war ein ganzer Sieg. (L. G.)

J. Paul Fr. Richter

O du, dem unter Narrheit, unter Wizen
Der Sehnsucht Zähnen an der Wimper blizen,
In Scherz und Schmerzen schwärmender Bacchant.

Der Kunstform unbarmherziger Vernichter!
Du Feuerwerker, der romanische Lichter,
Raketen aufwirfst, Wasser, Rot und Sand!

O du, dem hart am überschwollen Busen
Ein Spötter wohnt, ein Plagegeist der Musen,
Der Todfeind des Erhab'nen, der Verstand!

Grabdichter, Jenseitsmensch, Schwindsuchtbefinger!
Herz voll von Liebe, sel'ger Freude Bringer
Im armen Hüttchen an des Lebens Strand!

Du Kind, du Greis, du Rauz, Hanstwurf und Engel!
Durchsicht'ger Seraph, breiter Erdenbengel,
Im Himmel Bürger und im Bayerland!

Komm, laß an deine reiche Brust mich sinken,
Komm, laß uns weinen, laß uns lachen, trinken,
In Bier und Tränen mächtiger Kneipant! (L. G.)

Die Stimmen der Geister

Hoch über Wolken thront ein Geisterkreis.
 Die Auserlesnen aller Völker find's,
 Die edlen Toten, die durch Wort und Werk
 Und Tat der Menschheit Bildner find geworden.
 Als heil'ge Wächterschar behüten sie
 Und mehren sie der Menschheit heil'gen Hort.
 Von innrem Lichte leuchten ihre Häupter.
 Sie sind Erzieher. Jüngling holt und Jungfrau
 Entzückt aus ihnen die Begeisterung,
 Den diamantnen Schild, der sie beschirmt,
 Wenn die Versuchung naht, wenn das Gemeine,
 Das Schlechte sich herandrängt und den Sinn
 Zum Staub, zum Schlamme will herniederziehn.
 Sie wachen, daß die Völker nicht versinken.
 Oft zündet in verlornen Seelen noch
 Ihr himmlisch Feuer, weckt den Funken wieder,
 Der unter Asche schon verglommen schien.
 Aus Finsternis, aus dumpfen Wahnes Banden
 Errettet, Kerker öffnend, ihre Leuchte.
 Dem Müden find sie Stab, an ihnen richtet
 Der Tiefgedrückte frisch belebt sich auf.
 Sie streiten mit, wenn es um ew'ge Güter
 Zu kämpfen gilt, sie senden ihren Geist,
 Mit Heldentum schwellt er des Mannes Brust,
 Daß er die Angst nicht kennt, nicht Schwerter fürchtet,
 Nicht Bann, nicht Ketten, nicht den blassen Tod.
 Doch in den Höhen, wo die Geister thronen,
 Dort weht man keine Schwerter, dort ist Friede,
 Dort schlingt die Liebe nur ihr heilig Band,
 Dort scheidet nicht der Zunge fremder Laut

Den Menschen von dem Menschen, dort entzweit
 Nicht Volk mit Volk der Stolz, der scheele Neid;
 Dort ist die Lösung: Auf, ihr Nationen,
 Zum edlen Wettstreit! Auf und strebt versöhnt
 Im freien Tausche reinen Wechselwirkens
 Zum höchsten Ziele: mit vereinten Händen
 Zu bannen und die Menschheit zu vollenden!
 („Festspiel zur Ablandfeier“, 1887.)

Gesellschaft

An einem Tische ganz allein
 Saß ich im Wirtshaus bei meinem Wein.
 In der Nebentube war's nicht so leer,
 Laut und lustig ging es da her.
 Es schienen Männer in jüngeren Jahren,
 Die wohl alle doch schon erfahren,
 Was Leben heißt im Philistergeleis,
 Und die sich verbunden zu fröhlichem Kreis,
 Verschwundene Tage sich zu erneuen,
 Der schönen Burschenzeit sich zu erfreuen.
 Sie sangen die alten Studentenlieder —
 Nach manchen Jahren hört ich sie wieder —
 Trinklieder heiße, durstige,
 Rauschige, tolle, hanswurstige,
 Aber auch ernste, festlich hohe,
 Lieder voll heiliger Blut und Lobe,
 Wie sie erbrausten mit Sturmeskraft
 Einst in der Halle der Burschenschaft.
 Seltsam, als wäre mir's angetan,
 Kam mich ein junges Gelüsten an,
 Zu den muntern Zechern hineinzudringen
 Und ohne viel Vorwort mitzusingen;

Doch schien es mir ein zu fecker Schritt,
Ich ließ es und summt' nur leise mit.

Auf einmal war ich nicht mehr allein,
Nuch nicht zu zweien und nicht zu drei'n.
Mein Tisch war voll,
Besetzt bis zum letzten Zoll.
Wohlbekannt' junge Gesichter
Lachten mich an beim Schein der Lichter,
Augen blitzten, Wangen glühten,
Stirnen glänzten, Lippen blühten,
Locken wallten,
Rufe schallten,
Gefülltes Trinkhorn machte die Runde,
Scherze flogen von Mund zu Munde.
Und begann dort drinnen ein neuer Sang,
So begann er auch hier und mit hellerem Klang,
Ja, es schien, als bleibe der andre Chor
Zurück und der unsrige singe vor.
Jetzt wurde das Lied noch angestimmt
Vom bemoosten Burschen, der Abschied nimmt,
Dem die Brüder noch geben das Geleit,
Da zu Ende der Jugend goldne Zeit;
Hat's mancher mit nassen Augen gesungen,
Wenn es im trauten Kreis erklungen.
Weicher und weicher klang die Weise,
Und von den Lippen nur noch leise
Flossen die Worte am Liedeschluß:
„Das letzte Glas, den letzten Ruß!
Ade, ade, ade!
Ja, Scheiden und Weiden tut weh!“

Nun ward's still im Nebengemach,
Es verstummte der Lieder rauschender Bach;
Die Lichter drinnen löschte man aus,
Die Nachbarn Secher gingen nach Haus.
Und wie es so still geworden war,
Verlor sich auch meiner Gefellen Schar.
Es war Mitternacht. Sie schwanden dahin,
Wie Nebelgebilde sich verziehn,
Wie ein Wölkchen verschwimmt im Mondenschein,
Und am Tische saß ich wieder allein.

Da brach ich auf und ging gelassen
Langsam heim durch die stillen Gassen
Und nannte mir zählend so im Gehen
Die Namen der Brüder, die ich gesehen,
Der guten Kameraden,
Die der Gesang zu mir geladen,
Der braven, der heitern, so frisch und rot —
Lebt keiner mehr, sind alle tot. (L. G.)

Ein Augenblick

Um die alte Stadt auf der Promenade,
Dem bequemen, beliebten Pfade,
Den die Platanen beschatten und zieren,
Ging ich am Sommerabend spazieren.
Ein Sonntag war's und ein Sonnentag,
Es wandelten Leute von allerlei Schlag,
Festlich gepuht, und alle dem Volke
Stand auf dem Gesicht keine einzige Wolke.

Da kam mir im goldenen Abendschein
 Entgegen ein Kinderwägelein,
 Ein nett geflochtenes, auf leichten Rädchen,
 Es zog ein sauberes Ulmer Mädchen.
 Mein Blick fiel just ins Gesicht hinein,
 Da lag ein Knabe gebettet fein,
 kaum jährlich etwa, sein Angesicht
 Umwob ein Schimmer von Rosenlicht,
 Als ruht' er in einem Rosenhag,
 Denn in den Schatten, worin er lag,
 Fiel erhellend ein Widerschein
 Vom farbigen Obdach im Wägelein,
 Auch kam von außen der Glanz ergossen,
 Denn ganz mit Licht war die Luft durchschossen;
 Ja vom Kind auch schien es mir auszugehen,
 Denn ein schöneres hab' ich noch nie gesehen;
 Man glaubte Herz und Auge zu laben
 An einem von Raphaels Engelknaben,
 Es schwamm wie ein Bild im erleuchteten Raum,
 Wie ein Feenkind, wie ein seltener Traum.

Stillbeglückt sah es vor sich hinaus
 In seinem fahrenden kleinen Haus,
 In seiner Welt ein kleiner König,
 Lächelte auch dazu ein wenig,
 Als schwebten ihm an der Zukunft Thor
 Schon die allerhand lustigen Streiche vor,
 Die man verübt in den Tagen der Jugend,
 Welche — man weiß ja — nicht hat viel Tugend;
 Er schaute so hell aus den dunklen Augen,
 Als möcht' er nicht immer gar zu viel taugen.

Ich sah ihn an, ich blinzte und nickte
Schmunzelnd. Der reizende Knabe blickte
Mich an und blinzte, schmunzelte, nickte.
Gelt du, es ist eben gar was Gutes
Um's Existieren, schmecken tut es?
Und ein bißl Spitzbüberei
Ist eben immer auch dabei?

Er hat es mir richtig im Auge gelesen,
Der Schelm, das kleine, kaum ahnende Wesen,
Er hat es verstanden und hat es bejaht,
Der liebliche Lebenskandidat.

Ich hätt' ihn mögen vor lauter Entzücken
Aus den Polstern heben, verküssen, verdrücken,
Doch ich sagte mir: laß es lieber gehen,
Es soll so bleiben, wie es geschehen,
Es soll bleiben ein Augenblick.

Fürbaß ging ich, sah nicht zurück.
Ein alter Bekannter begegnete mir,
Er stellte mich, fragte: „Was ist's mit dir?
Es strahlt ja ordentlich dein Gesicht,
So heiter sah ich dich lange nicht;
Wart, ich merk's schon, du kommst vom Wein;
Ein guter muß es gewesen sein!“
„Ja,“ sagt' ich, „er war nicht eben schlecht,
Noch Most, aber Ausstich, feurig und echt.“ (v. 6.)

Weihnachten

Su einem lebenden Bild (Zürich, 1860)
An diesem Tage feierte vor Zeiten
Der alte Deutsche, der noch Heide war,

Des kurzen Tags willkommenes neues Wachsen.
Es stand — ihr dürft es sicherlich mir glauben —
Ein Tannentwipfel mit viel Lichtern dran
Schon dazumal in jeder deutschen Hütte.
Ringsum war Wald; es heulte fern der Wolf;
Vom hellen Lichte, das so ungewohnt
Ins schwarze Dickicht drang, auf Zapfen Eises,
Auf tiefem Schnee so seltsam widerstrahlte,
Erwacht' der Bär aus seinem schweren Schlaf
Und murrend tappt er tiefer in die Büsche.
Doch drinnen war's so lustig schon wie heut.
Die Freude glänzt' aus hellen Rinderaugen,
Gerade so wie heut, obwohl die Gaben —
Verlaßt euch drauf — ein gutes schlichter waren.
Für Mädchen gab es schon etwas von Schmuck,
Ein Stirnband, hübsche Nadeln für das Haar,
Armspangen, blank, von Erz; besonders aber
Der gelbe Bernstein stand in großen Ehren,
Im Norden fern um hohen Preis vertauscht,
Gereicht in Perlen für des Halses Zier.
Ich seh' im Geist, wie ihrem Töchterlein
Die blüh'nde Mutter solche Gabe reicht,
Das sieht die Perlen in dem Lichte funkeln
Und langt hinauf mit kindlichem Entzücken.
Was aber ward dem Buben wohl beschert?
Ich denke mir, sobald die Zeit vorüber,
Wo kleines Spielzeug noch das Kind erfreut,
Gab ihm der Vater an dem heil'gen Abend
Die erste Waffe, etwa eine Streitart,
Und sprach dazu in mahnlich ernstem Tone:
„Nun, Kleiner, laß uns sehen, wann du die

Dem ersten Römer schmetterst auf das Haupt!“
Ich seh' es blißen in den jungen Augen,
Wenn nun der Knabe mit der kleinen Hand
Die Waffe hoch emporhält und betrachtet.
Der strenge Vater sieht gelassen zu
Und streicht sich lächelnd seinen langen Bart. —

Doch haben die Gelehrten es bewiesen,
Daß es schon damals Honigkuchen gab.
Die hingen sicher reichlich an dem Baum,
Man nannte sie schon damals Leckerli;
Die haben wohl vor soviel hundert Jahren
Den Kindern grade so wie heut geschmeckt.

So lustig ging's in dieser alten Zeit
An diesem Tag schon zu, obwohl es nur
Ein Fest der blinden Heiden war. Dem Wodan,
Dem höchsten Gotte, galt dies Fest; es war
Der Dank dafür, daß er dem Tageslicht
Die neue Kraft gegeben, und dafür
Als Sinnbild steckte man die Lichter an.
Jetzt feiern wir an diesem heil'gen Abend
Ein andres Licht. Das Licht des Geistes ist's,
Das Licht der Liebe, das uns aufgegangen,
Das innen drin, im tiefsten Herzen scheint;
Die innre Wärme, die in unser Leben
Durch den gekommen, der an diesem Tag
Ein Kindlein in der armen Krippe lag.
Die Kerzen, die von so viel höherm Lichte
Ein Sinnbild sind geworden, scheinen freundlich
Hinaus auf ordentliche Straßen und
Auf Schulen, wo man etwas Rechtes lernt.

Doch darum will der liebe Heiland nicht,
 Daß wir das Angesicht in mürrische,
 Gestrenge Falten ziehn. Er lachte selbst,
 Da er an diesem seinem ersten Abend
 Das Ochs- und Eselcin im Stalle sah.
 Und wie er groß geworden, blieb er stets
 Ein Kinderfreund und ließ sie zu sich kommen.
 Ich glaub' sogar, daß er, wann so ein Kind
 So freundlich zu ihm auffah, manchmal ihm
 Was schenkte und dazu ihm mit der Hand
 Gar liebevoll strich über seine Stirne:
 „Seid nur vergnügt!“ So hat er wohl gesagt.
 „Der Ernst wird schon noch kommen. Nur recht brav
 Müßt ihr auch sein und müßt nichts Finstres,
 Nichts Schwarzes, in der jungen Seele nähren!“ —

Nun gut, du liebe junge Schar, so sei's!
 Wenn's jetzt so sauber aussieht in der Welt,
 So wollen wir nur ernstlich dafür sorgen,
 Daß Bär und Wolf, wie er sonst draußen hauste,
 In unsern Herzen nicht sein Lager macht;
 Und übrigens von jener alten Kraft,
 Von jener Einfalt in der Heidenzeit,
 Indes wir lichter sind an Geist und Herz,
 Soviel, als immer möglich ist, behalten.

Jetzt geht die Freude an! Das Christkind schwebt
 Herbei und bringt die Gaben. Greifet zu!
 Und mögt ihr euch in allen Lebensjahren
 Nur stets ein fröhlich Kinderherz bewahren!

(„Allotria.“)

Jugendtal

Da bist du ja im Morgenstrahl,
Mein nie vergeßnes Jugendtal!
Der Berge Kranz, die wunderblaue Quelle,
Städtchen und Kloster, alles ist zur Stelle.

Noch immer steigt gezackt und wild
Empor seltsames Felsgebild',
Burgtrümmer schauen über Höhlenschlünde
Auf stillen Fluß und zarte Wiesengründe.

So oft hab' ich geträumt von dir:
Fast, liebes Tal, erschienst du mir
Als Traum, als Märchen, alte, alte Sage
Vom Morgenland, vom jungen Erdentage.

Hier kennt mich keine Seele mehr,
Fremd sehn die Leute nach mir her,
Doch bring' ich mit, was Einsamkeit versüßet:
Ein Völkchen, das mich kennt und das mich grüßet.

Laut reget sich ein Knabenschwarm,
Zu zweien manche, Arm in Arm,
Mit hellem Aug' und rosenroten Wangen
Dort aus dem Kloster kommen sie gegangen.

O Duft, o Kelch der Blütezeit!
Der Jugend süße Trunkenheit!
Die Liebe weint, der holde Mutwill sprühet,
Die Seele singt, der goldne Himmel glühet.

Wo sind sie hin? Zersprengt, verweht,
Wie Gras des Feldes hingemäht!
Nur wenige Greise sind noch übrig blieben,
Zu zählen, wer noch lebt von all den Lieben.

Du dort in der gedrängten Schar,
Du mit dem weichen Lockenhaar,
Dich kenn' ich näher, munterer Geselle,
Ja, du bist ich auf meiner Jugend Schwelle.

Wie lachte ich das Leben an!
Wie sprang ich jauchzend in die Bahn!
Wie arglos wohnte neben wilden Scherzen
Besunder Ernst im frischen, schlichten Herzen!

Fern leuchtet Rom und Griechenland
Durch die geteilte Nebelwand,
Von Platos Silberfittichen gehoben
Schwebt fromm und stark der junge Geist nach oben.

Wie Licht so hell, wie Schnee so rein,
Gelobt' ich, soll mein Leben fein!
Was wußt' ich von des Weltgangs irren Pfaden,
Da bin ich nun und bin so schuldbeladen.

Nicht daß es bleiern mich beschwert,
Ich kenne meines Lebens Wert,
Ich weiß, wie ich gestrebet und gerungen,
Und was der sauren Arbeit ist gelungen.

Doch heute, wo herauf zum Wald
Das alte Klosterglöcklein schallt,
Heut, wo ich aus so ungeteilter Nähe
Dem frohen Knaben in die Augen sehe,

Der ich einst war, der so vertraut,
So schuldblos mir entgegenschaut,
Heut weiß ich nichts von meinem Tagewerke.
Hin taut der Stolz, es beuget sich die Stärke.

Zur Felsenhöhle wandl' ich hin —
Vor Zeiten träumt' ich oft darin —;
Laß, alt Gestein, mich heut in meinen Tränen
Ganz still an deine graue Wand mich lehnen.

(L. G.)

An meine Wanduhr

Schwarzwalddochter, gute, alte,
Gelt, wir kennen uns schon lange?
Haben redlich miteinander
In gefester Kameradschaft
Manches Jährchen ausgehalten,
Gute Zeiten, schlimme Zeiten
Haben wir verlebt zusammen.

Und die schlimmste war von allen,
Als es soweit kommen mußte,
Daß wir ordentliche Freunde
Unter uns beinah' zerfielen.
Damals war es, als du draußen
In dem Hausgang dunkel hingest
Und ich deines Pendels Dicken
Fast nicht mehr ertragen konnte,
Weil die Stunden, die er zählte,
Stunden waren, wie Verdammte
In der Hölle Schlund sie zählen,
Damals, als ich nur mit Seufzern,
Schwer aus tiefer Brust geholten,
Über meine eigne Schwelle,
In des eignen Hauses Räume
Trat und als der Schritt zum Grabe
Leichter mir denn Heimkehr deuchte.

Eines Tages aber glaubt' ich
Aus dem schläfrigen Gepicke
Ein bekanntes, oft geles'nes
Dichtertwort herauszuhören,
Das da heißt: die Stunde rinnt auch
Durch den rauhesten Tag. Von da an
Sind wir wieder Freunde worden,
Und nachdem der Tage rauhster
Von dem Pendel war durchschwungen,
Hab' ich dich verpact, in andre
Lande dich mit mir genommen,
Und von da an, gute Alte,
Sind wir nun allein beisammen,
In der Stube, nicht im Hausgang
Hängst du, mußt sie nicht mehr sehen,
Der julieb man dich verdrängte,
Jene Standuhr, jene eitle
Aufgeblasene Französin
Mit dem schlenkrigen, geschweiften
Sierat, der in Golde flunkert,
Mit dem Schäferknaben drüber,
Dem empfindsam widrig süßen.
Jenes welsche Prunkgebilde
Hast du immerdar, ich weiß es,
In der Seele Grund verachtet,
Und ich kann dir's nicht verargen.

Tick, Tack, Tack, Tick, Tick, Tack, Tack, Tick!
Und so weiter und so weiter.
Oft auch klingt's, als wären's Worte:
„Zeit ist Zeit und Zeit ist Zeit und

Nichts als Zeit.“ — O du gesunde
Trockenheit, du wasserklare
Nüchternheit! Beschwichtigender
Mohnsaft der gediegenen, guten
Langenweile, der da wohnt
In dem immer, immer gleichen
Brunnenrohrgeplauderartig
Steten Messingpendelgange!
Was ich dir verdanke, weißt du.
Wenn ich einmal je versäume —
Es geschieht, bezeug es, selten —
Die Gewichte aufzuziehen,
Und du bleibst auf einmal stehen,
So erschreck' ich just, als fiel' ich
Aus der Zeit und ihrem Gleichfluß
In die Ewigkeit hinunter, —
Nicht die Ewigkeit des Himmels,
Nein, die Ewigkeit der Qualen,
In des Abgrunds Feuerofen,
Wo glutaugige Dämonen,
Wo die Larven unsrer eignen
Menschenbrust entkettet haufen
Und sich selbst die Flammen schüren.
Ja, wie grauſig geisterhafter
Lärm erscheint mir dann die Stille,
Wenn der Zeiten ich muß denken,
Wo ich, deines Rats vergessend,
Takt zu halten, Takt zu halten,
In das Chaos, in die wilden
Rhythmuslosen Wirbel stürzte.

Ab und zu — nimm mir's nicht übel,
 Meine gute, liebe Base! —
 Hast du freilich auch Momente,
 Wo der Eifer dich verleitet,
 Eine Regel, die zum Takte
 Doch auch billig wird gerechnet,
 Vorschnell außer acht zu lassen:
 Wenn man spricht und wenn man mitten
 Im Zusammenhang der Rede
 Sich befindet und der Worte
 Wichtigstes zu sagen ansetzt,
 Fängst du an, dich laut zu räuspern
 Mit des Warntons Radgeschnurre
 Und zerhaust mit deinem Schläge
 Feinen Wortgewebes Faden.
 Doch ich hab' nach kurzem Ärger,
 Etwa einem verben Fluche,
 Dir's noch allemal verziehen,
 Wohlerwägend, daß du eine
 Frau bist und die Frauen alle
 Doch nur äußerst ausnahmsweise
 Warten können, bis der andre,
 Bis ihr Mitmensch ausgerebet; —
 Welcher Punkt Geduld erfordert.

Hast auch Zeiten miterlebet,
 Die imstande schon gewesen,
 Nerven selbst von Stahl und Messing
 Aufzuregen, ja bisweilen
 Wirklich aus dem Takt zu bringen:
 Zeit des Jahres achtundvierzig,

Als wir alle trunken waren,
 Deutschen, Parlamentes Wirren,
 Niedergang der schönen Hoffnung,
 Blinder Aufruhr, Sieg der alten
 Ausgelebten, traur'gen Mißform,
 Die man deutschen Bund benamste;
 Und die Jahre, wo herunter
 Eine Last von Blei sich senkte
 Und auf's neue das zerspaltne
 Deutschland zum Gelächter wurde
 Für die Völker aller Zonen.
 Endlich regt sich's in den Lüften,
 Ostseewogen hört man rauschen,
 Alte Sagen klingen wieder
 Ferneher von Nordlandsrecken,
 An dem Fuß der Duppelerschanzen
 Blist ein Wald von Bajonetten,
 Stürmt hinan und holt sich droben
 Die begrabne deutsche Ehre. —
 Aber ach, bald ward's wieder
 Schwül und dunkel und, ich weiß noch,
 Eines Tages war's, als bebstest
 Du im Fieber, unbegreiflich
 Bliest du dann auf einmal stehen,
 Und am Abend, blutuntwittert,
 Kam die Kunde von Sabowa. —
 Doch wie anders, anders war es
 Uns an einem andern Tage,
 Sonnigen Septembermorgen,
 O wie war es uns zumute,
 Als du eben zehn Uhr schlugest

Und ein Freund zu mir ins Zimmer
Kam gestürzt und mit Verwundern
Mich am Schreibtisch ruhig sitzend
Fand und rief: Bist taub geworden?
Hörst das Laufen nicht und Rufen,
Nicht den hellen Jubel draußen?
Auf dem Kirchplatz, auf dem Markte
Wechseln Ehre und Fanfaren,
Fahnen flattern von den Giebeln!
Eingekreist von unsrem Heere
Wie bei einem Kesseltreiben
Hat der welsche Lügentaifer
Ausgeliefert seinen Degen!
Deutschland lebt, ist auferstanden!

Aber nach den großen Zeiten
Kam es wieder trüb und trüber,
Wußte nicht, warum du so viel
Neigung spürest, nachzugehen,
Wie ich auch des Pendels Scheibe
Sorglich aufwärts schieben mochte.
Sumpfluft wehte durch die Fenster,
Aufgebrodelt aus dem Schlamm,
Aus dem Pfuhl, worin die Seele
Unsers Volks, die angefaulte,
Von den Siegen dumpf berauschte,
Tierisch wühlend sich gebettet;
Und vergällt war uns der reine
Feuertwein des Hochgefühles,
Und der vollen Purpurrose
Duft war hin, als wär' darüber

Eine Wanze hergetrochen,
Und zu Ekel ward die Freude. —

Wird es besser? Wollen's hoffen,
Wollen's glauben! Ach, wir werden
Die Genesung kaum erleben,
Denn vergiftete Gewissen
Brauchen Zeit, sich auszuhellen. —

Etwas heiser, gute Alte?
Ja, so starker Wetterwechsel,
Auch der letzte harte Winter,
Neben dir der heiße Ofen,
Die Erhizung, die Vertrocknung
Deines Lebensöls, darauf dann,
Unausbleiblich, die Verkältung —

Ich begreif' es, und in deine
Katarrhalischen Gefühle
Kann ich mich verständnisinnig
Teilnahmvoll hineinversetzen.
Warte nur, wir werden sorgen,
Denn es wird ja bald von Schramberg
Wohl dein Landsmann wieder kommen,
Weißt, der wackre Uhren-Jakob,
Der dich schon einmal kurierte,
Den du mehr als die gelehrten
Großstadtärzte liebst und achtest.

Wie, du schnurrst? Du rasselst? Warneest?
Richtig, ja die mitternächt'ge
Stunde weiset schon der Zeiger,
Über unsrem Zwiegespräche

Ist sie mit den Geistertritten
 Unbemerkt herangeschlichen.
 Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben,
 Achte, neune, zehne, elfe —
 Was? Nicht weiter? Elf nur schlägst du?
 So zerstreut? Ei, ei, was treibst du?
 Das ist stark, das hätt' ich wirklich
 Nicht von dir erwartet, Alte!
 Hätte gute Lust, zur Strafe
 Heute dich nicht aufzuziehen —

Aber halt! Nein, nein, ich ahne,
 Es ist gut gemeint, du willst mir,
 Wie im Spiel man etwa vorgibt,
 Wie der Kaufmann einem Kinde
 Etlich Feigen oder Mandeln
 Zu der Ware in die Hand legt,
 Wie das Schaltjahr einen Tag uns,
 Einen übrigen vergönnet,
 Willst mir so ein Stündchen schenken,
 Zuwagstündchen, Gratisstündchen,
 Unverhofftes Urlaubstündchen,
 Prolongierung der Vakanzzeit,
 Ausnahmeweisen Torschluß-Ausschub.
 Danke! danke! Und ich will es
 Mit Gemächlichkeit genießen!
 Ja, wir wollen's miteinander
 Noch ein Stündchen weitertreiben,
 Wollen uns die dreingegebne
 Spanne Zeit noch schmecken lassen
 Und beim Torschluß nicht erblaffen.

Dir versprech' ich, eh' es schnarret,
Eh' die Angel ächzt und knarret,
Eh' ins Schloß die Flügel fallen,
Dich für deine langen, treuen,
Unverdroßnen, alten, neuen
Dienste werd' ich neben allen
Andern Freunden, guten, lieben,
Durch Vergessen nicht betrüben.
Vielmehr sogleich sitz' ich nieder,
Um mit festen Federzügen
Testamentlich zu verfügen,
Daß nach mir des Hauses Glieder
Immerdar dich sollen ehren.
Und, wenn einst in späten Tagen
Deine Kräfte dir versagen,
Dir das Gnadenbrot gewähren;
Sollen nimmer dich dem schändlichen
Auswurfplunder, dem gemeinen
Alten Eisen zu vereinen
Sinn- und herzlos sich entblöden.

Oder halt! ein beßrer Wille!
In demselben Augenblicke,
Wo ich nicke, wo ich knicke,
Stelle man den Pendel stille!
Statt in Rumpelkammerwildnis
Sollst du an der Wand dort hangen
Bei dem Bild mit vollen Wangen,
Meinem alten Knabenbildnis.
Wird ein später Enkel deuten
Nach der stummen Uhr und fragen,

Was sie schweigend will besagen,
 Mag der Vater, der die Zeiten
 Kennt, und wär' es nur vom Lesen,
 Melden, was in Mannesjahren
 Der dort alles hat erfahren,
 Wie es dazumal gewesen,
 Was für Stunden ihm gezeigt
 Und geschlagen hat im Leben
 Einst die Schwarzwalduhr daneben.
 Und der Enkel sinnt und schweiget. (L. G.)

Humor

(1887)

Man spricht von Humor jetzt oft und viel
 Und denkt dabei nur an ein leeres Spiel.
 Mancher kursoriert als Humorist,
 Der nichts weiter als Spaßmacher ist,
 Nichts ahnt von dem inneren Widerspruch,
 Von dem Sitzack, dem tiefen Bruch,
 Der durch das ganze Weltall dringt,
 Daß man immer fürchtet: es zerspringt,
 Während die also geborstene Welt
 Doch immer noch steht und zusammenhält, —
 Mancher, der diesen Riß zwar merkt,
 Doch zu freiem Lachen den Geist nicht stärkt,
 Sondern mit Welterschmerz kokettiert
 Und den Blasierten affektiert, —
 Ja mancher eifige, spitzige Spötter,
 Der Wiße nur macht auf Menschen und Götter,
 Mancher verderbte, mit Seelengicht
 Behaftete, zotensinnende Wicht,

Mancher schäfernde, eitle Mann,
 Der über sich selbst nicht lachen kann. —
 Hat aber einer die Geistesmacht,
 Die scharf durchschaut und doch heiter lacht,
 Bleibt er fest und verzweifelt nie,
 Hat er mehr als Wiß, hat er Phantasie,
 Versteht er über sich selbst zu schweben,
 Sich selber dem Lachen preiszugeben:
 Dem sei es gegönnt von ganzem Herzen,
 Auch einmal einfach närrisch zu scherzen,
 Ohne versteckte Gedankentiefen
 Seine Freude zu haben am Naiven. („Mortua.“)

Aus Schartenmayers Gefängen

Leben und Tod des Joseph Brehm,
 gewesten Helfers zu Reutlingen, am 18. Juli 1829

Der ich von des Datpheus Leben
 Und wie sich sein Mord begeben,
 Wie man dann ihn abgetan,
 Ein Gedicht gemachet han,
 Ich, der alte Schartenmayer,
 Komme abermalen heuer,
 Herzufagen eine G'schicht,
 Wo mir fast das Herz abbricht.
 Soweit ist es jetzt gekommen,
 Daß den Kopf man abgenommen
 Einem aus der Geistlichkeit;
 Das ist keine Kleinigkeit.
 Immer noch tut es mir grieseln,
 Wie ich sah sein Blut hinrieseln;

Dieses hat mich sehr erschöpft,
 Daß man einen Helfer köpft.
 Vor und dann ich tu' erzählen,
 Wie man ihn beraubt der Seelen,
 Sage ich dem Publiko
 Wer und was und wie und wo.
 An dem fünften Januare,
 Grad vor neununddreißig Jahren
 Kam zu Neustadt an der Lind
 Joseph Brehm zur Welt als Kind.
 Wie ein Knab er war geworden,
 Kam er in die Schule dorten,
 Gut hat er sich aufgeführt,
 Konjugiert und dekliniert.
 Nachdem er das Fest gefeiert,
 Wo den Taufbund man erneuert,
 Kam er ins Gymnasium
 In Stuttgart und war nicht dumm.
 Denn es hat sich bald getroffen,
 Wie man in der Klass' gestochen,
 Daß mein Brehm der fünfte war
 In der ganzen Knabenschar.
 In dem Jahr nach Anno else,
 Wo es achtzehnhundertzwölfe,
 Kam er hin nach Tübingen
 Zu gelehrten Übingen.
 Da er wollt' auf dieser Erden
 Künftighin ein Pfarrer werden,
 Tat man ihn im Stifte ein,
 Wo die Theologen sein.

Alsda war er gar nicht träge,
 Fleißig saß er im Kollege,
 Las viel in dem Testament
 Und was sonst so Bücher sind.
 Wie ein Beck an seiner Mulde
 Fand man ihn stets an dem Pulte
 Mit der Feder in der Hand,
 Tint, Papier und Silbersand.
 Doch es hat sich bald gezeiget,
 Daß sein Herz zum Stolz sich neiget,
 War kein guter Kamerad,
 Widerwärtig früh und spat.
 Der zwar geht auf bösen Wegen,
 Der sich auf den Trunk tut legen,
 Und der Satan kommt verschmilt,
 Wenn man einen Rausch besitzt.
 Doch dem Guten ist's zu gonnen,
 Wenn am Abend sinkt die Sonnen,
 Daß er in sich lehrt und denkt,
 Wo man einen guten trinkt.
 Doch zu Haus in seiner Ecken
 Aß der Brehm kaum einen Wecken.
 Nein, o Brehm, es tut nicht gut:
 Schnöder Geiz und Übermut!
 Da das Studium fertig ware,
 Ist er worden ein Vikare,
 Plochingen, Neuneck, Freudenstadt
 Sind die Ort', wo man ihn hatt'.
 Endlich auch in Suffenhausen
 Tat er als Vikare hausen,

Bis er nach dem Examen
 Helffer ward in Reutlingen.
 Wie du da bist aufgezogen,
 Fuhrest durch des Tores Bogen,
 Sahest nun die Häuser drin,
 Kam dir da wohl in den Sinn,
 Daß du einst heraus wirst fahren,
 Brehm, auf einem Schinderkarren?
 Schartenmayers Zähre rinnt;
 O du Zeit, wie hat sich's g'wendt!
 Gut nun hat er sich betragen,
 Niemand hatte was zu klagen,
 Als er fing zu amten an,
 Und er schien ein frommer Mann.
 Endlich erst nach vielen Jahren
 Hat man nach und nach erfahren,
 Daß der Brehm ein Geizhals sei,
 Diene auch der Heuchelei.
 Als er hatte geheiratet,
 Hat es gar nicht lang gebattet;
 Trieb durch Geiz sein Weib von sich;
 Helffer, das war lieberlich!
 Weil's nicht gehen wollt' in Frieden,
 Ward er dann von ihr geschieden,
 Alsdann hat der Helffersmann
 Eine Magd sich eingetan.
 Mehr und mehr nach diesen Schritten
 Hat der Teufel ihn geritten
 Und man sah, o Wüstenei!
 Daß das Weibsbild schwanger sei.

Zwar sie taten es verhehlen ;
 Doch es konnte gar nicht fehlen,
 Dafß die Magd ein Kind gebar
 Im August vor einem Jahr.

Brehm nun hätte diese Sachen
 Alle können anders machen,
 Wenden ab den bösen Schein ;
 Geiz schlug ihm die Augen ein.

Geld, das ging ihm übers Leben,
 Reinen Kreuzer Geld ausgeben
 Wollte der verstockte Mann —
 Jeho rückt der Teufel an.

Und das Würmlein, kaum geboren,
 Nimmt der Helfer an den Ohren,
 Trägt es auf die Bühne fort
 Schnell an einen finstern Ort.

Läßt es liegen siebzehn Stunden,
 Hat ihm auch das Maul verbunden,
 Da es dennoch ward nicht stumm,
 Dreht er ihm den Kragen um.

Doch 's ist nichts so fein gesponnen,
 Endlich kommt es an die Sonnen,
 Und die kluge Polizei
 Merkt bald, was dahinter sei.

Plötzlich nahm man ihn gefangen,
 Und es ist kein Jahr vergangen,
 Sprach das peinliche Gericht :
 Brehm, den Kopf behältst du nicht! —

Zwischen Reutel- und Bezingen,
 Horch, da tut die Art erklingen ;

Was soll's geben, lieber Gott?
 Dort erricht't man ein Schafott.
 Als der nächste Tag gekommen,
 Tut's wie Bienenschwärme summen,
 Und es kommt zu diesem Ding
 Eine große Menschenmeng'.
 Wer soll da die Tränen heben?
 Ach! so mußt du's denn erleben,
 Keutlingen und Geistlichkeit,
 Dieses große Herzeleid.
 Alles ist bereits versammelt,
 Kopf an Kopf, fest ingerammelt,
 Laute Seufzer höret man,
 Jezo kommt der Helfer an.
 Hinter den Schandarmenscharen
 Kommt ein Fuhrwerk angefahren;
 Drin der Brehm im weißen Kleid,
 Zwei auch von der Geistlichkeit.
 Hinter ihm zwei Schinderknechte,
 Die am Strick ihn heben rechte,
 Dies sah aus so schauderig,
 Alles ward ganz mauderig.
 Jezo steigt er ab vom Karren,
 Nimmt Abschied von beiden Pfarrern,
 Und es macht von allem Haar
 Ihm ein Mann den Nacken bar.
 Ach, jetzt kommt er schon gestiegen,
 Zum Schafott herauf die Stiegen,
 Tränen fließen um und um
 Von dem armen Publikum.

Seht, von Knechten halb geschoben
Schaut man ihn bereits dort oben;
Bleich sind alle Leut im Ring,
Selbsten fast der Henterling.

O mein Gott, welch ein Gefühle!
Schaut, er sitzt schon auf dem Stühle,
Und zum Hieb — o Todesgraus! —
Zieht den Frack der Richter aus,
Nimmt alsdann sein Schwert da dranden,
Hebt und schwingt es hoch in Handen,
Haut es dann mit Blitzeschein
Grad in seine Unk' hinein.

Laut hört man es knarveln, schallen,
Und der Kopf ist 'rabgefallen;
O verehrtes Publikum,
Bring doch keine Kinder um! (.,Uotria.")

Schlittenfahrt

Manchmal an einer Schlittenfahrt
Erkenn' ich recht die Menschenart.
Mit roten Ohren und blauen Nasen,
Schnatternd, vom Winde zerwühlt, zerblasen,
In Pelze vermummt bis übers Kinn,
Mit verbürgter Aussicht auf Winterbeulen:
So hocken sie in der Schachtel drin;
Sie möchten eigentlich lieber heulen;
Doch weil die Pferde springen
Und weil die Schellen klingen,
So meinen sie auf der glatten Bahn —
Wie sehr den sonderbaren Wahn

Ihr Hirn auch rügt — :
 Sie seien vergnügt.
 Und den einfachen Mann daneben,
 Der gern seinem Hirn Gehör mag geben,
 Der gerne still und stet
 Seiner Wege geht,
 Ihn drängt in den Wall von Schnee hinaus
 Der unvernünftige Saus und Braus. —
 — Bleib' ruhig, Alter, zürne nicht drauf,
 In deiner Klarheit sollst du beharren;
 Das ist halt die Welt, das ist ihr Lauf,
 Die breite Straße gehört den Narren. (L. G.)

Felsblock

(bei Wasen an der Gotthardstraße).

Aus des Felsblocks rauhen Spalten
 Tönt ein Ächzen, tönt ein Knurren;
 „Das zu bieten einem Alten!“
 Hör' ich eine Stimme murren.
 „Soll der Sohn so hoher Ahnen,
 Zeuge von der Urwelt Tagen,
 Soll der Sprosse der Titanen
 Einen Grundbirnacker tragen?
 Wild und frei emporgehoben
 An des Hochgebirges Wangen
 Bin ich einst — schaut hin, dort oben!
 Stolz es Riesenkind geangen.
 O die Zeit, da um beeifte
 Sacken noch der Sturmwind fauste,
 Um mein Haupt der Adler kreifte,
 Meinen Fuß ein Meer umbraufte!

Hätt' ich, als herabgewettert
Nieder in das Tal ich trachte,
Deine Hütten gleich zerschmettert,
Menschenvolt, bei dem ich schmachte!

Lieber Staub und Splitter werden,
Träg' als Lehm am Boden liegen,
Als so schmäblichen Beschwerden
Länger mich als Dienstmann fügen!"

Und so hebt er an, zu drücken,
Ihn durchzuckt ein Krampf, ein Schüttern,
Daß auf seinem breiten Rücken
Die Kartoffelblüten zittern.

Laß das Klagen, laß das Knacken,
Das wird alles nichts mehr nützen,
Laß geruhig dir im Nacken
Den bescheid'nen Ucker sitzen!

Denke nur: auch die Kartoffel
Ist ein Kind der Erdenmutter
Und — erlaub' mir, alter Stoffel —
Schmachhaft namentlich mit Butter.

Mußt dich gar so sehr nicht schämen,
Mußt dich, dicke Trozkopf, eben
Auch dem Praktischen bequemen,
Das ist Lösung jetzt im Leben.

Siehst du, so wird jener, dieser
Wildfang im gefestern Alter
Noch ein brauchbarer Altzifer
Oder Kameralverwalter.

(L. E. G.)

Lenzestonne

Alles keimt und treibt und knospet
In der Frühlingslüfte Segen,
Auch das menschliche Geblüte
Spürt ein wunderbares Regen.

Blümchen öffnen ihre Kelche,
Prangen bunt in Farbenprismen,
Und es spuken in den Gliedern
Alt und neue Rheumatismen.

Bienen fliegen, aus den Blüten,
Süßen Honigsaft zu saugen,
Und so eigentümlich brennen
Nase, Lippen, Ohren, Augen.

Fast schon stechend scheint die Sonne,
Wahrhaft südlich ist das Klima —
Und mir kratzt im hintern Schlunde
Ein Katarrh von Sorte prima.

Stolz empören sich die Ströme,
Um das Eisjoch zu zerschlagen,
Und mit Jugendfeuer weigert
Seinen Dienst der alte Magen.

Schau, da grüßen rasch entwickelt
Schon Narzisse und Ranunkel,
Und am Knie, just am Gelenke,
Schwillt ein prächtiger Furunkel.

Jener Flor wird wie gebräuchlich
Bald wohl über Nacht erfrieren,
Dieser andre Flor wird reichlich
Und gemütlich fortflorieren.

(„Allotria.“)

Hymne
der Pfahldorfbewohner an die Katarrh,
Pfnüffel und Schnupfen lindernde Mondgöttin
„Selinur“

Sende, o Neblige,
Mondenscheinschwebliche!
 Sende das kizlige,
 Prickelnde, bizlige,
 Krazende, kizlige
 Übel uns nur!
 O Selinur!
Pfisala, Pfnisala, Pseia.

Gleitende, Wehende!
Spindelumdrehende!
 Hüte vor Stopfungen,
 Stockungen, Pfropfungen,
 Nasigen Knopfungen
 Gnädig uns nur!
 O Selinur!
Pfuifala, Pfuiala, Pfuia!

Schenke, o Schimmernde,
Röhrichtdurchflimmernde!
 Lästigen Fließungen,
 Hustigen Niesungen
 Läuternde Schließungen,
 Schenke sie nur!
 O Selinur!
Leiala, Fleiala, Fleia!

(„Auch Einer“.)

Rache

Gedichte, Romane und Dramen

Habt ihr mir zugeschifft,

Auch Manuskripte gar kamen

In augenmordender Schrift.

Wenn schon der Kopf mir erkrachte,

Von Arbeit überschneit,

Ein jeder von euch sich dachte:

Für mich ja doch hat er wohl Zeit.

Ich sollte das Zeug studieren,

Wenn ich todesmüd' schon war,

Dann einen Brief komponieren,

Verleger noch suchen sogar.

Und zuletzt noch mußst' ich mich placken,

Fluchend wie ein Pandur,

Stöße Papier zu verpacken

Mit Siegellack und mit Schnur.

Jahrzehntelang habt ihr's getrieben,

Habt mich gemartert, gezwickt,

Geschunden, zersägt, zerrieben,

Zerklemmt und zerquetscht und erstickt.

Jetzt komm ich zu euch als Bruder,

Doch als Rachengel zugleich!

Da habt ihr es nun, ihr Luder,

Jetzt leset! Jetzt schinde ich euch! (L. S.)

An die Trocknen

Wenn ich zum Schöppchen geh' am Abend,

Von Arbeit müde und erhitzt,

Oh, wie ist mir der Anblick labend,

Wenn euereins am Tische sitzt!

Da werd' ich ein Gespräch genießen,
Fern von der Leidenschaften Blut,
Gespräch, das nur gemächlich fließen,
Ja nur so anetröpfeln tut.

Von Reben- und von Hopfenblüte
Fällt etwan ein zufriednes Wort,
Vom Ferndigen und seiner Güte,
Von Bier und Tobak und so fort.

Der breite Herr im Mittelfiße:
Seht ihn, wie er gemütlich schmaucht,
Mitunter die Zigarrenspitze
Befieht, wie weit sie angeraucht!

Wie ruht der Nerv in diesem Frieden
Vom Drangsal, das gehäuft und kraus
Der anspruchsvolle Tag beschieden,
In sanftem Wiegenschlummer aus!

Dort seh' ich einen auf der Lauer,
Mit Sperberaugen blickt er her,
Von Goethe, Wagner, Schopenhauer
Wünscht er zu sprechen inhaltschwer.

Ideen soll ich mit ihm tauschen
Im Lärm am Wirtstisch, abends spät,
Soll seiner dünnen Stimme lauschen,
Wenn ringsum alles kreischt und kräht.

Bleibt mir vom Leib, ihr Geisteschnapper,
Die ihr kein still Betrachten kennt,
Mit Feuerreiterhufgeklapper
Nach Zielen immer heßt und rennt!

Ihr seid wahrhaftig noch imstande
— Was einfach ist, fühlt ihr ja nie —,
Daß ihr dies Lied aufs nicht Prägnante
Interpretiert als Ironie.

Oh, aber den, der fein verstohlen
Mich anblinzelt und es so versteht,
Den soll doch gleich der Teufel holen,
Daß ihm das Schmunzeln hübsch vergeht!

Doch euch, ihr lieben trocknen Schweiger,
Euch wünsch' ich herzlich gute Ruh';
Leis führe euch der Stundenzeiger
Des Himmels tiefer Stille zu! (L. G.)

Aus „Faust“ dritter Teil

Erster Aufzug. Sechster Auftritt

Vor der endgültigen Aufnahme in den Himmel muß Faust sich noch im Vordhimmel, von Eteschen als Warnerin und Mahnerin und von Valentin unterstützt, weiteren Läuterungen und Prüfungen unterziehen. Unter anderem muß er einer Klasse von „seligen Knaben“ „Faust II“ erklären, ohne gegen die Dudenstreiche zum Stechen greifen zu dürfen. Die Szene zeigt ein Schulzimmer. Es treten lärmend ein mit Schulsäcken, Büchern dreißig selige Knaben, nehmen nach und nach Platz auf den Bänken. Mephistopheles steckt den Kopf zur Tür herein.

Mephistopheles

Gut' Morgen, holde Jugend, liebe Frauen!

Knaben (jubelnd)

O ho! Der lustige Kauz ist wieder da!

Mephistopheles (ist eingetreten)

Heut seht's wohl Tazen?

Knaben

Wieso, wieso? Ihr wisset ja,
Er darf nichts tun, darf uns nicht schlagen!

Mephistopheles

Wollt ihr's mal recht drauf wagen?
Nun sagt mir doch, ihr allerliebsten Tocken,
Was denkt ihr heut' ihm wieder einzubrocken?

Karlchen

Hier eine Kugel Pech, ich schmier's auf den Ratheder.

Mephistopheles

Auch gut, da klebt er fest mit seines Sitzteils Leder.

Frischen

Ich habe da Knallerbsen mitgebracht.

Mephistopheles

Nun ja, ihr müßt sie auf den Boden streuen,
Daß, wenn er auftritt, es ergötzlich kracht;
Doch bin ich stets ein Freund vom Neuen;
(zieht ein Schächtelchen aus der Tasche)
Kommt her, da guckt, ich hab' euch was!

Knaben (ihn umringend und drängend)

Ei, wie, laß sehen, was ist das?

Mephistopheles

Plas, süßer Pöbel, Plas!
(hält Gustelchen die Schachtel ans Ohr)
Hörst, Üffchen, wie es krabbelt?
Wie's rutscht und schiebt und zappelt?

Gustelchen

Ach, Maientäfer!

Mephistopheles

Ja, mein liebes Kind!

Ich haschte sie heut' nacht nur so geschwind,
Wie ich vom Blocksberg schlendernd stieg herunter,
Ich dachte schmunzelnd just an jene Nacht,
Wo ich mit Faust denselben Weg gemacht.

Bliß, welcher lust'ge Saus und Braus!
 Der Herrentanz, was für ein Schmaus!
 Es war so munter wie in Wien beim Sperl,
 Und damals, ja, war Faust ein andrer Kerl!
 Wie unverzagt schritt er bergan mit mir!
 Das Drama ging nicht weiter, aber wir,
 Und einem Rest von Goethes Epigrammen,
 Die mit den Xenien nicht gepaßt zusammen,
 Verschafft' ich bei der Geisterzunft
 Noch leidlich eine Unterkunft!
 Nun, wie ich da so bummle ohne Sorgen,
 So schwärmten denn die Käfer gegen Morgen,
 Sie summten fröhlich ihre Frühlingslieder,
 Es spuckte wohl selbst durch die Käferglieder
 Die herrliche Walpurgisnacht. —
 Bliß, wer hat aufgemacht?

Knaben

Der Frits, der Frits!

Mephistopheles (gibt ihm eine Ohrfeige)

Da hast du was für deinen Wunderfrits!

(beschwörend, die offene Schachtel hinaus haltend)

Der Herr der Maientäfer, Schwaben,
 Der Wanzen, Spinnen, Läuse, Schaben,
 Der Schlangen, Kröten, Krokodille,
 Vampire, Molche, Armadille,
 Der Herr der Würmer und Lazerten,
 Der Herr des Krebsgangs auf der Erden,
 Er schießt euch das Verhängnis,
 Zurück in das Gefängnis!

(Die Käfer fliegen in die Schachtel.)

Mephistopheles (zu Gustel, der sich des Deckels bemächtigt hat)

Klapp zu, klapp zu!

So, jetzt ist Ruh!

Da, nimm's, und wenn der Lehrer ist im Zug,

Mach auf und laß den Eierchen ihren Flug!

Doch halt, es fällt mir noch ein Stückchen ein,

Das soll das beste noch von allen sein!

Langt vom Ratheder mir den Stecken!

Frischen, Karlchen und andere (ihn holend und bringend)

Was mag er wohl bezwecken?

Mephistopheles (zieht ein Messerchen und schneidet am Stecken)

Wir ringeln ihn.

Rnaben

Was ist denn das?

Mephistopheles

Sancta simplicitas.

Wie, ihr, in allen Bubenstreichen

Su Lehrers Qual bewandert sondergleichen,

Ihr wißt vom Steckenringeln nichts? Schaut her!

Ich nehm' ihn, schneid' hinein, doch nicht ganz quer,

Nuch nicht bis in des Markes Mitte;

Aufsteigend in Spirale mit dem Schnitte,

Ganz fein, daß man ihn ja nicht sieht,

Richt' ich den Stab so her, daß, wenn zu wild

Die Hornesader dem Vereizten schwillt

Und er nun doch vom Leder zieht,

Das Instrument ihm in der Hand zerbricht

Und ihm die Hälfte schnellet ins Gesicht.

Ihr sorgt dafür, daß feines Unmuts Geister

Nicht mehr bezwingt der hartbedrängte Meister.

Knaben

Gern, gern nach Kräften! Wird's, so ist's famos!
(Man hört Schritte.)

Mephistopheles

Er kommt; an euren Platz! Dann frisch darauf
Mit allen euren Teufelei'n!
Den Stecken schnell ins Pult hinein!

(Die Knaben legen den Stecken ins Rathederpult, alle ordnen sich schnell; Mephistopheles verschwindet.)

Siebenter Auftritt

Faust (tritt ein)

Es ist so schwül, so dumpfig hier,
Daß es den Atem mir bedrückt,
Die sel'ge Knabekolonie
Hat wiederum die Luft verdickt.

(Er öffnet ein Fenster, sitzt in den Ratheder)

Wir kommen also heut' an den Homunkel;
Nicht leicht ist's, heute gebt besonders acht!

(Ein paar Knaben werfen Knallerbsen aus, Geflüster, Getüsch.)

Was gibt's? Was hör' ich da für ein Gemunkel?
(Vom Ratheder herabellend.)

Verschwört ihr euch im Anfang gleich
Zu einem neuen Schelmenstreich?
Wer scharrt, wer flüstert, kichert, hustet, lacht?
Gesteht, wer hat die Unruh' angefangen?

Knaben (durcheinander)

Der Frischchen, Karlschen, Gustel (usw.) hat die Schuld!

(Während der Unruhe schleicht Karlschen auf den Ratheder und schmiert Pech auf den Sitz.)

Faust

Ihr Satansvolk! Ihr ungezognen Rangen!
Mir reißt am Ende doch noch die Geduld!

Still jetzt, und keiner soll sich regen,
Sonst kommt es sicher doch zu Schlägen!

(Er tritt auf eine Knallerbse, sie kracht, er rutscht, fällt; allgemeines Richern,
Lachen.)

Das ist zuviel! Jetzt greif' ich nach der Waffe!

Karlchen

Ah bah! Ihr dürft ja nicht!

Faust

Mit dir beginn' ich, frecher Laffe!

Du bist der Täter, ungezogner Wicht!

(Schreitet zum Ratheber, ergreift den Steden, hält aber plötzlich still)

Wie ist mir? Welche milde Stimme

Wehrt tief im Innern meinem Grimme?

Der Stunde denk' ich, da in meiner Hand

O homo fuge! eingeschrieben stand.

Auch Wallenstein

Fällt mir jetzt ein:

„Ich will es lieber doch nicht tun“;

So sei's, ich laß den Batel ruhn.

(Er legt den Steden weg.)

Die Untersuchung schlag' ich diesmal nieder,

Gemessen ratend: Solches tut nicht wieder!

Der Dichtung tiefem Ernste wird's gelingen,

Den Geist des Mutwills, hoff' ich, zu bezwingen,

Es geht jetzt, wie gesagt, an den Homunkel,

Gebt acht, paßt auf, der Gegenstand ist dunkel!

(Ablefend aus dem Manuskript):

Der Homunkulus, das von meinem früheren Famulus Wagner, nachher Professor, auf chemischem Wege verfertigte Menschlein, ist einerseits die geistlose Gelehrsamkeit, welche Schätze des Wissens zwar sammelt, aber nicht in lebendigen, geistigen Besitz zu verwandeln weiß, andererseits aber ebensosehr das

besonnene, in selbstbewußter Kraft ahnungsvoll nach dem idealen Schönen hinggerichtete Streben, also die sich selbst übertreffende Gelehrsamkeit, die Liebe zum Schönen, die dem Menschen voranleuchten muß, wenn er das Land der Schönheit suchen und finden soll; übrigens, da er an Galateas Muschelwagen zerschellt und als flüssiges Feuer —

Doch nein, der Rest sei aufgeschoben!
Erst laßt mich sehen, ob ich euch kann loben;
Jetzt wird gehört. Nun, Karlchen, sag' —
(er will aufstehen, fühlt, daß er anklebt, reißt sich los)

Das Wetter schlag! —

Was hält mich da?

Hier pappt es ja!

Was klebt, was sperrt?

Was reißt, was zerrt?

Sa, das ist Pech!

Wer war so frech?

(Gilt vom Ratheber unter die Knaben; man bemerkt, daß ein Teil seines Beinleids etwas mangelhaft geworden.)

Wer hat's getan? Ihm nahet das Gericht!

Knaben

Ich nicht — ich nicht — ich nicht — ich nicht —

Faust

Nicht länger spotte,

Du teuflische, obwohl selige,

Lausbubenrotte!

Daß ich euch noch befehlige,

Jetzt endlich sollt ihr klärlich es verspüren!

Den Bakel, was auch folge, will ich führen!

Gespannt ist jeder Nervo zu Schreckenstaten!

Vom ersten fang' ich an und haue fort
Mit furchtbar'm Hieb von Ort zu Ort,
Bis mir der schnöde Täter wird verraten!

(Geht entschlossen zum Ratheder, ergreift den Steden, steht aber plötzlich still.)

Wär' es getan, wenn es getan ist, dann
Wär's gut, man tät' es schnelle, wenn der Schlag
Aufpassen könnt' in seinem Netz die Folgen,
Mit dem Vollbringen das Gelingen haschen,
Daß mit dem Stockhieb alles aus und ab,
Ganz fertig alles wäre — hier — nur hier,
Auf dieser Schülerbank der Gegenwart,
Das künft'ge Leben setze ich aufs Spiel.

(Die Türe wird leise halb geöffnet, Lieschen wird sichtbar.)

Lieschen (flüsternd)

Enthalte dich auch jezo von dem Wilden
Und suche menschlich deine Schar zu bilden;
Wenn wilde Bären unter Menschen laufen,
Da muß der Fühlende entsetzlich schnaufen.
Ergib dich ganz humanitarischen Zwecken
Und laß im Pulte den barbar'schen Steden!
Von Lady Macbeth volles Gegenteil
Bered' ich dich zu deinem eignen Heil.

(Sieht die Türe wieder zu. Ab.)

F a u s t

Sei mir gesegnet, Engelstimme du!
Ja, du hast recht! Ich habe keinen Stachel,
Als einzig Zornwut, die zum Aufschwung eilt,
Sich überschlägt und in die Patsche fällt — — —
Und nun, ihr Jungen, wieder zum Homunkel!
Genau und ohne jegliches Geflunkel
Will er bestimmt sein, kurz gefaßt,
So daß das Wort streng zum Begriffe paßt;

So sage, Frischn, ohne Federlesen,
Was ist es also, dieses seltne Wesen?

Frischn

Homunkel ist fürs erste überhaupt —
Er ist — er ist —

Faust

Nun wie mit Recht man glaubt —
(für sich)

Schon ist die vorige Definition,
Die memorierte, wieder mir entflohn.
Es ist nicht Zeit, im Hefte nachzusehn,
Aus Kommentaren, wenigstens aus zehn,
Hab' ich die Deutungen mir abgeschrieben.

(laut)

Er ist — er ist — wo sind wir stehengeblieben?
Er ist, besteht man es beim Licht —

Frischn

Erlaubt, mir scheint, Ihr wißt es selber nicht.

Faust (für sich)

Du ahnungsvoller Schlingel du!

(laut)

Wart, Kerl, ich haue doch noch zu!

(besteigt den Katheder, steht in das Manuskript)

Ja gut, zuerst folgt noch der Rest der ersteren, längeren Definition: Der Homunkulus ist nämlich außerdem, daß er einerseits die trockene Gelehrsamkeit, andererseits die Liebe zum ideal Schönen ist, zugleich eine äußerst tiefsinnige Anspielung auf den Vulkanismus. Indem er nämlich am Muschelwagen der Galatea — (Manteläfer summen)

Welch tiefes Summen, welch ein dumpfer Ton
Stopft mit Gewalt das Wort in meinem Munde?
Verkündiget ihr Maienkäfer schon
Des Wonnemonats freudenreiche Stunde?
Was sucht ihr, mächtig und gelind,
Ihr Brumseltöne mich im Schulenstaube?
Klingt dort umher, wo Frühlingsferien sind —

(Noch mehr Maienkäfer summen.)

Des Summelns hör' ich mehr! Wie, was! ich glaube —
(Getlicher. Ein Maienkäfer stößt Faust auf die Nase; stärkeres Getlicher.)

Das Bubenpack

Zum Schabernack

Ließ los das käf'rige Gefieder.

Die Uder schwillt, der Sorgeist packt mich wieder.

(Er stürzt vom Ratheder herab unter die Knaben, findet nach längeren Schwierigkeiten bei Gustelchen die Schachtel, reißt ihn am Wamstragen zum Ratheder.)

Ha! an mir selbst — so bin ich desperat —

Begeh' ich, zwar mit etwas Änderung,

Doch mit dem gleichen, wilden Schwung

Zum zweitenmal dasselbe Plagiat.

Was ist die Himmelsfreude mit gebundnen Armen,

Jetzt soll das Haselholz in meiner Hand erwärmen!

Hilf, Teufel, mir die Pein verkürzen!

Was muß gescheh'n, mag's gleich gescheh'n!

Mag dein Geschick auf mein's zusammenstürzen

Und du mit mir zugrunde geh'n!

In Todesmut will ich zum Stecken greifen,

Dir fünfundzwanzig auf den Hintern häufen,

Zum Globus den geschwellenen erweitern

Und wie du selbst am End' auch ich zerscheitern!

(Er ergreift den Stecken, holt mit der Rechten aus, während er mit der Linken Gustelchen die Hosenspannt, der Stecken zerbricht, das obere Stück fliegt ihm an den Kopf; ausgelassenes Gelächter der Knaben.)

F a u s t

Ha, diesmal hat der schlimmste Bubenstreich
Mich just gerettet aus der Hölle Rachen!
Vernunft kehrt wieder; lacht ihr Buben gleich,
Der Teufel, der's euch riet, wird schwerlich lachen.

Mephistopheles

(erscheint im Sintergrund, nur dem Zuschauer sichtbar, hinter dem Ohr tragend)

O diesmal war ich sonder Zweifel
Ein dummer Teufel!
Die Patzche hab ich selbst mir angerichtet,
Durch Steckens Ringlung meinen Sieg vernichtet,
Ich Esel habe nicht bedacht,
Daß allzu scharf nur schartig macht!
Von neuem wird mir's klar: Ich bin ein Teil der Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Gesang unsichtbarer guter Geister

Erste Strophe

Glücklich erstanden!
Selig der Sterbsliche,
Welcher die herbsliche,
Beinah verderbsliche,
Heil doch erwerbsliche,
Knallende, erbsliche,
Erbliche, knallende,
Rutschende, fallende
Prüfung bestanden!

Zweite Strophe

Glücklich erstanden!
Selig der Sterbliche,
Welcher die tappige,

Sitzlebergerbliche,
Schmierige, pappiche,
Hinterwärts färbliche,
Klebrige, schnappige,
Hosenablappige
Prüfung bestanden!

Dritte Strophe

Glücklich erstanden!
Selig der Lehrende,
Dichtung Erklärende,
Knaben Behörende,
Der die beschwerende,
Ärgerlich störende,
Käferlich brummende,
Schläferlich summende,
Lüftedurchirrende,
Surrende, flirrende,
Naseumschwirrende
Krabbliche,
Fappliche,
Schwappliche,
Zappliche
Prüfung zwar nicht so ganz,
Wenigstens nicht mit Glanz,
Immerhin unterdes,
Doch noch in Folge des
Bubengeschlingelten,
Rundschnittumzingelten
Stedengeringelten
Streiches bestanden!

Faust

O tönet fort, ihr süßen Engelslieder!
Tropft Schweiß der Scham auch von der Stirne nieder;
Die Gnade siegt, der Himmel hat mich wieder!

(Eteschen ist inzwischen eingetreten.)

Dank stamm' ich dir!

Lieschen

Nicht mir, nicht mir!
Zu Hilfe kamen äußere Momente,
Doch alles dankst du lediglich am Ende
Dem eignen Selbst, das ernst und tief
Dir wieder ins Bewußtsein rief
Ihn, der vorübergehend schlief:
Kants kategorischen Imperativ.

(Umarmung. Die Knaben weinen gerührt. Hinter der Gruppe Mephistopheles,
immer noch hinter dem Ohr fragend.)

(„Faust III.“)

Gesang der Stoffhuber aus Faust dritter Teil

War's um sechs Uhr oder sieben,
Wann er diesen Vers geschrieben,
War's vielleicht präzis halb achte,
Als er zu Papiere brachte
Diesen Einfall, diesen Wis?

War es vor, war's nach dem Essen,
Als bei Lotten er gefessen?
Was des weitern dann geschehen,
Durfte, fragen wir, es sehen
Der Geliebten kleiner Friß?

Wie war's mit Korona Schröter?
Rosenrötlich oder röter?

Was ist Sage, was Geschichte?
Auch auf diesen Streitpunkt richte
Sich die Nase scharf und spiz!

Marianne — wer es wüßte,
Ob er nur die Stirne küßte,
Ob er, um nicht bloß zu nippen,
Kühnlich Lippen drückt' auf Lippen,
Amors älterer Noviz?

Ach, die Knöpf' an seinem Rocke,
Ach, die Haare jeder Locke,
Wer sie pünktlich könnte zählen,
Würde nicht den Weg verfehlen
Zu der Wahrheit tiefstem Sitz.

Nur ein Schwäger kann verübeln
Dieses Stöbern, Krabbeln, Grübeln,
Diese kritisch feine Beize,
Frucht der süßen Prickelreize,
Diesen edeln Wunderfiz.

Doch uns lockt nicht nur das Nächste,
Ha! Wir wagen zu dem Terte
Konjektürchen anzubringen.
Große Tat! wird sie gelingen —:
Unser schönstes Benefiz!

Echter Forschung Morgenröte,
Über Lessing, Schiller, Goethe,
Über groß' und kleine Dichter
Blüh' empor, verkünde Lichter
Neu und blendend wie ein Blitz!

Laß ersterben das Abstrakte,
Laß erblühen das Exakte!
Leuchte, zeuge, ziehe, züchte
Wahrer Litterargeschichte
Musterhafteste Miliz!

Laß ersterben die Ästhetik,
Laß erblühen die Arithmetik!
Schüler, auf! zum Heiligtume
Der addierten Bröselkrume
Walle feierlichen Schritts!

Geist, Entwicklungsgang und Fatum:
Ihr Geheimnis ist das Datum,
Die Geschichte ist Kalender,
Leb' er hoch, der Einsichtspender
Und sein Segen, die Notiz!

(„Faust III.“)

Gesang der Sinnhuber aus Faust dritter Teil

Lebe hoch die tiefe Deutung,
Bloß Exaktes ist vom Übel!
Hoch die philosoph'sche Häutung,
Schälung dichterischer Zwiebel!

Hier ist nie ein Ding es selber;
Männer, Weiber, acta, facta,
Löwe, Hunde, Ochsen, Kälber
Sind Begriffe, sind abstracta.

Nur der Geist, er macht lebendig,
Buchstab ist nur Feld im Winter,
Saatkorn schlummert innewendig;
Fraget stets: was ist dahinter?

Wer sich nur am Bild ergetet,
Sinnlich ist er, soll sich schämen,
Wer den Wert ins Zentrum setzet,
Fragt: was läßt sich drauß entnehmen?

Erster Sinn will wenig sagen;
Vorwärts mit bedachten Schritten!
Nach dem zweiten mußt du nagen,
Weiter, weiter nach dem dritten!

Der Poet ist ein Verstecker,
Flieht, was nur sich selbst bedeutet,
Und erwartet den Entdecker,
Welcher den Begriff erbeutet.

Nur erklären, nur erklären,
Aber ja kein Urteil wagen,
Nur verehren, nur verehren,
Ob poetisch? ja nicht fragen!

Doch auf des Parnasses Gipfeln
Mit den dankbaren Poeten
Wandeln unter Lorbeerwipfeln
Arm in Arm die Interpreten.

(.Faust III.)

Der Verfasser von Faust dritter Teil an Goethe:

Nicht wehe tut's, wenn fragliches Talent
Sich in Manier, Geheimnistram verrennt,
Doch wenn es einem Genius widerfährt,
O das tut weh, das sticht und brennt und schwärt!
Zu dir hab' ich von früher Jugend Tagen
Beglückt, entzückt die Augen aufgeschlagen.

Nur Staunen kann uns Mittleren geziemen,
 Auch nur zu lösen deiner Schuhe Riemen
 Bin ich nicht zwert. Vor Menschen beugt mein Knie
 Sich nie,
 Doch könnt' es je sich beugen,
 Wie ich dich ehre, würd' es dir bezeugen. —
 Es schwebten Feen
 Aus seligen Höh'n
 Und fangen um deine Wiege.
 Ein himmlisches Rosenlicht
 Umschwamm des Kindes Löbchen und Stirne.
 Seliger Knabe du,
 Hauchten segnend die Geisterstimmen,
 Seliger Knabe du,
 Einst, wer dein Lied vernimmt,
 Dem werd' es wohl, der werde froh,
 Leicht, leichter rinne sein Blut! —
 Als Gott erschaffen die Welt,
 Da sah er an, was er hatte gemacht,
 Und siehe da, es war sehr gut.
 Also seh'n wir mit deinen Augen
 Luft und Erde und Baum und Tier
 Und der Menschen gute Geschlechter,
 Ein solcher Goldglanz zittert um alles,
 Was da ist.
 Es quillt, es sprudelt
 In deinem Geist,
 Ergiebig, reich, voll
 Schießen und steigen kristall'ne Strahlen,
 Verdichten sich, werden Bilder,
 Scharf gezeichnete, hell geschaute,

Klar wie in jonischem Sonnenlicht,
 Wohlbekannte und doch so fremde,
 Denn es umschwebt sie ahnungsvoll
 Ein namenloses Unendliches.
 Sinn und Sinne hatten die Holden,
 Jeglichen Nerv dir weihend gesegnet,
 Gesegnet vor allem, daß es schaue,
 Dein Auge.
 Eine noch trat im Reigen hervor,
 Raunend mit fein bewegten Lippen
 Küßte sie deinen Rindermund,
 Mit dem Gedanken, sagte sie, sei dir
 Unbefohlen das Wort zur Hand,
 Eines mit ihm, geboren mit ihm!
 In einem Momente mit der Stimmung
 Summe und Klinge im innern Ohr
 Die Weise, der Ton, der Akzente Rhythmus
 Und des Lautklangs seelische Farbe!
 Schöpfe am Quell, mein Liebling du!
 Aus künstlicher Fassung mögen andre
 In zierlichen Bechern holen und bieten
 Gefriges Maß. —
 Hinein ins Leben mit ledem Sprung
 Wirft sich die junge, strotzende Kraft.
 Saftige Verbheit, wilder Mutwill,
 Gärungsberauschter Jugendmut
 Lärmt wie Frühlingsgewitter daher,
 Blitz und Kracht und klatscht wie ein lauer,
 Fruchtbarer Regen aufs Gefilde. —
 — So stürmisch und doch wie weich im Innern!
 Hoffnungsloser Liebe Gewalt,

All ihr namenloses Weh
Pact und durchwühlt das sehnsuchtvolle,
An seines Reichthums Überfülle
Gefährlich franke, in zehrender Wehmut
Schwelgende, nimmersatte,
Nach göttlichem Dasein lechzende Herz.
Vielbeweinte Dichtergestalt
Schreitet zum Tode. Aber der Dichter,
Er genest. Ihn rettet die Dichtung. —
Hinter dem krausen, sturmgejagten
Morgengewölke tagt es schon,
Wacht der Besinnung gesunde Kühle,
Öffnet sich täuschungsloser Blick,
Dringt in die eigne heiße Brust,
Dringt ins Getriebe der dichten Welt,
Durchschauet den Schein,
Unerbittlich, doch nie verneinend,
Was dem gemeinen, gottverlassnen
Blicke Schein heißt, —
Künftiger Weisheit früher Bote.

Sieh, und auf einmal
Schwingt sich mit breitem Adlerfittich,
Schwebt in entzücktem Traumgesicht
Heiligen Wahnsinns, göttlicher Trunkenheit
Pythische Wunderlaute stammelnd,
In Ätherhöhen dein Geist empor
Ins lichtdurchdrungene tiefe Blau
Und entschwindet. In welche Fernen
Hat dich, geheimnisvoller
Vertrauter des Weltgeists,
Die Sehnsucht getragen?

Aber da bist du leibhaft wieder,
 Trittest vertraulich in unsre Mitte.
 Fröhlicher Leichtsinn scherzt und spielt,
 Schwimmt in des Daseins Reiz und Lust.
 Sorgend sieht auf das ungebundne
 Weltkind der ernste, redliche Freund,
 Zürnend der Sitte strenger Hüter.
 Hast du vergessen, wie schwer das Leben
 Wuchtet, wie sich die Wolken türmen,
 Vergessen, wie leicht der bange Pilger
 Im Gewitterdunkel, von Schlünden umgähnt,
 Redlich suchend und dennoch irrend
 Fehltritt und auf das schuldige Haupt
 Niederzuckt der gezackte Blitz
 Und in die Klüfte und in die Gräfte
 Der arme Getroffene niedertaumelt? —
 Du, o nimmer! Zart und zitternd
 Schwingt mitfühlend der menschliche Nerv,
 Leidet mit allen, leidet in allen
 Sturmdurchwühlten, kampferrißnen,
 Todwund blutenden Menschenherzen.
 Seufzer, aus Abgrundtiefen geholt,
 Strom der Klagen, der heißen Zähren,
 Wilder Verzweiflung gellender Aufschrei,
 Eumenidengeheul dazwischen
 Schlagen zum Himmel empor und rufen:
 Menschenlos!
 Aber es rührt sich, aber es gleitet
 Über die Wunden weiblich weich,
 Träufelt kühlenden Balsam ein
 Priesterlich eine sanfte Hand,

Aber es lispelt Segensspruch
Priesterlich eine sanfte Stimme.

Nach Oliven- und Myrthengärten,
Nach dem Lande, dem ungenannten,
Sehnt sich fluchbeladenes, armes
Geraubtes Kind.

Stumme Liebe verzehrt sein Herz,
Tränen fließen, klagende Chöre,
Wehmutlösende, weiche Stimmen
Tönen an seiner frühen Gruft.

Doch von fern aus nordischem Nebel
Steigt ein Gebilde geisterhaft,
Hebt sich dunkle Mannesgestalt.
Unter sinnender, hoher Stirne
Schlagen sich große, brennende Augen
Weitauf. Heiliger Durst nach Wahrheit
Lohet im Blicke, lechzet und fragt,
Fragt die letzte, die höchste der Fragen.
Tiefster Zweifel, innerster Zwiespalt,
Der eine Brust zerreißen kann,
Klafft. Zum Bund mit der Hölle greift
Verzweiflung.

Aus der Tiefe was taucht herauf?
Ein Geist, nicht Teufel dem ersten Blick.
Unverblendbarer Weltverstand
Schmunzelt behaglich auf seinen Lippen,
Über das Leben lächelt er hin;
Erfahrung heißt er. Nicht leiden mag er
Überschwang. Das Titanenherz
Will er in seine Schule nehmen.

Hinter dem Lächeln aber zuckt es
 Todgefährlich, Verneinung grinsend,
 Höllische Tigerklaue lauert
 Aus den Augen und um die Stirne. —
 Herein in die Tagwelt dämmert seltsam
 Gespenstischer Schein.
 Unter dem Hexenkessel züngelt
 Flackernde Flamme. — Zum Zauberberg
 Geht es hinauf mit schwanken Schritten.
 Schwefliges, schwüles Licht ergießt sich,
 Flimmert umher und flirrt und knistert,
 Schatten huschen, in wirrem Traume
 Dreht sich die Welt, die Windsbraut fauset,
 Durch die heulenden, zischenden Lüfte
 Raht im Sturme dahergefegt
 Hexenzunft. —
 Alte Sagen klingen dazwischen,
 Seltsame Stimmen singen verhallend
 Von alten untergangenen Zeiten —
 Raufchet und brauset die wilde Jagd?
 Wotan mit seinem Geisterheer? — —
 Aber in wilden Spukes Mitte
 Schiebt sich grausige Geist-Erscheinung,
 Tauchend aus des Gewissens Tiefe,
 Betrogner Liebe Totenbild. —
 Um Rabensteine, was jagt vorüber?
 Die Rappen schnauben, — der eine Reiter
 Fragt etwas. „Vorbei!“ ist die Antwort,
 „Vorbei!“ —
 In Kertermauern, in Moderluft
 Klirren Ketten, wälzt sich auf Stroh

Ein Weib.

Engel vom Himmel, oh, alle Geister
Des Mitleids stehen weinend umher.

Lasset in Flammen alles vergehen,
Was sie geschaffen, die Meisterhand,
Lasset den Namen selbst vergessen,
Aber die Blätter gerettet sein,
Die wenigen, die dies Bild entrollen:
Wie? so werden die Enkel fragen,
Wer ist der Geist, der namenlose?
Wer vermag mit so sichrer Hand
Aus des Lebens und aus der Seele
Tiefen zu schöpfen und zu holen,
Wer mit so ungeschminktem Bild
Jedliches Herz in seinem geheimsten
Marke zu packen und zu schütteln?

Sanftere Rührung grüßt und begleitet
Mit innigem Wunsche ländliches Paar,
Wie es durch wogendes Kornfeld schreitet,
Schüchtern schweigende Lieb' im Herzen.
Ahnungsvolle Beleuchtung streut
Hinter Gewitterwolken hervor
Die sinkende Sonne über das Feld.
Schwärzere Wolken jagen und bersten
Über der Völker entsetzten Häuptern.
Mannsmut will es, den Bund der Liebe
Zu wagen, mit fremdem, flüchtigem Weib
Ein Haus zu gründen. Der Vater zürnt.
Aber erweicht in der Seele Grund,
Legt er den Liebenden Hand in Hand.

Hoch und entschlossen aufgerichtet
Neben den Eltern, neben der Jungfrau,
Der edlen, ernstesten, schmerzgeprüften,
Neben den tiefbewegten Freunden
Steht der Jüngling, ein deutscher Mann.
Schützen wird er mit Heldenarm
Weib und Kind und Haus und Hof,
Die Äcker, die Gärten, die Felder rings,
All die Habe, die wohlbestellte,
Die satte, gediegene, wie sie der Dichter
Mit des Homeros Auge geschaut. —

Ich ende. Wie sollen die lahmen, armen,
Stammelnden Worte dich erreichen!
Über die Flecken in deiner Sonne,
Über die Zeiten, da der Hellenen
Auserkorener Geisteserbe
Zu voll des Dankes tiefer, als gut ist,
Als germanisches Blut es duldet,
In das Simation sich verummte,
Trägt im Fluge mich noch einmal
Das entlastete, freie, schlagende Herz;
Preisen möchte ich noch die hohe
Ruhe, die hinter allen Stürmen
Wie im Grunde des Meeres wohnt,
Preisen möcht' ich die Stille, preisen
Möcht ich im leicht erregten,
Reizbaren, leidenschaftbestürmten
Geiste die Weisheit.
Läßt sie im Kreise der Engelheerschar
Steil vortreten den argen Schalk,

Wechfelt der Herr des Himmels selbst,
Sicher, daß ihm, dem Weltenlenker,
Dienen muß der Verneinungsdämon,
Menschlich läßliches Wort mit ihm —
Oh, mit so heitrer, heller Stirne
Über den bunten Wolkenbildern,
Die du heraufführst, über den Drachen,
Die aus dem Abgrund du beschwörst,
Thront sie, die Lichte, die selig Stille
Ruhig, stetig im reinen Blau.
Geht der Dichter nieder in dir,
Der Weise steigt und zu seiner Rechten,
Inniger stets und milder schauend,
Freundlicher, nachsichtsvoller, lächelnd
Herzliche Güte, Menschenliebe.

(„Faust III.“)

Der Denker und Mensch

Aphorismen

(Leben in der Gattung.) Lebe in der Gattung, im Elemente ihrer großen Tätigkeit, und du bist unsterblich, denn die Gattung stirbt nicht.

*

(Teile Gottes.) Wir sind Teile von Gott, doch so kleine, daß keine Zahl es ausdrückt. Also ein Narr, wer sich überhebt. Aber wer tüchtig ist, tut vielen gut, daher wächst seiner Portion von Gott soviel zu, daß er keine Miete mehr, sondern ein Zähler wird.

*

(Dienen.) Dienen sei unser Wahlspruch.
Über wem?
Allen.
Wer vertritt die Allen?
Die Pflicht.

*

(Die Zeit töten.) Die Zeit töten ist hübsches Wort — der Müßiggänger. Ihr Armen! Ihr sucht die Zeit zu töten und füttert das Ungeheuer, daß es immer mehr erstarft und euch die Zähne ins Fleisch treibt. Das Ungeheuer Zeit los-

zuwerden gibt es kein Mittel als: nie Zeit übrig haben, außer am Abend. Also: mit der Zeit muß man dadurch fertig werden, daß man nie Zeit hat, an sie zu denken. In Zeiten, wo ich Zeit übrig habe, ist es mir wind und weh. Mittel: Ein Amt, ein Dienst, die uns keine Zeit übrig lassen, oder eine freigewählte Arbeit, in der wir so im Zuge warm werden, daß sie uns hat und nicht los läßt. Müßiggang ist Sklavenstand im Joch der Zeit.

*

(Zeitvergessen.) Um wieviel einer die Zeit vergißt, um so mehr unsterblich ist er. Man muß aber unterscheiden: das Zeitvergessen aus leerer und aus inhaltloser Freude. Jene hat die Folge, daß man um so trüber der Zeit verfällt — diese hebt wirklich und nachhaltig über sie. Am meisten die Freude in der Arbeit.

*

(Begriff der Zeit.) Zum Begriff der Zeit ist sehr interessant, was Schopenhauer (Parerga 2, 452) sagt. Wir erstaunen über die Entwicklung von Knospe, Blume, Frucht. Könnte man die Zeit wegnehmen wie das Glas vom Kaleidostop, so würde die Idee der Pflanze vor uns stehen, welche Einheit von Knospe, Blume und Frucht ist. Diese können wir nicht anschauen nur sukzessiv. Unserem Intellekt wird in der Form der Zeit auseinandergelegt, was an sich Eines ist.

Die Pflanze muß Frucht werden, weil sie Frucht ist. Da jede ihrer Formen, Stadien in der vorhergehenden enthalten ist, so ist sie eigentlich gleichzeitig alle.

*

(Das Überfinnliche.) Die Leute reden gar viel vom Geistigen, daß nur der Geist das Wahre, vom Unsichtbaren;

und die Sprache hat sich angewöhnt vom Sinnlichen als Verächtlichen zu reden. Macht man nun aber Ernst und sagt: die Materie sei Schein, der Geist reine Bewegung, das Wahre das Überfinnliche, so wird man als Reher verdammt. Denn was sie nicht greifen können, glauben sie nicht. So wollen sie ewig sein und verstehen darunter statt Zeitlosigkeit das Fortschleppen ihres Ichs mit seinem Leib in alle Zeit.

*

(Wunschtheologie.) Die Unsterblichkeit ist ein Wunsch. Eigentlich ist die ganze Glaubenslehre nicht ein Gebäude von Wahrheiten, sondern von Wünschen.

*

(Der Tod.) Daß wir in der Jugend an den Tod nicht denken, ist gut und recht, ist vernünftig. Aber daraus folgt, daß wir erst recht nicht an ihn denken sollen, wenn wir alt sind und er in Sicht kommt. Sonst machen wir uns bange ohne allen Nutzen und Grund. Denn der Tod ist als pure Negation das, was man nicht zu denken versuchen soll.

*

(Frühling.) Die Amsel, der Buchfink schlagen schon. Sie sind sehr heiter. Sie wissen nicht, wieviel ihrer schon gefangen, mißhandelt, geblendet, ihrer Brut beraubt, grausam getötet sind. Der Mensch weiß es. Er kennt, umspannt alles Elend der Welt mit seinen Gedanken. Allein die bewußtlosen Vögel predigen ihm eine Lehre; er soll es vergessen, soll sich im rechten Moment künstlich bewußtlos machen. Sonst kann er sich nie freuen, kann nicht leben.

Das Mitleid müssen wir bekämpfen, wo schlechterdings nichts zu machen ist. Aber ja auch nur da.

Das Lied „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte“ tönt wie bitterer Hohn, wenn man die wilde, grasse Grausamkeit der Natur bedenkt. Aber der gute Gellert vergaß dies alles wie Amsel und Fink im Frühling, und dies ist ja rührend und gut.

(„Altes und Neues.“)

Natur und Geisteswelt

Die Natur hat sich schwer und wild abgemüht, bis sie die jetzigen Typen (Gattungen und Arten) festgestellt hat, an ihrer Spitze den Menschen. Vielleicht kommt noch einer auf den Gedanken, wahrscheinlich zu machen, daß sie nicht nur formell aussehen, als wäre eine Form aus der andern entwickelt (wie die vergleichende Anatomie bei der Tierwelt zeigt), sondern daß es wirklich real so zugegangen, also auch der Mensch vorher Tier gewesen ist. Nun hat dann der Mensch wieder von vorn angefangen, er ist zuerst jedenfalls nicht viel besser gewesen als ein Tier. Wütend viehisch muß Mensch mit Mensch gerauft haben um Wohnsitz, Speise, Weib, Macht. Ein Kampf, dem analog, durch den einst die Typen, die genera und species geworden sein müssen. Durch eine Reihe furchtbarer Erfahrungen, in unermesslicher Zeitdauer muß dieser Kampf dahin geführt haben, daß allmählich rechtliche, sittliche, politische Ordnungen sich herausarbeiteten und gründeten, zum Beispiel bis man einsah, daß es Eigentum geben muß, durch Gesetze geschützt, daß die Raserei des Geschlechtstriebes nicht zu zügeln ist, als durch die Ehe. So entstand eine zweite Welt in der Welt, eine zweite Natur über der Natur, die sittliche Welt. Dies heiße ich für meinen Bedarf das zweite Stockwerk. Wie nun jene Naturtypen nach so langen, harten Prozessen festgestellt sind, als wären sie ewig festgestanden, so die sittliche Ordnung. Sie hebt sich über die Zeit aus der

Zeit heraus, ist ein Unbedingtes an sich Wahres, man kann ganz davon absehen, es ist auch gleichgültig, daß sie in der Zeit entstanden ist, — ewige Substanzen, die „droben hangen unveräußerlich und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst“. Sie sind allerdings auch in einer Entwicklung begriffen, aber diese trifft nicht ihren Kern; Eigentum, Recht, Gesetz, Staat muß immer und ewig sein. Und das Höchste in diesem Hohen: die Einrichtungen, Tätigkeiten, die dem Mitleid ihr Dasein verdanken, und Kunst und Wissenschaft. — Mir will es aber immer vorkommen, als sei in dem ersten Stockwerk ein Zorn, ein Gift darüber, daß es das zweite tragen muß, als sei da — ein — ein Etwas, ein Rachegeist, Tücke, nach den höheren Wesen, nach den Zimmerleuten des zweiten Stockwerks mit Nadeln, mit Pfriemen, haarfeinen Dolchen durch die Dielenspalten hinaufzustecken. — —

(„Auch Einer.“)

Der dunkle Untergrund

„Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!“, man kann hinzufügen: „und klar im Geist, ein Denker und ein Künstler!“ Damit dies sein könne, muß es eine Welt geben, dem zu lieb ist sie da. Aber warum gar so viel des übrigen? Es ist nicht anders: Gott hat einen Untergrund. Jakob Böhme, Schelling, Schopenhauer haben soweit recht (dunkler Grund, purer Wille und wie sie es nennen). Er mußte sich — muß sich — einen undurchsichtigen Unterbau schaffen, um als Geist aus ihm aufzusteigen, und gerät darüber so ins Zeug, daß er oft ganz vergißt, es handle sich erst um einen Unterbau; daher zum Beispiel alle wild teuflische Grausamkeit in der Natur und im Menschengeschlecht, soweit es bloß Natur. Wo in aller Welt mag währenddessen das wahre Wesen Gottes stecken? Das Grundtätige im Universum weiß zum Beispiel

um die Zeit, wo es dem Gattungstrieb seine furchtbare Stärke gibt, nichts davon, daß die Menschen ein Reich der Sitte gründen müssen, wozu unter anderem das Institut der Ehe gehört; es weiß nur, daß jener Trieb ungeheuer stark sein muß, weil sonst aus — stille davon! — kein Mensch gezeugt würde; darüber macht es im Eifer noch stärker als notwendig, und daraus entsteht in unzähligen Kollisionen mit dem Reich der Sitte unabsehliches, fürchterliches Elend.

Dies ist die blinde Wildheit in der Natur, sie ist der schwerste Stein im Wege des Forschens nach dem Geheimnis der Gottheit. Man ziehe nicht das eigentlich Böse, die Empörungen des Willens gegen die sittliche Welt herbei. Da liegt die Sache ungleich klarer. Es wäre kein Gutes, wenn kein Böses wäre. Aus dieser Notwendigkeit des Bösen als Reiz, Ferment und als Objekt des Guten folgt nicht im mindesten, daß der Adler den Hasen, die Katze die Maus stundenlang teuflisch quälen muß, statt die Beute kurzweg zu fressen. Es ist etwas Dämonisches in der Natur — es ist nicht anders, das eben ist „der dunkle Grund, das traurige Geheimnis im Unterbau“. Wem dies Wort sonderbar vorkommt, der möge nur bedenken, wie rätselhaft dies ist: aus dem Schoß der Natur kommt ein Wesen, das die Natur (nicht ganz, aber doch in vielem) überwindet. Da nun die Welt keine eigene Substanz neben und außer Gott haben kann, so folgt: Es ist eine Selbstsetzung und eine Negation und Verbesserung dieser Setzung im absoluten Wesen. Der Mythos von der Auferstehung Christi, wenn er einen Sinn hat, muß diesen haben. — Aber es ist und bleibt eben unbegreiflich: der Mensch findet unter sich die Natur, als unteren Teil seines Wesens, den er oft genug verächtlich hinabzwingen muß; da der Mensch aber doch aus der Natur kommt und Natur

bleibt, so verachtet dann also in ihm die Natur sich selbst. Der Untergrund zieht sich, erstreckt sich in den Oberbau hinauf, der ihn doch absetzt, entsetzt, der Unterbau setzt sich also durch diesen selbst ab. Ich bin kein Raubtier und trage doch ein Raubtier in mir, ich bin wandelnder Sichselbsterhöher und Sichselbstabsetzer und darin ein Bild der Welt. — So viel ist gewiß: das Universum ganz begreifen hieße die ganze Einheit im ganzen Widerspruch begreifen. (Auch Etnet.)

Der Kern der Religion

Die reine Religion ist das tiefe, durch Mark und Bein dringende Ur- und Grundgefühl des Verhältnisses zwischen dem Einzelnen und dem Ganzen, das Gefühl, das uns sagt: du bist unendlich klein, bist ein Nichts, solange du nicht als tätiges Glied, die Selbstsucht brechend, dem Ganzen dienst. Vielen erscheint dies fahl, öd, hohl, sie empfinden es als einen entleerenden Raub am Heiligen. In der That, wir stehen vor einem unendlich schweren Knoten, dessen Lösung nicht abzusehen ist. Zwei Sätze treten sich mit gleichem Anspruch auf Wahrheit gegenüber. Der eine sagt: in alle Zeit bedarf das Volk zur Religion eines Kreises von Bildern, die Symbole sind, Sinnbilder geahnter Wahrheiten, die aber der verwechselnden Phantasie nicht für Symbole, die ihr für Wirklichkeit gelten; auch Kunst und Dichtung können niemals diesen Bilderkreis entbehren, eine Welt von Motiven würden sie mit ihm verlieren. — Der andere lautet: in alle Zeit wird die Vernunft diese Verwechslung nicht dulden, wird und muß sie als Wahn hassen, muß diesen Wahn bekämpfen und verfolgen, wenn sie nicht sich selbst untreu werden, sich selbst verleugnen will; sie muß es wagen und setzte sie das Lebensglück daran. Und dieser Mut der Wahrheit: die Vernunft zählt ihn selbst zur

Religion, und er ist auch Religion. Nachsichtig und schonend gegen die Schwachen, die unschuldig Blinden, unnachsichtig schneidig gegen die Heger und Träger des Wahns, die es besser wissen könnten, ja besser wissen: so war Strauß, so war Lessing, dessen Gedanken er zur Reife durchgebildet hat und mit dem er brüderlich vereint im Reiche der Geister wandelt.

(Gedekrede auf David Friedrich Strauß. „Altes und Neues.“
Neue Folge.)

Vom Glauben

Wann werden die Menschen sich endlich klarmachen lassen, was Glauben heißt im wahren Sinn des Wortes! Im gemeinen Sinne freilich bedeutet es: glauben an einzelne Existenzen und Tatsachen, also zum Beispiel glauben, daß menschenähnliche und doch übersinnliche Wesen in einem Raum wohnen, der auch kein Raum ist; glauben, daß in gewissen Zeiten das Naturgesetz von diesen Wesen durchbrochen worden sei; glauben, daß einmal ein Mensch lebte, der zugleich kein Mensch war, sondern Gott war, daß er vom Tod erstanden sei und so weiter. Wie oft soll man nun noch zeigen, was Lessing so hell, so schön gezeigt hat: daß dies alles nicht Glauben ist im wahren, reineren Sinn des Wortes! Da man ja all das „glauben“ und dabei durch und durch unreligiös sein kann, mitleidlos, lieblos, undankbar, pietätlos, roh, grausam, wie soll denn darin die Religion bestehen? Glaube, wahrer Glaube ist „eine Zuversicht des, das man nicht sieht“, Glaube im ernsteren Sinn aber enthält lauter solches, was gesehen worden sein soll, vielleicht wieder gesehen werden kann, was man zu sehen wünscht, er macht die Wahrheit, die immer und nie, überall und nirgends ist, zu einem Gegenstande möglicher einzelner Erfahrung, versinnlicht sie und ist also selbst sinnlich.

Die Sinnlichkeit aber, die sich in solchem Glauben aufpflanzt und sich dann an ihm nährt, schwächt dem Geiste die Kraft des wahren Glaubens, welcher das eine festhält, das nur in allem Sichtbaren sichtbar und an sich rein unsichtbar ist. Glauben, trotz allem Scheine des Gegenteils festhalten am Glauben, daß das Wahre und Gute in den Kämpfen der Geschichte die siegreiche Macht ist, und glauben, daß dies und jenes Wunderbare einmal geschehen sei, wieder geschehen könne, ist so zweierlei, daß ein Zusammenhang zwischen dem einen und dem andern überhaupt gar nicht besteht. Es braucht keine Götter, keine Halbgötter, keine Wunder- und keine Priesterhilfe, um sich dem geistdurchdrungenen, von majestätischen Gesetzen beherrschten unendlichen Weltganzen gegenüber als ein verschwindend Kleines zu fühlen, das ein Nichts ist, solange es nicht als tätiges Glied diesem Ganzen dient. Das aber ist Religion. Religion ist das Tauwetter des Egoismus. Religiös ist die Seele in jedem Momente, wo sie von dem tragischen Gefühle der Endlichkeit alles Einzelnen durchschüttert, durchweicht, im Mittelpunkte des starren, stolzen Ich gebrochen wird und aus der Welt von Trauer, die in diesem Gefühle liegt, durch den einen Trost sich rettet: sei gut! lebe nicht dir, sondern dem herrlichen Ganzen! diene ihm! fördere! wirke treu und wäre es im kleinsten Kreise! Wird dieser Gedanke zum Herrschenden in der Seele, so wird aus den religiösen Momenten ein religiöses Leben, und dies ist ein Leben zeitlos in der Zeit, ewig in der Endlichkeit! Der chronisch Irreligiöse ist der Genußmensch. Und wie viele Tausende schleppen ihr Leben wertlos für andere, Wichte, die nur sich selbst dienen, bis an ein schnell vergessenes Grab und glauben die ganze lange Zeit dieses leeren Daseins durch dick und fest an alles, was geschrieben steht, jeden Buchstaben und jeden

übersinnlichen Leib, womit der Buchstabe die ewige Wahrheit bekleidet, verdichtet und verdunkelt!

„Die Religion zu Moral verdünnen“ ist der alte, immer neue Vorwurf gegen die Aufklärung und ihren edelsten Vertreter, gegen Lessing. Religion ist freilich nicht Moral. Aber wir können dem Menschen nicht ins Herz sehen, wir können ihn nur nach seinen Werken prüfen, nur sie legen das Zeugnis ab, ob im Innern die Religion oder die Selbstliebe wohnt. Daher bleibt die Fabel von den drei Ringen ewig wahr. Die Moral sagt: du sollst! Die Religion: und ich allein gebe dir die Kraft zu können, was du sollst, denn ich allein breche die Selbstsucht! Sie setzt hinzu: und ich tröste dich, wenn du redlich gewollt hast und dennoch schuldig geworden bist. Die Moral ist Vorschrift, die Religion die Quelle ihrer Erfüllung und der Balsam, der die Schmerzen über die Lücken dieser Erfüllung lindert und heilt. Und auch zu diesem Trost-ante bedarf die Religion schlechterdings keines Mythos, keiner Magie. Der wahrhaft Religiöse, wenn er menschlich geirrt, gefehlt hat und wenn er in tiefster Seele fühlt, daß all sein Tun doch Stückwerk ist und bleibt, darf und kann in dem großen und wahren Gedanken Beruhigung finden, daß das Universum, daß die Menschheit unzählige Kräfte besitzt, zu ergänzen, zu ersetzen, was der Einzelne unvollendet läßt, zu heilen den Schaden, den seine Schuld verursacht hat; er kann es, ohne sich diese Wahrheit erst in die grobsinnliche Vorstellung zu übersetzen, daß ein menschenähnlicher Gott um stellvertretendes Verdienst eines geopfertem Sohnes dem Schwachen, dem Sünder verzeihe. Nicht aber ein Jota erläßt die reine Religion darum, weil sie ebenso freundlich tröstet, als warm und kräftig antreibt, von den Geboten ihrer ernstern Schwester, der Moral. Jeder, der mit uns, fern von der Menge der

sogenannten Gläubigen, zu dem wahren, reinen Glauben hält, wird in sich die Stimme vernehmen: wäre ich nur so gut, als meine gottlose Religion mir zu sein gebietet!

(Der alte und neue Glaube. „Kritische Gänge.“ Neue Folge.)

Sittlicher Dualismus

Gewiß liegt der Weltflucht des Christentums, seiner Verdammung der Natur im Menschen ein falscher Dualismus zugrunde und gewiß ist eine Masse von Übeln, Mönchtum, wahnsinnige Askese, jahrhundertelange Verkehrtheit in der Menschenerziehung daraus hervorgegangen. Allein die tiefere Einheit, die gründlichere Versöhnung kann nur aus vorangegangener Tiefe der Entgegensetzung und Entzweiung sich erzeugen. Die Menschheit mußte durch einen gründlichen Bruch zwischen Natur und Geist, zwischen dem einzelnen und der Welt hindurchgehen, wenn sie zu einer gründlich harmonischen Bildung vordringen sollte. Die schöne griechische Welt ist daran zugrunde gegangen, daß ihr die innere Schärfe der Negation fehlte, das Christentum hat damit begonnen, daß es rief: tut Buße und gehet in euch! Nach dieser Seite haben die Gedanken des Apostels Paulus vom zerknirschenden Ernste des Sündenbewußtseins, vom Tode des alten Menschen und der Wiedergeburt trotz aller orientalischen Phantastik ihrer Übertreibung, trotz allen Verirrungen, die sich in der Folge daran geknüpft, doch wirklich eine neue Welt verkündigt. Luther — in der Abendmahllehre so unselig verstockt — hat diese Gedanken aufgenommen und vertieft; die protestantische Bildung, soviel krankhaft Finsteres aus diesem ihrem Grundzuge hervorgegangen ist, hat dadurch doch das Fundament für eine tiefere Einkehr des Menschen in sich gewonnen. Der Katholizismus ist unheimlich, weil in einer Kirche, die alles veräußerlicht, die

das Geistigste selbst versinnlicht, der Mensch nicht recht zu sich kommt, nicht bei sich daheim ist. Nur auf jenem Boden konnte die Kantische Moral erwachsen, falsch in ihrer dualistischen Grundlage, das heißt falsch in dem Satze, daß alles Gute nur in einer Abweisung jeder sinnlichen Triebfeder bestehen könne, und doch durch ihre Straffheit welche Stahlkur für die protestantische Bildung! An sich schon ein Ausdruck ihres gesammelten Ernstes und zu dessen Erhöhung, zur Schärfung des geistigen Auges, daß es nach innen blicken lerne, unabsehlich fortwirkend, ein heilsam anspannender Stoff in unserer geistigen Luft, den auch der einatmet, der seine Quelle nicht kennt! Das Schwert muß einmal kommen, zu scheiden, sonst wird nichts Rechtes; das Rechte ist aber geworden; denn über die Kluft dieser Spaltung des menschlichen Wesens hat die harmonische Menschenbildung den schönen Bogen hergewölbt, das Werk der reinen Hände unserer Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Humboldt und all der Träger unserer modernen Humanitätswelt.

(„Kritische Gänge“: Der alte und neue Glaube. — Ein Bekenntnis von David Friedrich Strauß.)

Ästhetische Bildung und sittliche Freiheit

Klassische Bildung und Erkämpfung einer sittlich gesunden, von falschen Transzendenzen und verkehrter Askese gereinigten, innerlich freien Lebensform müssen ja zusammenfallen. Aber keineswegs schlechthin. Bildung ist friedlicher Entwicklungsgang; sie wird die ethische Befreiung des Menschen in irgendeinem Sinn immer als Frucht in ihrem Schoße tragen, dieser Sinn kann sich aber auf eine bloße Anschauung, ein bloßes Bild der inneren Freiheit ohne wahre Realität beschränken, die Bildung kann über einen Charakter, der innerlich nicht

befreit ist, herwachsen, obwohl innere Befreiung an sich ihre Konsequenz ist; die Ziehung dieser Konsequenz fordert noch ein anderes, die ethische Neuschöpfung verlangt einen Willensakt. Die Bildung dringt nach der Form hin und antizipiert gern eine harmonische Vollendung, ohne vorher für ihren Kern gesorgt zu haben. Daher führt sie sogar eine Scheu mit sich vor dem, was sie in Wahrheit zugleich wollen sollte: eine Scheu vor dem Durchgreifenden, von vorne straff Beginnenden einer ernstesten Charakterkrise; sie liebt die stille, sanfte Kontinuität, sie erschrickt vor dem entschiedenen Bruch. — — Im sechzehnten Jahrhundert hat die Barbarei des äußeren Formsinns, die für alles Ästhetische zum Beispiel in Italien und Rom verschlossen war, die selbst den philologisch Gebildeten noch anhing, wesentlich dazu gehört, um Deutschland, um einen großen Teil Europas dem Joche der romanischen, mittelalterlichen Religionsform und Geistesumstrickung zu entreißen. Der Katholizismus besticht ästhetisch durch die pompösen Formen eines südlichen, klassischen Pathos. Die Völker, in denen der Formsinn über den Sinn des Inhalts wiegt, sind daher in seinen Banden geblieben. Goethe verachtet zwar gründlich das Pfaffentum und den Wahn, aber er bietet dennoch gegen jene groben Deutschen des sechzehnten Jahrhunderts, welche nur das moralische, politische, religiöse Verderben in Rom, und von der Kunst nichts sahen, den reinsten Gegensatz eines ästhetisch gebildeten, ästhetisch auffassenden, von der Wirklichkeit, von allen Fragen nach innerem und äußerem Volkswohl rein abstrahierenden modernen Pilgers in Italien. Es ist dies für ihn, den Menschen, der schlecht hin auf das Schöne und die Betrachtung gewiesen war, kein Vorwurf, aber wo er allgemein urteilt, zeigt sich die gründliche Beschränkung seines Blicks in dem bekannten Epigramm gegen das Luthertum,

worin er ihm seinen Haß erklärt, weil es, wie das Franztum seinerzeit, ruhige Bildung zurückgedrängt habe. Er kann damit nicht bloß die spätere Versteinerung der Reformation in einem neuen Dogmenzwang, nicht bloß das wüste Theologengezänke im Auge haben; nein, er meint die Einseitigkeit, die Leidenschaft, womit sich Luther selbst und mit ihm seine Nation rein auf die inneren inhaltsvollen Interessen des Geistes warf, allem schönen Schein, aller runden, sanften, menschlich schönen Bildung zunächst den Rücken kehrte, so daß die bildende Kunst, die Poesie stockte, die Grazien ausblieben und erst im Laufe der Jahrhunderte eine ästhetische Bildung eintrat, welche bei den romanischen Völkern in ununterbrochener Fortentwicklung mit oder nicht allzu spät nach dem Abschluß des Mittelalters ihre Blüte feierte. Und er vergißt, sich zu fragen, ob er je einen Egmont, einen Faust, eine Iphigenie, ja ob er je irgendeines seiner Werke, ob Schiller je eines seiner Werke geschrieben hätte, wenn nicht jene, unsere derben Ahnen mitten durch eine Welt des bestehenden schönen Scheines mit grober deutscher Bauernfaust durchgeschlagen und so eine Krisis der Zeiten heraufgeführt hätten, eine ethische Krisis, für welche nie und nimmer die ästhetische Bildung ein Surrogat sein kann, welche vielmehr einer echten, tiefen, wahren Kunst und Poesie, wie die neuere deutsche es ist, vorausgehen mußte! Die gebildeten Geister Italiens waren damals vom Kirchenglauben völlig gelöst, aber sie ließen die Kirche stehen, sie wollten, um von allen niedrigen Motiven abzusehen, den rauhen Lärm des Kampfes nicht, ihre Nerven waren, wie Goethes, zu fein für den groben, radikalen Schlag des wirklichen Abbruchs und Umbaus, und dadurch ist — Italien gesunken, zurückgeblieben, hat den wahren Schritt in die moderne Zeit nicht vollzogen und stellt sich vor die Pforte seiner Zukunft die schwere, dunkle

Frage, ob die hochbegabte Nation noch fähig sei, in irgendeiner ihr entsprechenden Form die moderne Entscheidung des Geistes zur inneren Befreiung, ohne welche die äußere auf Sand gebaut ist, nachzuholen. Frankreich hat ein ungenügendes Äquivalent für die Reformation in der Summe freier Gedanken erzeugt, welche als wahrer, freilich entstellter Kern seiner Revolution zugrunde lagen, und nur darum lebt und wirkt es aktiv in der modernen Geschichte, Kunst, Literatur. Wohl uns also, daß unsere Vorfahren überhaupt gar die Versuchung nicht kannten, gegen das ethisch Überlebte sich ästhetisch zu verblenden, daß sie solche Tendenzbären waren, daß der schöne Schein sie nicht bestechen, der Glanz der bella donna sie nicht blenden konnte; wohl uns, daß sie nicht mit der Phantasie anfaßten, was der grobe Verstand, die Vernunft und der moralische Sinn zu entscheiden hat! In der Uffizien-galerie zu Florenz hängt in einem Kabinette nahe der berühmten Tribuna Luthers Porträt; ein seltsamer Nachbar der Mediceischen Venus, des Apollino, der Perlen der Malerei aus jener Zeit, da die schöne Sinnlichkeit des Altertums in Italien sich mit der christlichen Vorstellung und Stimmung zu einer Blut und Süßigkeit verschmolz; er sieht mit dem knorrigen, eichenrindigen Gesicht darein, als möchte er dem ganzen heidnischen Spuk umher eine jener dicken Zoten zurufen, mit welchen er wohl den Teufel, wenn er ihn zu versuchen kam, abzuspeisen pflegte. Diese Roheit des energischen Gemüths hat uns gerettet und die Grundlagen einer späteren, aber so unendlich tieferen ästhetischen Bildung erobert. Die Deutschen galten damals bei den Welschen als hirnlos, sie wurden als Säule, Esel, Ochsen verspottet, wie wir auch wohl heute noch dort eine *razza inferiore* heißen; an seinem glänzendsten Werke, dem stolzen Bau seiner Kirche, hat es der form-

gewandte, kunstreiche romanische Geist erfahren müssen, welche Kräfte hinter dem schwerfälligen, breiten, dummlichen Wesen dieser Menschenrasse verborgen sind: sie haben ihn um die Weltherrschaft gebracht.

(Friedrich Strauß als Biograph. „Kritische Gänge.“ Neue Folge.)

Die Dramen der Humanität

Lessings „Nathan“, Goethes „Iphigenie“ und Schillers „Don Carlos“ sind die drei priesterlichen, hochreligiösen Dichtungen des Aufklärungszeitalters in der reinsten, geläutertsten Form seiner Ideen. Dramen der Humanität, der Menschenliebe.

Alle drei symbolische Gedankenprodukte, das Geschichtliche nur Maske: Orient im Mittelalter, vorgeschichtliches Griechenland, Spanien zur Reformationszeit; überall die Handlung unwahrscheinlich. In allen drei der Gedanke zur tieferen Gefühlsmacht geworden, daher trotz der Symbolik alle drei poetisch, am stärksten wirkend das dritte, weil das Gefühl Feuer, Leidenschaft. Zweien davon fehlt, echt deutsch, das dramatische Leben, am meisten der „Iphigenie“, die darin sehr schwach ist; das dritte voll Spannung und Handlung, dagegen in der Komposition gequält, auch zu rednerisch.

Die Menschenliebe ist im „Nathan“ religiöse Toleranz zwischen Nationen, Religionen, in „Iphigenie“ sittigende, söhnnende, fluchlösende Kraft, ausgehend von der Familienliebe (Schwesternliebe), im „Don Carlos“ politisch, völkerbefreiend, Staat auf Menschenwürde gründend, mächtig ins allgemeine wirkend.

Träger: im „Nathan“ ein Greis, im „Don Carlos“ ein jugendlicher Mann, in der „Iphigenie“, echt Goethisch, ein Weib, reine Jungfrau.

In allen dreien ruht das Werk der Liebe auf Resignation, Frucht schweren inneren Kampfes.

In den zwei ersten ist es still wie in einer Kirche (aber ohne Pfarrer), im „Don Carlos“ laut, doch die Luft im Mittelpunkt religiös gestimmt auch hier. („Wilhelm Tell“ reifes Kunstwerk, doch zu klassifizierend plan.)

Welches Menschenvolk, das, diese Vernunftwerke an der Spitze seiner Dichtung und Bildung, heute noch nicht weiß, was Religion ist! Sie noch in den Glaubenssäzen sucht! Oder mit ihnen wegwirft!

(„Auch Einer.“)

Unsterblichkeit

Kein Zweifel, daß unser Planet einmal in Stücke fährt und in die Sonne fliegt oder so etwas. Und unser Sonnensystem geht eben auch einmal in Trümmer. Dem Weltall sehr gleichgültig, denn es entstehen immer neue. Götterdämmerung ist immer. Der Geist steht aus der Verglühung des Zeitlichen nie auf oder immer. Es gibt jetzt Wesen, die es erringen, jetzt über der Zeit zu leben, oder es gibt keine. Gibt es jetzt solche, jetzt ist immer, es werden immer solche Jetzt sein, wo zeitliche empfindende, denkende Wesen sich erheben in das, was nie und immer, nirgends und überall ist. Ist es so, so ist es um keinen Untergang schade. Fragt man: was wird aus dem ganzen Schatz von Erfahrung, Wissen, Bildung, den das Geschlecht auf unserem Planeten mit unnennbaren Mühen, in furchtbaren, ungezählte Jahrtausende langen Kämpfen gesammelt hat? Geht er mit dem Planeten verloren oder ist ein Weg denkbar, daß er erhalten, anderswo aufgefaßt, dort weiterentwickelt ein Glied bildete in einer unendlichen Kette geistiger Erwerbungen aller denkbaren menschenähnlichen Wesen

auf allen bewohnbaren Weltkörpern? Die Antwort ist leicht: verloren geht er, undenkbar ist solch ein Band, solch ein Weg. Das scheint trostlos. Ist's aber gar nicht. Alle ansteigende Bildungsarbeit aller Geschlechter erreicht ja nie das Ziel. Gibt es kein Vollglück auf jedem Punkte mitten in der ewig ansteigenden Bahn, so gibt es überhaupt keines. Jeder Augenblick der Freude, der wahren Freude, also vor allem der Freude im reinen Schauen, Forschen und im reinen Wirken ist aber doch Sein im Ewigen an sich, greift also aus der Kette heraus, unabhängig von ihren Bedingungen, eins mit sich, frei. Sene Schätze haben ihren Wert in sich selbst gehabt. Was Wert in sich hat, das beglückt, beseligt. Jeder Mensch, der sich in die Welt des in sich Wertvollen erhebt, ist in jeder Minute, in der es geschieht, mitten in der Zeit ewig. Wie viele Menschen, wie lange Zeit Menschen so des Ewigen teilhaftig werden, verändert daran gar nichts. Sind auf anderen Weltkörpern menschenähnliche Wesen, sie mögen sorgen, daß sie ebenso ins Unzeitliche sich erheben.

So ist es auch mit der Frage nach der Unsterblichkeit des einzelnen. Du möchtest der Zeit nach ewig leben, mein lieber Diegmeyer? Aber wenn du auf immer neuen Planeten ewig ein neues Zeitleben lebst, so kommt es in jedem derselben immer nur darauf an, ob du vermagst, ins Zeitlose emporzusteigen. Von der endlosen Zeit, mein Lieber, hast du gar nichts, nicht den geringsten Spaß, sie gähnt dich nur an, ihr gehören ist nicht besser als ewige Höllestrafe.

Wir sind nur Bilder; wirklich, buchstäblich nur Bilder. Wir werden ja in jedem Moment erst gewoben, gemalt und auch wieder aufgetrennt, ausgewischt. Was jeden Augenblick erst wird, ist doch kein wahrhaft Seiendes. Wir stehen ja nicht fest, wir schweben ja nur wie ein Traumbild. Wir scheinen

so solid wie Bein und Eisen und sind doch so porös, nur wandelnde Auflösung und Wiederknüpfung:

Wie hoch die Welt sich bäumet,
Wie laut auf breiter Spur
Das Leben schäumet,
Uns alle träumet
Der Weltgeist nur.

Das braucht aber niemand bange zu machen. Sorge du nur dafür, daß du Bild wirst in einem zweiten und besseren Sinn. Laß dich nicht nur von der Natur hingepinselt, hingestickt sein! Sorge dafür, daß du Bild wirst, aufbewahrt im Geiste der Menschen. Sein ist Schein. Das wahre Sein verdient man sich durch nicht mehr Sein — wer nämlich gut vorgearbeitet hat. Das kann auch der Geringste machen, daß ein gutes Bild von ihm in den Seinigen fortlebt. Der große Mann freilich hat als die Seinigen ein ganzes Volk, ganze Völker. Aber man braucht kein großer Mann zu sein; das kleinste Scherflein zum Kapital der Menschheit wuchert fort und fort. Das Brot, das ich heute esse, das Kleid, das mich wärmt, die Gerechtigkeit, die mich schützt im Verein mit vielen: vor tausend und tausend Jahren haben schon gute Menschen daran gearbeitet. Kannst du's so machen, daß du auch deinen Namen ins Gedächtnis der Menschheit einschreibst: gut, aber nicht notwendig; mag dein Gedächtnis nach wenigen oder mehreren oder vielen Generationen erlöschen, geht der Planet auch unter und mit ihm das Gedächtnis der Größten, die unsterblich heißen: Wert und Zeit sind ja zweierlei; in dem Wissen, es wert zu sein, daß man deiner gedente, bist du ewig, bist wahres, unvergängliches Bild.

(„Auch Einer.“)

Vom Leben

Das Leben ist eine Fußreise mit einem Dorn oder Nagel im Stiefel. Felsen, Berge, Schluchten, Flüsse, Löcher, Sonnen-
glut, Frost, Unwetter, Räuber, Feinde, Wunden: damit müssen wir kämpfen, das will bestanden sein, dazu haben wir die Willenskraft. Aber der Nagel im Stiefel: das ist die Zugabe, kommt außerdem und überdies dazu, und für den Nagel bleibt dem Manne, der mit den großen Übeln redlich ringt, keine Geduld übrig. Haben denn die Menschen Zintblech statt Haut an den Fußsohlen, daß mich darin niemand verstehen will? — Oder auch: das Leben ist eine Schublade, die nicht geht, stockt, staut, spannt —

Fremdlinge auf Erden lachen gern. Das kommt von ihrem scharfen Auge und von der Höhe ihres Sehpunktes. Aber es ist ein anderes Lachen, als das Lachen gemeiner Seelen. — Auch lachen sie gern über sich selbst.

Du hast Langweile? Mußt nach Unterhaltung jagen? Hast du denn an dir gar keine Gesellschaft? Kannst du dich gar nicht entzwei spalten und hat, wenn du es kannst, der eine dem andern gar nichts zu sagen. („Auch Einer.“)

Ohne

Wir haben keinen
Lieben Vater im Himmel.
Sei mit dir im reinen!
Man muß aushalten im Weltgetümmel
Auch ohne das.
Was ich alles las
Bei gläubigen Philosophen,
Lockt keinen Hund vom Ofen.

Wär' Einer droben in Wolkenhö'h'n
Und würde das Schauspiel mitanseh'n,
Wie mitleidslos, wie teuflisch wild
Tier gegen Tier und Menschenbild
Wütet mit Zahn, mit Gift und Stahl,
Mit ausgefonnener Folterqual,
Sein Vaterherz würd' es nicht ertragen,
Mit Donnerkeilen würd' er dreinschlagen,
Mit tausend heiligen Donnergewittern
Würd' er die Henkerknechte zerschmettern.

Meint ihr, er werde in andern Welten
Sintennach Bö's und Gut vergelten,
Ein grausam hingemordetes Leben
Zur Vergütung in seinen Himmel heben?
Oh, wenn sie erwachten in anderen Fluren,
Die zu Tod gemarterten Kreaturen:
„Ich danke!“ würden sie sagen,
„Möcht' es nicht noch einmal wagen.
Es ist überstanden, es ist geschehen,
Schließ' mir die Augen, mag nichts mehr sehen.
Leben ist Leben. Wo irgend Leben,
Wird es auch eine Natur wieder geben.
Und in der Natur ist kein Erbarmen,
Da werden auch wieder Menschen sein,
Die könnten wie dazumal mich umarmen —
Oh, leg' ins Grab mich wieder hinein!“

Wer aber lebt, muß es klar sich sagen:
Durch dies Leben sich durchzuschlagen,
Das will ein Stück Roheit.

Wohl dir, wenn du das hast erfahren
Und kannst dir dennoch retten und wahren
Der Seele Hoheit.

In Seelen, die das Leben aushalten
Und Mitleid üben und menschlich walten,
Mit vereinten Waffen
Wirken und schaffen
Trosz Hohn und Spott,
Da ist Gott.

(„Lyrische Gänge.“)

An die Empfindsamen

Weichheit ist gut an ihrem Ort,
Aber sie ist kein Lösungswort,
Kein Schild, keine Klinge, und kein Griff;
Kein Panzer, kein Steuer für dein Schiff,
Du ruderst mit ihr vergebens.
Kraft ist die Parole des Lebens;
Kraft im Zuge des Strebens,
Kraft im Wagen,
Kraft im Schlagen,
Kraft im Behagen,
Kraft im Entfagen,
Kraft im Ertragen,
Kraft bei des Bruders Not und Leid
Im stillen Werke der Menschlichkeit.

(„Lyrische Gänge.“)

Vom Tode

In der Jugend heiterem Morgenrot
Denkt kein Mensch an Alter und Tod,

Und dies mit allem Grund und Fug,
Denn an den Tod soll man nicht denken.
Im Alter kostet es Müß genug,
Die Gedanken von ihm abzulenken.

Memento mori: Hohler Popanz!
Motto für einen Totentanz!
Laugt nichts für Junge und nichts für Greise;
Memento vivere sagt der Weise;
Fülle dein Leben tüchtig aus:
Mit dem Rat hält man richtig Haus.
(„Lyrische Gänge.“)

Sprüche

Die blinden Seelen, die gedankenschiefen,
Was wissen sie von Ewigkeit und Zeit!
Den Zeitmoment zur Ewigkeit vertiefen:
Das ist's, da liegt Unsterblichkeit.
Dazu ward Leben! Das bringt Rat und Licht,
Bringt Reim ins ungereimte Weltgedicht.

*

Freue dich an Formen, Tönen,
Lausche, wenn ein Dichter spricht,
Labe deinen Geist am Schönen,
Aber Schöngeist werde nicht!

*

Das Leben ist schwer, das will Bedacht;
Vor dir besonders nimm dich in acht!

*

Was schützt vor ungerader Bahn,
Bewahrt vor Lügen und Trügen?
Lüg allererst dich selbst nicht an,
Wirst andre nicht belügen.

*

Jung sein ist Glück und vergeht wie Dunst,
Jung bleiben ist mehr und ist eine Kunst.

*

Wenn Gift und Galle die Welt dir beut
Und du möchtest das Herz dir gesund bewahren:
Mach andern Freude! du wirst erfahren,
Daß Freude freut. (Eprische Gänge.)

The readiness is all

(Bereit sein ist alles)

1883

Lerne hoffen, ohne zu hoffen!
Leider ein allzu schweres Stück.
Wer's könnte, hätte das Ziel getroffen:
Glücklich zu sein auch ohne Glück.

Dennoch ist's wahr und ein guter Rat,
Wird er auch niemals ganz zur Tat, —
Leben ist Schuld,
Da will's Geduld.
Im Genuß entsagen,
Leidend nicht klagen,
Verzichtend wagen,
Dem Schein nicht trauen,
Doch freudig schauen,
Schaffen und bauen:

Versuch es, und kann es nicht ganz gelingen:
So viel du vermagst, es doch zu zwingen,
So viel ragst du aus Zeit und Schein
Empor, in die Ewigkeit hinein. (,Motte la.‘)

In der Vaterstadt

I.

Das sind die alten Wege,
Die schattigen Alleen,
Des Parks alte Stege,
Felsburg und kleine Seen.

Das sind die alten Gassen,
Der Marktplatz, leer und breit,
Vollauf ist Raum gelassen
Für Kinderlustbarkeit.

Das sind die Laubengänge,
Die uns so wohl behagt,
Durch deren luft'ge Länge
Wir jauchzend uns gejagt.

Und hier am Hallenbaue,
Hier steht das Vaterhaus.
Ehrtwürdig Haupt, o schaue —
Ich harre — schau heraus!

O Mutterbild, erscheine!
Geschwister, kommt ans Licht!
Der teuren Seelen keine
Darf fehlen. Säumet nicht!

II.

Ist mancher so gegangen
Und hat zurückgedacht,
Wie er mit Kindertwangen
Hier einst gespielt, gelacht.

Wird mancher noch so gehen
Und denken so zurück
Und wird sich selber sehen
In seinem Kindesglück.

Wird stehen, wie ich heute,
An seinem Vaterhaus,
Wo nun die fremden Leute
Zum Fenster schaun heraus.

Wird suchen und wird spähen,
Am hellen Tage blind,
Wird meinen, er müsse sie sehen,
Die alle nicht mehr sind.

(„Lyrische Gänge.“)

Mein Käzlein

Klagelied

Man fand dich fern vom warmen Hause,
Bedrängt von Schnee und eis'gem Wind,
Trug dich zu meiner stillen Klause,
Verirrtes armes Katzenkind.

Du schriest und klagtest in dem neuen
Unheimlich bücherreichen Ort,
Doch bald verschwand dein wildes Scheuen,
Du fühltest dich in sichrem Hort.

Trafst du doch einen biedern Rater
Im Haus des unbekanntem Manns,
Und dich empfing fast wie ein Vater
Der muntre Rattenfänger Hans.

Du warst noch etwas unerzogen,
Bergingest dich in manchem Stück,
Doch führte, mütterlich gewogen,
Die Rute dich zur Pflicht zurück.

Das Spiel begann, ein lustig Jagen,
Ein Wettkampf in verwegnem Sprung,
Ein Raufen, Purzeln, Überschlagen,
Mit welcher Grazie, welchem Schwung!

Und kam der Herr, dich sanft zu streicheln,
Wie sprangst du gern auf seinen Arm
Und riebst mit Schnurren und mit Schmeicheln
An ihm dein Pelzchen, zart und warm.

Du dientest mir zu allen Stunden
Mit Arlecchino-Schelmerein,
Wie tief hast du die Pflicht empfunden,
Mein dankbarer Hanswurst zu sein!

Nie war uns bang, die Wize gehen
Zum komischen Ballett dir aus,
Durch stete Fülle der Ideen
Belebtest du das ganze Haus.

Und wenn du endlich schlummern solltest,
Zogst du den Hund als Lager vor,
Du schmiegest dich an ihn und nolltest
Im halben Schlaf an seinem Ohr.

Dein Anzug, elegant im Schnitte,
War blaugrau, mit Geschmack verziert,
Brust, Pflötchen, Antlitz bis zur Mitte
Mit Weiß symmetrisch dekoriert.

Doch was ist Schmuck? Die eignen Formen
Kann aller Aufputz nur erhöhen;
Gebildet wie nach griechischen Normen —
Ich darf es sagen, du warst schön.

Die Nase fein, die Augen helle,
Zart rosenfarb' der kleine Mund,
Jedwede Linie eine Welle
Und jede Regung weich und rund.

Da kam, von Teufeln angestiftet,
Ein Mäuschen her in einer Nacht —
Du fraßest es, es war vergiftet,
Und ach! Dein Schicksal war vollbracht.

Nicht ganz; noch Höllenqualentage,
Brandschmerz und grimmen Durstes Pein
Durchlebtest du, und ohne Klage,
Dann schlieffst du endlich lautlos ein.

Es suchten dich die alten Freunde
In jedem Winkel aus und ein,
Du warst der liebenden Gemeinde,
Was einst der Mag dem Wallenstein.

Mag nur die Spötterwelt es wissen:
Du tust mir tief im Herzen leid,
So jäh, so graß herausgerissen
Aus deiner Jugend Heiterkeit.

Vor Hungertod konnt ich dich wahren,
Nicht vor der rohen Menschheit Gift,
Es schützen keines Hauses Laren
Vor Mord, der in die Ferne trifft.

Ich trüge wahrlich noch viel eher
Manch eines Tiervergifters Tod.
Verzeih mir's Gott, sie geht mir näher,
Des armen Käzleins Todesnot.

Und leb' ich nach dem Lärm hienieden
Noch fort auf einem stillen Stern,
Sei auch in Gnaden herbeschieden
Das Käzlein zu dem alten Herrn.

(„Lyrische Gänge.“)

Bald

Es währt noch eine kurze Weile,
Daß du durch diese Straße gehst
Hinauf, herab die lange Zeile
Und manchmal grüßend stille stehst.

Bald wird der ein und andre sagen:
Den Alten sehen wir nicht mehr,
Er ging an kalt und warmen Tagen
Doch hier sein Stündchen hin und her.

Es sei! Des Lebens volle Schalen
Hab' ich geneigt an meinen Mund,
Und auch des Lebens ganze Qualen
Hab' ich geschmeckt bis auf den Grund.

Getan ist manches, was ich sollte,
Nicht spurlos laß ich meine Bahn;
Doch manches, was ich sollt' und wollte,
Wie manches ist noch ungetan!

Wohl sinkt sie immer noch zu frühe
Herab, die wohlbekannte Nacht,
Doch wer mit aller Sorg' und Mühe
Hat je sein Tagewerk vollbracht!

Schau um dich! Sieh die hellen Blicke,
Der Wangen jugendfrisches Blut,
Und sage dir: In jede Lücke
Ergießt sich junge Lebensflut

Es ist gesorgt, brauchst nicht zu sorgen;
Mach Platz, die Menschheit stirbt nicht aus,
Sie feiert ewig neue Morgen,
Du steige fest ins dunkle Haus!

(„Eprische Gänge.“)

Greifenglück

Wie man das Alter auch mag verklagen,
Wie viel Übles auch von ihm sagen,
Die Ehre muß man ihm dennoch geben,
Daß es uns gönnt, noch das zu erleben,
Wie es tut, sich fühlt und schmeckt,
Wenn sie, die uns so toll geschreckt,
Verbellt, gejagt, durch die Wälder gehet,
Wenn sie nun endlich zu guter Letzt
Abläßt von ihrer feuchenden Beute,
Die Jägerin mit der grimmigen Meute,

Die wilde Jägerin Leidenschaft.
 Es schmeckt wie ein kühlender Labesaft,
 Es schmeckt wie ein Schläfchen nach Tische gut,
 Wo man so sanft einnicken tut.
 Also ihr Leidenschaften: Ade!
 Euer Abschied tut mir nicht weh!
 Doch eine will ich behalten, eine!
 Den Zorn auf das Schlechte, das Gemeine.
 („Lyrische Gänge.“)

Schlufsergebnis

„Sage, was ist am Ende der Bahn
 Als das Wahre, das Beste dir erschienen?“
 Nachdem verblichen so mancher Wahn,
 Das Leben durch Arbeit abverdienen.

„Traurig.“ — Ich weiß nicht, mir ist dabei
 So heiter zumut wie in Jugendzeiten,
 Die Seele befindet sich hell und frei
 Im Dienste des Ganzen, im Meer, im weiten.
 („Lyrische Gänge.“)

Alter

Geschlagen
 Hat mich das Alter, und ich verstehe,
 Was ich sonst nur obenhin verstand.
 Wie es gemeint ist, wenn man redet
 Von müden Greisen.
 Müde vor allem sind mir die Beine,
 Und nach wenig Morgenbewegung
 Freu ich mich auf das Mittagschläfchen.
 Nicht gelüftet mich's mitzueilen,

5

Wenn, von Trompetenschmetterern gelockt,
Nach des festlichen Aufzugs Schauspiel
Neugierfelig die Menge strömt,
Wenn sie am Felsberg atmend aufklimmt,
Wo auf dem Gipfel die Rundsicht winkt.
Und der Geist, wie steht es um ihn?
Müd ist geworden, müd auch er,
Müde der Täuschung.
Eine nur, eine noch ist geblieben.
Nimmer, so lang ich noch Atem hole,
Nimmer, nimmer schwinde sie mir,
Die hohe Täuschung, der wahrheitsvolle,
Heilige Wahn, daß Götter leben.

(„Lyrische Gänge.“)

F T VISCHER
Friedrich Theodor Vischer

Eine Darstellung seiner Persönlichkeit
und eine Auswahl aus seinen Werken

Von K
Dr. Theodor Klaiber

40

Mit 6 Tafeln



Verlegt von Strecker und Schröder in Stuttgart
1920

HG 330 A. 7

